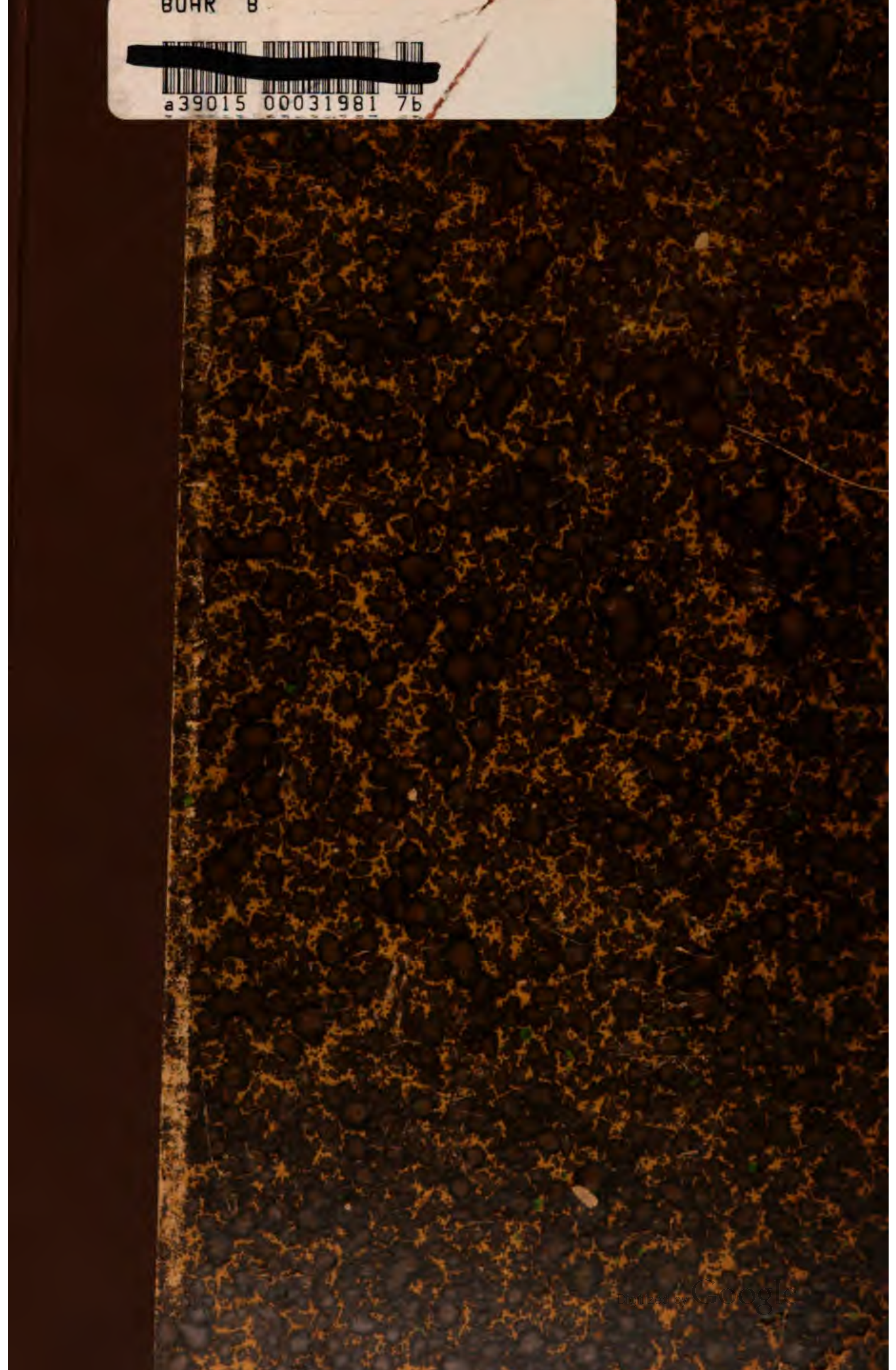



Ex-libris
Walter Krickeberg
R.D.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
1817



JACOBSEN, REISE IN DIE INSELWELT DES BANDA-MEERES.





BEARBEITET
VON
PAUL ROLAND.

MIT EINEM VORWORT
VON
RUDOLF VIRCHOW.





BERLIN.
VERLAG VON MITSCHER & RÖSTELL
1896.

J a c o b s e n, Reise in die Inselwelt des B a n d a - M e e r e s. Bearbeitet von P a u l R o l a n d. Mit einem Vorwort von R u d o l f V i r c h o w. XX und 272 S. Berlin, Mitscher u. Röstell.

3. Aug. 1896

Als das Hilfskomité für Vermehrung der ethnologischen Sammlungen der königlichen Museen zu Berlin seine Aufmerksamkeit auf die mangelhafte Ausstattung des Museums für Völkerkunde mit Gegenständen der ostasiatischen Inselwelt richtete und eine ethnologische Expedition dahin zu entsenden beschloß, wußte es keinen Besseren an deren Spitze zu stellen, als den viel erprobten und in mannigfachen Prüfungen als wetterfest bewährten A d r i a n J a c o b s e n. Er hat mehr geleistet, als man gefordert und erwartet hat. In einem kleinen und gebrechlichen Fahrzeug hat er das malaiische Meer in verschiedenen Richtungen durchsegelt und eine Reihe abgelegener Inseln, namentlich die lange Kette von Flores bis Key durchsucht. Ueberall — so rühmt V i r c h o w — hat er sowohl in Sitten und Gebräuchen, als in Geräthen, Waffen und Schmucksachen die ältesten Rückstände der örtlichen Kultur zu entdecken gesucht. Die Bevölkerungen in ihrer bunten Mischung hat er mit dem Auge des erfahrenen Menschenkenners gemustert, ihre alten Erzählungen über Wanderungen und Verkehrsbeziehungen gesammelt und die erlöschenden Spuren der ursprünglichen Abstammung festzuhalten gesucht. Die Schilderungen in dem vorliegenden Buche gewähren ein anschauliches Bild von der Reise und ihren Ergebnissen und den besuchten Inseln. Sie zeigen den in jeder Beziehung vorurtheilslosen Verfasser als einen treuen Naturbeobachter und Berichterstatter, der in fast kindlicher Frische die Eindrücke wiedergibt, die ihm diese, auch für ihn ganz neue Welt erzeugt hatte. Die Instruktionen, die dem Reisenden ertheilt waren, enthielten die Forderung, ein vorzugsweises Augenmerk auf die religiösen Ueberlieferungen der Naturvölker zu richten und die Gegenstände ihres Götzendienstes zu sammeln. Es wird ihm bezeugt, daß dies in der reichsten Weise geschehen sei. Ernste Beachtung verdienen die Wahrnehmungen und die daran geknüpften Reflexionen, welche die allgemeine Kulturgeschichte und die Kolonialpolitik berühren, und ebenso die Mittheilungen über die Arbeitsweise und die Leistungen der verschiedenen Missionäre. In einer Missionsstation holländischer Jesuiten auf der Insel Flores beschäftigt man sich hauptsächlich mit der Kindererziehung. In einem kasernenartigen Holzbau fand Jacobsen 150 Knaben untergebracht, die im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und in der Religion unterrichtet wurden. Er muß den Jesuiten das Zeugniß ausstellen, daß ihr Erziehungswerk augenscheinlich die schönsten Früchte trug: die gelehrigen, militärisch geschulten Kinder machten den besten Eindruck, waren weder aufdringlich noch ungezogen und erwiesen sich später als geschickte Helfer beim Sammeln. Sie wußten, daß der Fremde aus Norwegen, dem nördlichsten Lande Europas stamme und sein Reisegefährte ein Bewohner des südlich davon gelegenen Deutschlands sei. Besonders schön war die Schrift der Kinder. Die protestantischen Missionäre, richtiger holländische Pastoren, auf Kissar, Letti und Luang haben in dem Bestreben, das Christenthum auszubreiten, zunächst in ausgedehntem Maße eine Vernichtung der Götzenbilder eingeleitet und theilweise auch durchgeführt. Aber Jacobsen fand unter den angeblichen Christen noch sehr viele Heiden. Heilige Häuser finden sich fast in jedem Dorfe und sind mit Götzenbildern angefüllt. Christen und Heiden tragen die üblichen Amulete mit gleicher gläubiger Zuversicht, und von keinem der sogenannten Christen, die noch im Besitze von Götzenbildern waren, konnte eines angekauft werden, während die Heiden in edler Unbefangenheit die Götzen ihrer Väter veräußerten. Wo dagegen katholische Missionen sind, ist der Götzendienst verschwunden; kein einziges Idol war in jenen Bezirken zu erwerben. Die Kirchen waren stark besucht, die Schulen musterhaft. Mit Geschick haben es die Patres verstanden, sich der Jugend zu bemächtigen. Die Kinder sind eifrig in ihrem Glauben, und nicht zum wenigsten sind sie es, die die Götzenbilder ausgerottet haben. Im Norden und Osten der Insel Vancouver, wo die Church of England seit 20 Jahren ihre Sendboten angesiedelt hat, blüht noch heute das Heidenthum, wuchert die Sekte der Hametzen mit ihren gräulichen Leichenschmäusen und feiert der Schamanismus seine Orgien. — Auch diese Mittheilungen beweisen, daß Jacobsens Reiseschilderungen die Aufmerksamkeit Aller verdienen, die gute Bücher den schlechten vorziehen. S.

JACOBSEN,

REISE IN DIE INSELWELT DES BANDA-MEERES.



BEARBEITET

VON

PAUL ROLAND.

MIT EINEM VORWORT VON **RUDOLF VIRCHOW.**



BERLIN.
VERLAG VON MITSCHER & RÖSTELL
1896.

Prof. Dr. V
Berlin-
Detmol



Den Stiftern

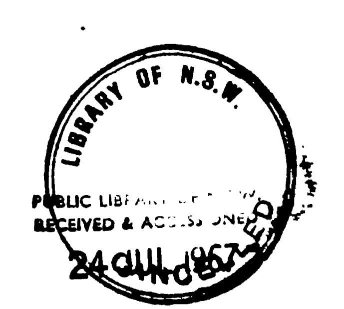
des Hilfskomité für Vermehrung der Ethnologischen Sammlungen

der

Königlichen Museen zu Berlin

† Isidor Richter, Valentin Weisbach,
† G. von Bleichröder, † August v. Le Coq, Baptist Dotti,
† E. C. Francke, Ludw. M. Goldberger,
Emil Hecker, † Wilh. Maurer, sämmtl. in Berlin,
Carl Reiss, Mannheim

ehrfurchtsvoll gewidmet.


LIBRARY OF N.S.W.
PUBLIC LIBR
RECEIVED & AC
24



Den Stiftern

des Hilfskomité für Vermehrung der

Ethnologischen Sammlungen

der

Königlichen Museen zu Berlin

† Isidor Richter, Valentin Weisbach,

† G. von Bleichröder, † August v. Le Coq, Baptist Dotti,

† E. C. Francke, Ludw. M. Goldberger,

Emil Hecker, † Wilh. Maurer, sämmtl. in Berlin,

Carl Reiss, Mannheim

ehrfurchtsvoll gewidmet.

VORWORT.

Herr Adrian Jacobsen ist in den wissenschaftlichen Kreisen von Deutschland und Skandinavien seit langer Zeit als ein vorzugsweise befähigter Reisender und Sammler und als ein höchst zuverlässiger Beobachter bekannt und geschätzt. Nachdem er zuerst, zum Theil auf eigenen Seefahrten, nördliche Gegenden durchstreift, insbesondere die Eskimos in Labrador aufgesucht hatte, ist er in den Dienst des Berliner Ethnologischen Comités getreten und hat als dessen Abgesandter Jahre lang unter den Stämmen der Nordwestküste Amerikas und des Amurgebietes gelebt und deren Besonderheiten studirt. Seine damaligen Sammlungen bilden einen der Glanzpunkte unseres Museums für Völkerkunde. Sie repräsentiren eine schon absterbende Cultur, welche der Nachwelt nur noch in solchen Schatzkammern erhalten werden wird. Sie erregten sofort tiefe Ueberraschung und allgemeine Bewunderung.

Als das Comité später seine Aufmerksamkeit auf die mangelhafte Ausstattung des Museums mit Gegenständen der ostasiatischen Inselwelt richtete und eine ethnologische Expedition dahin zu entsenden beschloss, wusste es keinen besseren an die Spitze derselben zu stellen, als den viel erprobten und in zahlreichen Prüfungen als wetterfest erfundenen Mann, der zugleich in der Auswahl der zu erwerbenden Gegenstände volles Verständniss und sicheres Geschick gezeigt hatte. Herr Jacobsen übernahm die ihm gestellte Aufgabe; die von ihm heimgebrachten und im Museum aufgestellten Schätze lassen jeden Sachverständigen erkennen, dass hier wiederum ein neues Gebiet dem ethnologischen Studium erschlossen wurde.

Herr Jacobsen hat diese Expedition mit verhältnissmässig geringen Mitteln durchgeführt. Aber das war nur möglich, indem er selbst sich grossen Entbehrungen, ja den grössten Gefahren aussetzte. In einem kleinen und gebrechlichen Fahrzeug hat er das malaiische Meer in verschiedenen Richtungen durchsegelt und eine Reihe von abgelegenen Inseln, namentlich die lange

Kette von Flores bis Key, durchsucht. Ueberall hat er sowohl in Sitten und Gebräuchen, als in Geräthen, Waffen und Schmucksachen die ältesten Rückstände der örtlichen Cultur zu entdecken gewusst. Die Bevölkerungen selbst in ihrer bunten Mischung hat er mit dem Auge des erfahrenen Menschenkenners gemustert, ihre Traditionen über Wanderungen und Verkehrsbeziehungen gesammelt und die erlöschenden Spuren der ursprünglichen Abstammung festzuhalten gesucht.

Die Schilderungen, welche das vorliegende Buch enthält, gewähren ein anschauliches Bild sowohl der Reise selbst und der besuchten Inseln, als auch der Ergebnisse. Sie haben den besonderen Vorzug, dass sie ganz frei sind von doctrinären Vorurtheilen und von bestimmten nationalen oder politischen Tendenzen; sie zeigen uns den Verfasser als einen treuen Naturbeobachter und Berichterstatter, der in fast kindlicher Frische die Eindrücke wiedergiebt, die ihm diese, auch für ihn ganz neue Welt erzeugt hatte Man muss in der Reiseliteratur ziemlich weit zurückgehen, mindestens bis in das vorige Jahrhundert, um ähnlich lebendige Schilderungen anzutreffen: man glaubt sich in das Zeitalter Cook's zurückversetzt, wenn der Verfasser von Insulanern berichtet, die noch nie einen Weissen gesehen hatten. Die Sprache des Reisenden, obwohl sie zuweilen von einer hochpoetischen Begeisterung Zeugniss giebt, bleibt doch stets ungekünstelt. Nirgends wird ein Bestreben nach Effekthascherei bemerkbar, wie es so leicht bei Reisenden sich einstellt. Es ist in der That ein Genuss, unseren Reisenden in Gedanken zu begleiten und seine Wahrnehmungen und die daran geknüpften Reflexionen zu lesen.

Diese haben meist einen tieferen Grund, als auf den ersten Blick erscheinen kann. Sie berühren sowohl die allgemeine Culturgeschichte, als die Colonialpolitik. Was die erstere betrifft, so enthielten die Instruktionen des Herrn Bastian die Forderung, ein vorzugsweises Augenmerk auf die religiösen Traditionen der Naturvölker zu richten und die Gegenstände ihres Götzendienstes zu sammeln. Dies ist in der reichsten Weise geschehen. Zugleich hat der Verfasser manche werthvolle Bemerkung gebracht über den Zusammenhang der religiösen Vorstellungen und namentlich der plastischen Fabrikate für den Cultus unter den Bewohnern der einzelnen Inseln, der auf ältere Wanderungen hindeutet. Auch die verschiedene Arbeitsweise der modernen Missionen wird objectiv geschildert und der Unterschied in den Leistungen der katholischen und der protestantischen Missionare erläutert. In Bezug auf Colonialpolitik sind die Aeusserungen des Verfassers sehr vorsichtig; er enthält sich, allgemeine Behauptungen aufzustellen, und beschränkt sich genau auf das von ihm durchforschte Gebiet. Hier ist er sehr offen und trotz seiner Anerkennung für viele holländische Beamte doch nicht gerade günstig gestimmt in Betreff der Regierung. Es finden sich nicht wenige Winke und ganz bescheiden gehaltene Rathschläge, wie besser zu regieren wäre.

Da das Leben und die Gesundheit des Verfassers auf dieser Reise durch Malariakrankheiten auf das Schwerste gefährdet war, so lässt sich kaum annehmen, dass er, dessen Körper gegen die Einwirkungen des arktischen Klimas so widerstandsfähig sich erwiesen hat, jemals wieder auf die malaiische oder pacifische See zurückkehren wird. Aber im Interesse der Ethnologie und im Hinblick auf das äusserst schnelle Hinschwinden der ursprünglichen Sitten und Gebräuche bei den Eingeborenen aller Zonen kann der Wunsch nicht dringend genug ausgesprochen werden, dass eine so bewährte Kraft, wie die des Herrn Jacobsen, im Dienste der Wissenschaft bald eine neue Verwendung finden möchte.

Die Ausstattung des Buches ist eine durchweg saubere und den heutigen Anforderungen entsprechende. Die beigegebenen Illustrationen sind nicht ganz im Sinne der verfeinerten Entwicklung der reproducirenden Kunst; sie gleichen aber den Bildern, wie sie englische, gelegentlich auch französische und deutsche Reisende ihren Werken beigegeben haben. Es sind Bilder, die mehr den Habitus von Skizzen haben. Aber sie besitzen den Vorzug, dass sie das Charakteristische in prägnanter Weise wiedergeben; es wäre ein Verlust, wenn sie nicht vorhanden wären.

Möge das interessante Buch ein recht grosses und aufmerksames Publikum finden.

Berlin, am 15. Oktober 1895.

Rudolf Virchow.



Nachfolgende Blätter enthalten die Beschreibung meiner in den Jahren 1887—88 ausgeführten Reise in die Banda-See, welche im Auftrage des Berliner „Museums für Völkerkunde" unternommen und nach den von der Direktion desselben gegebenen Instruktionen vollendet wurde.

Durch die hochherzige Unterstützung des inzwischen verstorbenen Banquiers Herrn Isidor Richter, sowie des jetzigen Vorsitzenden des „Ethnologischen Hilfscomité's" Herrn Val. Weissbach und der übrigen Mitglieder wurde es mir ermöglicht, sowohl die Reise glücklich zu vollenden, als auch in dem hier vorliegenden Werke zu beschreiben.

Des verstorbenen Vorsitzenden, Herrn Richter, pietätvoll gedenkend, spreche ich an dieser Stelle nochmals dem Comité meinen verbindlichsten Dank aus.

Es war eigentlich meine Absicht, gleich nach meiner Rückkehr diese Reisebeschreibung der Oeffentlichkeit zu übergeben; aber eine ganze Reihe misslicher Umstände, nicht zum wenigsten meine längere Abwesenheit von Deutschland, traten dem hindernd entgegen. So ist es mir denn erst jetzt möglich, mit diesem Werke, das meine Reiseerlebnisse und rein persönlichen Anschauungen über Land und Leute enthält, vor das Publikum zu treten.

Mit meiner Abwesenheit von Berlin muss ich es auch entschuldigen, dass sich in die zur besseren Anschaulichkeit beigegebenen Zeichnungen der Eingeborenen hie und da kleine Mängel eingeschlichen haben. Uebrigens sollen all die eben erwähnten Abbildungen nur Trachtenbilder der betreffenden Gegenden sein, und beanspruchen keinerlei Richtigkeit bezüglich des Typus. Die Kleidungsstücke, Waffen, Idole, die zu den Illustrationen verwandt sind, befinden sich sämmtlich in Besitz des Königlichen „Museum für Völkerkunde" zu Berlin.

Für eine Anzahl von Illustrationen bin ich der „Berliner Anthropologischen Gesellschaft“ zu Danke verpflichtet. Es sind dies die Illustrationen auf Seite 53, 127, 129, 183, 199, 239. Dieselben sind aus den Verhandlungen der Gesellschaft vom 30. April 1892 entnommen und gehören zu dem Aufsatz von Dr. F. W. K. Müller. Leider wurde übersehen, dies auf Seite 129 und 199 auch unter dem Texte zu bemerken.

Die Wörter aus den Sprachen der Eingeborenen theile ich für den sich dafür Interessirenden so mit, wie ich sie persönlich gehört und in mein Reisetagebuch eingetragen habe. Dieselben machen jedoch in keiner Weise Anspruch auf irgend welche philologische Richtigkeit; auch war eine Vergleichung mit dem in holländischen Zeitschriften seit der Zeit aufgehäuftem Material und den seitdem erschienenen Monographien aus Mangel an Zeit unmöglich.

Ich bin seiner Zeit bei dem Aufzeichnen der Wörter mit grosser Sorgfalt verfahren, indem ich jedes Wort mir von verschiedenen Individuen mehrmals vorsprechen liess. Es ist aber beinahe unmöglich, einen Eingeborenen zu verstehen, wenn er einen kastaniengrossen Siripriem im Munde hat und sich die erdenklichste Mühe giebt, so undeutlich wie möglich zu sprechen. Oft genug habe ich den braunen Gesellen den Priem aus der Zahnlücke nehmen müssen, um überhaupt etwas zu verstehen.

Ausserdem lag solche rein philologische Arbeit nicht in dem Rahmen meines Buches. Es hätte sonst noch einer besonderen linguistischen Vorarbeit bedurft, welche das Erscheinen noch länger hätte verzögern müssen.

Der Verwaltung des „Museums für Völkerkunde“, besonders den Herrn von der indischen Abtheilung, gebührt mein Dank für die hilfreiche Unterstützung, die sie mir in jeder Weise bei der Herstellung dieses Werkes angedeihen liessen.

Zum Schluss will ich nicht unterlassen, Herrn Redakteur Paul Roland, der die Bearbeitung meiner Tagebücher so liebenswürdig übernommen hat, meiner ganz besonderen Dankbarkeit zu versichern.

Berlin, im August 1895.

J. Adrian Jacobsen.



Druckfehlerverzeichniss.

Seite	Zeile			
Seite 2,	Zeile 13	von unten	lies statt:	schmales — smules.
„ 6,	„ 5	„	„	7—8 — 70—80.
„ 7,	„ 20	„	„	Roepsdorf -- Roepstorff.
„ 8,	„ 13	„	„	Pagayabaum — Papayabaum.
„ 16,	„ 18	„	„	Jero-batu — Djurubatu. (Gilt für das ganze Werk.)
„ 16,	„ 21	„	„	Jeromodi — Djurumudi. (Gilt für das ganze Werk.)
„ 16,	„ 23	„	„	Bungava — Punggawa. (Gilt für das ganze Werk.)
„ 16,	„ 26 u. 57	„	„	Anakota — Anakoda. (Gilt für das ganze Werk.)
„ 17,	„ 12	„	„	Siri — Sirih (Gilt für das ganze Werk.)
„ 47,	„ 11	„	„	Papuas — Australier.
„ 54,	„ 1—4	von oben	ist zu tilgen.	
„ 54,	„ 12	von unten	lies statt des sinnlosen:	Verbotsstöcke, — Verbotszeichen (gilt auch für die übrigen Stellen).
„ 58,	„ 8	von oben	lies statt:	20—30 — 8—10.
„ 65,	„ 17	„	„	600 -- 6000.
„ 68,	„ 16	„	„	Holzspulen — Holzperlen.
„ 72,	„ 16	„	„	Gesakheber — Gezaghebber.
„ 76,	„ 14	von unten	„	Bojasprache — Badjusprache.
„ 86,	„ 9	von oben	„	taweni — tooverij.
„ 112,	„ 13	von unten	„	aawüt — ääwüt.
„ 112,	„ 14	„	„	arau-rai — Araonrai.
„ 113,	„ 21	von oben	„	Metahürü — Metahuru.
„ 113,	„ 25	„	„	Kluamtelü — Kluan-telus.
„ 113,	„ 31	„	„	Itobühai — Itobu-hahui.
„ 113,	„ 32	„	„	Eletahürü — Eletahuru.
„ 113,	„ 33	„	„	Nam-Üpü — Nam-Upu.
„ 113,	„ 40	„	„	Rachlulu — Naphulu.
„ 122,	„ 4	von unten	„	Tridaena — Tridacna.
„ 123,	„ 12	von oben	„	bandera — bandeira.
„ 140,	„ 7	„	„	von Kissar — dieser Gegend.
„ 140,	„ 2	von unten	„	Lot — Laut.
„ 170,	„ 1	von oben	„	Inkutat — Inquoth.
„ 170,	„ 3	von unten	„	Badewakau — padewâkäng.
„ 188,	„ 20	„	„	Tanate — Ternate.
„ 189,	„ 12	„	„	Radjah tua etc — Radja tua mati, radja muda sakit banjak.
„ 205,	„ 4	„	„	makassarischen — indischen.
„ 207,	„ 1	von oben	„	Halwlothskar — Halvloteskar.
„ 219,	„ 2	von unten	ist gemeint	die Schädelsammlung der Berliner anthropologischen Gesellschaft die sich im Museum für Völkerkunde in Berlin drei Treppen befindet.
„ 238,	„ 4	von unten	lies statt:	Nit Naugan — Nit Nangan.
„ 238,	„ 3	„	„	Mattau-telu — Mattau — telü.
„ 257,	„ 1	„	„	6 Uhr Vorm. — 9 Uhr.
„ 261,	„ 19	von oben	„	500 Fuss — 5000.
„ 265,	„ 12	„	„	langen Dolchen — Lanzen, Dolchen.
„ 267,	„ 5	von unten	„	Matinaru — Manitütü.

Deutsch	Süd-Ost-Flores, Sicca	Timor, Stadt Dilly	Insel Wettar, Dorf Ilwaki, Stamm Lier-Tallo
Kopf	Alang	Ullo	Garren-Hattu
Haupthaare	Roung	Fôko	Garren-Roon
Bart	Uming	Haserano	Waruk oder Waruch
Auge	Mattang	Mattan	Mattan
Augenbrauen	Mattang-Kokkong	Matta-Fôko	Mattanko-Hulo
Stirne	Waeng-Poang	Retos	Rerakai
Nase	Irung	Inuro	Inu
Nasenlöcher	Irung-Robung	Inur-Goak	Inu-Rukuen
Mund	Waug	Ibo	Hahan
Lippe	Wiwir	Nuno	I-Pu
Kinn	Arung	Haserahan	Assa
Wange	Pahung	Hasan	Assu
Zunge	Mang	Nanar	Na-nâ
Zähne	Niung	Neha	Nies-Hattu
Ohr	Telung	Tilu	Kina-Roon
Hals	Arrung	Kakoro	Nuar-Un
Schulter	Palik	Kabas	Pâhs
Arm	Limang	Kaban	Lîman
Ellenbogen	Hiung	Sikruohan	Siur
Hand	Kikir ?	Lima	Liman
Finger	Kikir ?	Lima-Koko	Limak-Lanan
Daumen	Kikir-Jua	Lima-Fuan-Bŏot	Okowait
Zeigefinger	Kikir-Turuada		Limak-Lanan
Mittelfinger	Kikir-Ueng		Lunok-Lanan
Ringfinger	Kikir-Lorang		
Kleiner Finger	Kikir-Anak		
Brust	Wateng	Hirus-Mattan	Irus
Weibliche Brust	Uhung	Sussu	Sussu
Bauch	Taëng	Kabo	Abon
Rücken	Toeng	Kaatuk	Nottak
Bein	Waeng	Kele	Eén
Knie	Tur	Eitu	La-Lon
Hoden	Kamu	Lassa-Mussan	Lassan-Mersan
Penis	Udi	Lassan	Utti
Vagina	Herang	Hede	Ui oder Oi
After	Ubeng	Kidu	Le-Entahun
Fuss	Abbak	Aii-Aii	Eén-Tannen
Fusszehe	Kikir?	Aii-Kokko	Een Klalan
Fingernagel	Kikir-Unur	Lima-Kokko	Lo-Mattan
Wasser	Wai	Ba	Weh
Meer	Lau	Dasi	Dassi
Haus	Oring	Uma	Uma oder Oma
Canoe	Gabbung	(mit Ausleger) Bero	Roe
Sonne	Lerro	Loro	Lelu
Mond	Wulang	Fulan	Hulan
Feuer	Api	Ahe	Ei-Muri
Mann	Atelai	Mane	Mamani
Frau	Atadua	Fetto	Mabattak
Europäer	Attabura	Malajo?	Da-i
Hirsch	Ruha	Beberusa	Rusa
Schwein	Wawi	Faket	Hahi
Kuh (Karabau)	Sapi	Bibe oder Bebe	Karabau
Ziege		Bibe oder Bebe	Pipi
Schaf		Bebe Malai	Pipi Damma
Pferd	Djarang	Koda	Kuda
Hund	Ahu	Aso	Assu
Katze	Meong	Buss	Mamamu
Affe	Roang	Likrau	Lik-krank
Ratte	Teii	Laho-Bôt	Plaho
Schlange	Ular	Sama-Meta	Sao
Schmetterling	Kukuliluk	Babeba	Kokako
Vogel	Kanaherong	Mano	Manu

Insel Letti, Dorf Serwaru, Stamm Rie-Letti	Timor-Laut, Dorf Ritabel, Stamm Sendiri	Key-Inseln(Nuhuroa), Dorf Satean, Stamm Ewaw	Westlich-Neu-Guinea, Dorf Sekar
Watni	Ullud	Od oder Ud	Onin
Ninne	Nud	Mar-Ud	Onin-Fatin
On-Wolle	Demid-Wulum	Nyned Run	Warabuss (Backenbart)
Matta	Mattard	Mattat	Badi oder Badin
Mattne-Wokno	Mattard-Tewin	Matat-Run	
Re-Ranni	Read	Read	
Ir-No	Nirud	Nerun	Ipiri
Ira-Nekoarne	Nirud-Ginoram	Nerun-lehun	
Wawne	Waward	Nquéd	Osuman
Niwatne	Sommar	Lippe wird ausgedrückt über dem Mund unter dem Mund	
O-one	Demid	Kakéan	
Kil-Killi	Faffar	Adfofár	Wagin-Kotin
Namne	Eerd	Aeár	Okeri
Nissne	Nifard	Ngifan	Onifan
Ninne ?	Arod	Arun	Tanigan
Tirno	Relard	Lelan	Ogurer
Wawaine	Awarat	Naban	Obara
Limne	Liman	Liman	Oniman
Sik-Sikno	I-Id	Mulin	Oniman-Bugin
Loamne	Mumodd	Liman-Roan	Oniman-Tagatan
Okarne	Liman-Tanan		Isiri und Oniman
Okar-Lawane	Liman-Tanan-Kiton	Liman-Tanan-Tak- [Tän	Metua
Okar-Pallo	Lima-Tanan-Sosof-Jafor	Var-U	Kaspaan
Okar ?	Lunch-Tunan-Froan	Karfänán	Astinda
Okar-Kédjeli			
Ok-rane	Limatanan-Kiwarin	Gow-Walean	Koteräh
Irasne	Bubor	Jarrad	Obadin
Suno	Sussu	Sus	Osusin
Apanni	Ewud		Obituan
Tukarne	Tetard	Besan	
Lokni	Eard	Jean	Ofanin
Tur-Turne	Turard	Jean-Tuúr	
Ledu	Kamad-Watul	Kaman	
Lassarni	Wihid	Wihin	
Oie	Bou	Wahin	
Wikni	Die	Nidin	
Liarne	Ed-Droan	Jean-Roán	Ofanin
Liarne-Okarne	Ed-Tannan-Keten	Jean-Tanan	Ofanin-Satagan
Okar-Mattni	Liman-Du-Un	Okun	Oniman-Kisi-Kisi
Werre	Woear	Uär	Wär
Taski	Thahat	Otaheit	Sasik
Oma, Rombattu (aus Stein)	Rahan	Rahan	Numa (Bergbewohner: Wri)
Kleines: Loi, grosses: Spo	Ra-A	Habo	Raii
Lere	Lera	Lär	Rära
Wolle	Wulan	Roon	Bunan
Woai	Jaffo	Jaff	Jafi
Moani	Brana	Bran	Marara
Puate oder Poate	Wata	Wat	Mapata
Welada			
Ruse			
Wawi-Dawre	Wawo	Waw	Babu
Ori-Dri	Karba		
Pi-Pi-Pi-Letti	Bibi	Bib	
Pipi-Dome	Bibalin		Nec-nec
Kude		Ladjarang	
Assú	Jaha	Jahan	Ijasi
Kose	Sita	Chit	Marianak
Leppe	Leki	Lek	
Samele	Banowan	Karu	
Nie	Niffta	Rubai	Kadamagarat
Kanem-Neme	Aikuan	Sangongo	Poppa-Poppa
Mâno	Manut-Nangan	Manud	Manik

Deutsch	Süd-Ost-Flores, Sicca	Timor, Stadt Dilly	Insel Wettar, Dorf Ilwaki, Stamm Lier-Tallo
Taube	Olong	Lak-Tau-Kik	
Kakadu	Wekkak	Kakadu	Kakado
Laus	Utu	Otto	Utto
Fisch	Jáng	Ika	Ján
Baum	Olang	Ai	Uhn
Manga-Baum	Pau	As	Uhn-Mamplan
Kokospalme	Kaborol	Nu	No-Uhn
Weinpalme oder Lontara	Koli	Gamut	Uhn-Hiri
Pisang	Muolang	Hodi	Mo-O
Nangabaum	Nakkat		Uhlo-Makka-Uhn
Eisenholz (Teakholz)	Eirebu		
Bambus		Hao	
Wolken	Kru	Lalehan	Nattas
Erde	Tanah		Tana
Berg	Iling	Foho	Hohom
Hügel	Wolong	Foho-Kik	Hohom
Wind	Aning	Ani	Ani
Fliegen	Horong	Lalar	La-Lar
Laufen	Lalang		Lai
Trinken	Minu	To	Minum
Essen	Oa	Ha	Naan
Schnell	Ropo	Lalais	Bablain
Langsam	Waihaha	Neneg	Wa-Wa
Weglaufen	Blari		Lai
Fliessen	Bang	Behale	We-Naahu
Fluss	Waier-Bang	Motta	We
Stein	Watu	Fato	Hattu
Fliegende Eidechse	Ubahorang		Kle-A-Ar
Eidechse	Mangor		
Krokodil		Fohorei	
Grosser Geko	Tokke		Kle-Toke
Kleiner Geko	Ugu		Kle-Tao
Ich	Aii	Hao	Gan
Du	Nimu	Nia	Go
Er	Nimutia		Ni
Wo?	Ipei	Ine-Be	Gamai
Blau	Doong-Tong	Heno-Metan	Mamasso-Aho
Grün	Taäng	Mattak	Mamosso
Roth	Merak	Mea	Memeer
Schwarz	Mittang	Meta	Mamettan
Weiss	Bura	Moti	Poputti
Gelb	Heret		Mamara
Eisen		Bessi	
Kupfer			
Silber		Oosa	
Gold		Morak	
Hahn		Mano	
Huhn		Mano-Ina	
Stern			
1	Ha	Ida	Nehe
2	Rua	Roa	Erua
3	Tallu	Tolo	Eteln
4	Hutu	Hat	Ehath
5	Lima	Lima	Elma
6	Anna	Nea	Enem
7	Pitu	Hitto	Ehittu
8	Walu	Wallo	Ehan
9	Hiwa	Sia	Esia
10	Pulo-Ha	Sanalo	Sanulo
11	Pulo-Ha-Woot-Ha	Rese-Ida	Sanulo-Jesinehe
12	Pulo-Ha-Woot-Rua	Rese-Roa	Sanulo-Erua
13	Pulo-Ha-Woot-Tallu	Rese-Tolo	Sanulo-Eteln
14	Pulo-Ha-Woot-Hutu	Rese-Hat	Sanulo-Ehath
15	Pulo-Ha-Woot-Lima	Rese-Lima	Sanulo-Elima
16	Pulo-Ha-Woot-Anna	Rese-Nea	Sanulo-Enem
17	Pulo-Ha-Woot-Pitu	Rese-Hitto	Sanulo-Ehittu

Insel Letti, Dorf Serwaru, Stamm Rie-Letti	Timor-Laut, Dorf Ritabel, Stamm Sendiri	Key-Inseln (Nuhuroa), Dorf Satean, Stamm Ewaw	Westlich-Neu-Guinea, Dorf Sekar
Warno	Trut	Taru-Ud	Meërdofi
Kak-Tua	Anar	Kanar	Woworoi (Papagei)
Otto	Otto oder Utto	Ut	Kudi
Ine	J'an oder Ean	Wud	Sajir
Orai	A-A	Utin	Kay
Olai	Fa-A	Wau	
	Nor	N'-Gúr	Rur
	Tuna		
Odi	Mo	Muú	Fudi
Orun-Wanne			
Rai	Fra	Fra	
Ore?	Temar	Munit	
Kakme	Mutan	Mután	
Nuskerne	Lanon	Tanat	Robak
Wore	Woar	Buar	
Borane	Woar-Tutol	Jlun	
Anne	Ne'-Et	Neódd	Kireh-Abua (Sturm)
Nemo	Ofu-On	Kabuur	Aduriki
Nalao	Tafla	Muffla	
Nunu	Teno	Min	Misogi
Moan	Tafna-An	Taan	Munkwei oder Tamun
Plette	Luw-Luwor	B'snalik	
Nap-Naple	Ngall-Lalahan	Mang-Mang	
Nalao			
Nokdein			
Werloke	Or	Hoár	Kawaos
Watu	Wattu	Wat	Bati
Aitalo	Bo-O	Kascha	Nöfa
	Woéa (Spera) auch Boaja		
Toki	Toku		
Au	Ja-A	Ja-An	Jei
Oe	O-O	Om	
Acco	Inni	Im	
Emeä		Abä	Ohn-Pä
Mot-Motte	Moll-Molla		
Do-Do	Do-Do	Bir-Bir	
Mer-Mere	Nawoli	Wul-Wul	Sappa-Bloppa ?
Mor-Morua	Nang-Toan	Mamettàn	Kudkuda
Warwarse	Nangier	N'-Gingear	Jiriris
Mar-Mare		Tom-Tom	Fakuni
Nuttua	T'-Mahan	Ma-An	Kamuk
Retti	Nehene-Ko-O	Bess	Ritu
Perre	Loran		Salaka
Masse	Massa	Mas	Dim
Siwila-Kallo	Manut-Oho	Mamutaran	Kok-Hok
Siwie-Tee	Manut-Ite	Manut-Wat-Wat	Kok-Hok-Pata
	Narra	Nar	Fenima
Ida	Isa	Ein	Satu
Woru	Iru	Enru	Nua
Telu	Itelu	Entel	Teni
Watta	Ifa-At	Enfak	Fat
Lima	I-Lima	Eneim	Nima
Nema	I-Nean	Enean	Näm
Itu	I-Fito	Enfit	Wudares
Waä	I-Walu	Enwan	Wuderua
Sii	Isi	Ensju	Mais-Futi
Sanunu	Wuttu	Wud	Wusoa
Sanunu-Ida	Rehenisa	Een-Mehä	Wusoa-Sa
Sanunu-Woruä	Reheniru	Wud-Endu	Wusoa-Nua
Sanunu-Wotelu	Rehenitelu	Wud-Entel	Wusoa-Teni
Sanunu-Woatta	Reheni-Fa-At	Wud-Enfak	Wusoa-Fat
Sanunu-Wolima	Reheni-Lima	Wud-Enlim	Wusoa-Nima
Sanunu-Wonema	Reheni-Inean	Wud-Enean	Wusoa-Nain
Sanunu-Woittu	Reheni-Ifitto	Wud-Enfit	Wusoa-Wudäres

Deutsch	Süd-Ost-Flores, Sicca	Timor, Stadt Dilly	Insel Wettar, Dorf Ilwaki, Stamm Lier-Tallo
18	Pulo-Ha-Woot-Walu	Rese-Wallo	Sanulo-Ehan
19	Pulo-Ha-Woot-Hiwa	Rese-Sia	Sanulo-Esia
20	Pulo-Rua	Ru-Nolo	Rua-Nulo
21	Pulo-Rua-Woot-Ha	Ru-Wolo-Rese-Ida	Rua-Nulo-Isse-Nehe
30	Pulo-Tallu	Tolo-Nolo	Telle-Nulo
31	Pulo-Tallu-Woot-Ha	Tolo-Nolo-Rese-Ida	Telle-Nulo-Isse-Nehe
40	Pulo-Hutu	Hat-Nolo	Ha-At-Nulo
50	Pulo-Lima	Lima-Nolo	Lima-Nulo
60	Pulo-Anna	Neä-Nolo	Nem-Nulo
70	Pulo-Pitu	Hitto-Nolo	Hittu-Nulo
80	Pulo-Walu	Wallo-Nolo	Hau-Nulo
90	Pulo-Hiwa	Sia-Nolo	Sia-Nulo
100	Hangasu	Atose-Ida	Attus
1000	Riwu-Ha		Ri-Hun
Macassare	Atta-Gsang		Itobo-Macassar
Sombawese	Atta-Bima		
Solorese	Atta-Muhang		(auch Flores) Itobo-Solop
Buginese	Atta-Bugis		Itobo-Bugis
Endenese	Atta-Soge		
Timorese	Atta-Timu		Itobo-Gaddi
Butonese	Atta-Butong		
Alorese		Atta-Ro	Itobo-Galligan
Kissarese			Dallahittu
Romarese			Itobo-Ronra
Pulo-Kambing, Leute		Moro	
Wettarese [aus		Hera	
Moarese			
Lakorese			
Babarese			
Tenimberese			
Arrowese			
Bandanese			
Ceramese			
Papuane			
Jacke	Labu		Haroliman
Hose	Oneng		Haroen
Sarong	Lippa	Tais, auch Sabulo	Iknuhi
Freund		Itu-Pelor	
Heiss		Manas	
Donner		Raitarutu	
Erdbeben		Rainogtoks, auch Lamaliklain	

Insel Letti, Dorf Serwaru, Stamm Rie-Letti	Timor-Laut, Dorf Ritabel, Stamm Sendiri	Key-Inseln (Nuhuroa), Dorf Satean, Stamm Ewaw	Westlich-Neu-Guinea, Dorf Sekar
Sanunu-Woawa	Reheni-Iwalu	Rud-Enran	Wusoa-Wuderua
Sanunu-Wosio	Reheni-Isi	Rud-Enju	Wusoa-Masfuti
Werruo	Wut-Ro	Rud-Ru	Tomate-Sa (ein Mensch und ein Finger)
Werruo-Ida	Wuttro-Renissa	Rud-Ru-Einmetä	Tomate-Sa-Isiri-Sa (ein Mensch und 10 Finger)
Weltielu	Wutto-Tello	Rud-Tel	Tomate-Sa-Wusoa
Weltielu-Ida	Wutto-Tello-Renissa	Rud-Tel-Einmetä	Tomate-Sa-Wusoa-Isiri-Sa
Welliata	Wut-Fa-At	Rud-Fak	Tomata-Nua
Wellima	Wut-Lima	Rud-Lim	Tomate-Nua-Wusoa
Welnema	Wutt-Nean	Rud-Nean	Tomate-Teni
Wellitu	Wutt-Fittu	Rud-Fit	
Welliawa	Wutt-Woolu	Rud-Ran	
Welziewa	Wut-Sie	Rud-Sju	
Rasu-Ida	Rattut	Rut-Ut	Tomate-Nima, auch Rate-Sa
Riwunu-Ida	Riwun	Riwun	Wusoa-Tomate-Nima
Raliawan			
Jutwawa			
Romné			
Wetaré			
Moa			
Lakro			
Babré			
Kisslaro		Tomat-Atnebar	
		Tomat-Jaar	
		Tomat-Uadan	
		Tomat-Serang	
		Tomat-Nisjaw	
			Ladang
			Sug-Suga
Lawre	Bakana-Loang	Kain-Leppa	
	Ki-Dang	Ningyan	Solcat
	Nanganeh	Nanch ?	Fanas
	Dodong	Nafdua	Dudem
			Nuni



Von Hamburg nach Makassar.

„Frigga“, ein Frachtdampfer von 1500 Tonnen, gehört der „Deutschen Dampfschiffrhederei in Hamburg“, die, bekannter unter dem Namen „Kingsin-Linie“, die erste Gesellschaft ist, welche eine regelmässige Verbindung zwischen Deutschland und Ost-Asien herstellte. Das Schiff ist eine Schoonerbrigg; mit allem Comfort der Neuzeit versehen und in Flensburg gebaut, sollte es nun auf seiner ersten Reise nach dem fernen Osten meinen Reisegefährten Herrn Kühn und mich nach Singapore befördern. Der Fahrpreis betrug 700 Mark, 100 Mark weniger, als wir auf dem Dampfer des „Norddeutschen Lloyd“ zahlen müssen, und ich will rühmend hervorheben, dass wir dafür eine ausgezeichnete Verpflegung genossen haben.

Am 1. October 1887 um 3 Uhr Nachmittags verliessen wir den Hamburger Hafen und fanden jetzt Zeit uns unter den Mitreisenden umzusehen: zwei deutsche Kaufleute und ein junger Däne, der auf Sumatra Tabakspflanzer werden wollte, bildeten mit zwei liebenswürdigen Damen die Gesellschaft, auf deren Umgang wir während mehrerer Wochen angewiesen sein sollten. Unser Schiff trug seinen Namen mit Recht. „Frigga“, die Schützerin der Ehe, Odins Frau, hatte die angenehme Pflicht, die Damen dem Berufe des Weibes entgegenzuführen. Die eine von ihnen war noch Braut, die andere aber hatte bereits das Rigorosum des Standesamtes, wenn auch in absentia ihres Gatten, bestanden. Da nämlich in Sumatra, dem Reiseziel der Jungvermählten, kein deutscher Standesbeamter vorhanden ist, war die Ehe im Wege der Stellvertretung geschlossen worden. Diese Art der Eheschliessung wird häufiger angewendet, als man glaubt, mit Rücksicht auf die civilrechtlichen Folgen für die junge Frau; denn oft genug ist es vorgekommen, dass eine Braut am Orte ihrer Bestimmung angelangt, ihren zukünftigen Ehemann nicht mehr vorfand: er war inzwischen dem Tropenklima erlegen.

Diese persönlichen Verhältnisse waren uns bald von schönen Lippen anvertraut, noch ehe sie von der Seekrankheit mit ihrem Schrecken geschlossen wurden oder vielmehr — der Ausdruck passt ja nicht recht, aber der gütige Leser wird schon den richtigen dafür zu finden wissen. Und bald genug erschien der gefürchtete Gast an Bord. Der Wellenschlag der Nordsee scheuchte die Reisegenossenschaft vom Deck und versetzte namentlich ihren schwächeren Theil in einen Zustand unbeschreiblicher Verzweiflung, den nur der sich vorstellen kann, der selber einmal dergleichen durchgemacht hat. Westwind und Regen, schäumende Wogenkämme und wildzerrissener Wolkenhimmel bildeten die Scenerie, nachdem wir das letzte Feuerschiff von Kuxhafen hinter uns gelassen hatten. Seefeste Leute, wie wir sind, benutzen die anmuthige Einleitung der Fahrt dazu, um die Kabine wohnlich herzurichten und in Kisten und Kasten Umschau zu halten. Als das Wetter sich in den nächsten Tagen aufklärte, suchten wir die Damen durch Mittheilung von allerhand Neuigkeiten für die ausgestandenen Qualen zu entschädigen. Man ist an Bord eines Schiffes sehr auf einander angewiesen, und nicht nur der Neuling auf See ergreift gern die Gelegenheit, sich über die spärlichen Ereignisse in seiner Umgebung zu unterrichten. So ist zum Beispiel das Auftauchen eines fremden Schiffes immerhin ein Ereigniss an Bord; denn zwischen Stern und Klüverbaum geht tagein-tagaus nicht viel Bemerkenswerthes vor sich. Man wandelt hin und her und mustert dabei mit interessirten Blicken den Geflügelkasten und die Ställe, wo Hühner, Schafe und Schweine ihr der Schiffstafel geweihtes Dasein verbringen, man verfolgt das Spiel der Möven, und freudig wird jeder Landvogel willkommen geheissen, der sich im Takelwerk zu längerer oder kürzerer Rast niederlässt.

Jetzt pflügt unser wackerer Dampfer die Fläche des Kanals. Dover mit seinen Kreidefelsen, die ich so oft im Sonnenschein auf mancher Fahrt erschimmern sah, liegt auf der Steuerbordseite, heute in dicker Luft kaum erkennbar; aber wir haben „schmales“ Wasser, wie wir Seeleute sagen, oder, um mit dem Sänger des Ottheinrich zu reden, „glatt wie Oel lag die See“. Von vielen Segeln ist sie belebt, und wohin wir auch sehen, wallt in langen Streifen der Dampf aus den Schornsteinen der Fahrzeuge. „Welcher Nationalität gehört dieses, welcher jenes an?“, werden wir gefragt. Wie mit dem Hausbau auf festem Lande, so ist es auch mit dem Schiffsbau: jedes Volk hat seinen bestimmten Baustil und seine Lieblingsfarbe, die es zur Bemalung verwendet. Das dort ist ein Engländer, er ist aus Eisen gebaut und grau angestrichen. Die älteren Henglischen andelsschiffe sind breiter gebaut, als die anderer Völker, während die eisernen, die jetzt in England fast ausschliesslich vom Stapel gelassen werden, auch meist schlankere Form zeigen; alle haben rothbemalten Boden, während der Theil über der Wasserlinie bis zur Schanzbekleidung grau ist. Die Schiffshäuser tragen meist die Farben des

Teak- oder Eisenholzes, eines in Ost-Asien häufig vorkommenden Baumes, dessen braunes, ausserordentlich festes Holz vielfach zum Schiffsbau verwendet wird. Die Masten und Raaen haben, obgleich sie zum Theil aus Eisen bestehen, alle gelbe Holzfarbe, und besonders characteristisch ist bei den englischen Schiffen, dass die unteren Raaen und Segel sehr gross und breit, und die oberen verhältnissmässig klein sind. Die in den 60er und 70er Jahren gebauten Schiffe tragen alle einen merkwürdig kurzen Topp mit breitem Knopf. Beim Näherkommen erkennen wir auch die Plimsoll-Marke, jenen weissen Ring auf schwarzem Grunde von 1 Fuss im Durchmesser, den ein weisser Strich horizontal durchschneidet. Diese Schutzmarke der Seeleute soll der Ueberladung vorbeugen; denn nur so weit darf das Schiff sich im Wasser befinden. Ein norwegischer Kapitän erzählte mir einmal lachend, auf welche Weise er diese Bestimmung zu umgehen pflegte. Er liess die Fracht so schief laden, dass das Fahrzeug, das bei einer englischen Gesellschaft versichert war, auf der Hafenseite den vorgeschriebenen Tiefgang hatte, und die nur von dieser Seite prüfenden Beamtendie Ausfahrtserlaubniss ertheilten. Die Besichtigung der anderen Schiffsseite würde wohl zu einem anderen Ergebniss geführt haben. Natürlich ist das ein nicht ungefährliches Experiment; aber die Gewinnsucht hat die alten Nordlandsfahrer noch ganz andere Wagnisse unternehmen lassen. Früher in den vierziger und fünfziger Jahren gingen viele alte Holzschiffe mit Holzladung von Norwegen nach Frankreich. Sie waren so brüchig, dass sie mit eisernen Ketten vorn und hinten zusammengehalten werden mussten. Sie schwammen auf der Ladung, wie man zu sagen pflegt, und die Antheilhaber dieser Wracke, arme Schulmeister, Fischer und Bauern vertrauten willig ihre Ersparnisse der Kühnheit des Kapitäns an. — Jener Schooner dort ist sicher ein Norweger; er hat einen scharfen Vordersteven und schlanke Masten. Aber selbst, wenn wir den üblichen grünen Anstrich, der durch einen gelben Rand hervorgehoben wird, nicht erkennen könnten, so lässt uns die Windmühle auf seinem Deck, die das Pumpen zu besorgen hat, keinen Augenblick darüber in Zweifel, dass dort ein Landsmann von mir fährt. Oft sind die norwegischen Schiffe auch schwarz angestrichen, während die Dänen eine Vorliebe für weiss und braun haben. Einzig in seiner Art ist auch der hellblaue Anstrich der russischen Schiffe aus dem weissen Meer. Ich erinnere mich ihrer noch deutlich aus meiner Jugendzeit her, wo ich sie mit weissen windgeschnellten Segeln in den grünen Fjorden meiner Heimat erblickte — ein wunderbares, farbenreiches Bild. Charakteristisch ist grün auch für italienische Fahrzeuge, aber sie unterscheiden sich von den Norwegern dadurch, dass fast immer die Boote auf die Matrosenkabinen gelegt sind. Wir sahen auch einen amerikanischen Klipper und konnten die Damen auf seine schlanken, nach hinten übergelegten Masten und seinen scharfen Bau aufmerksam machen. Die Schiffe dieses rührigen Volkes zeichnen sich durch

ein langes Halbdeck mit offenem Reckwerk (Geländer) aus. Sie haben schmale Planken und feine Nieten, was einem Seemannsauge ebenso elegant erscheint, wie einer Dame ein feingenähter Schuh. Von weitem schon fallen, im Gegensatz zu den Engländern, ihre breiten, weissbaumwollenen Obersegel auf, die sie auch bei starkem Winde führen. Von den englischen Schiffen unterscheiden sich diejenigen des westlichen Deutschlands und besonders die von Elbe und Weser durch Rigg (Masten und Stangen) mit langen Raaen und breiten Obersegeln. Der ganze Schiffskörper zeigt fast ausnahmslos schwarze Farbe, mit einem gelben horizontalen Streifen zwischen Schiffskörper und Reiling, während die Boote weiss sind. Die Franzosen wählen zum abgerundeten Heck (Hintertheil) für den Schiffskörper mit Vorliebe die weisse Farbe, die durch einen gelben Streifen unter der Schanzbekleidung unterbrochen wird. Häuser und Reckwerk sind ebenfalls weiss, die Boote schwarz, also gerade entgegengesetzte Farben, als die der deutschen Schiffe, die Raaen und Masten aber meist bedeutend kürzer, als bei den Deutschen und Engländern.

Der Kanal ist so recht eine Völkerstrasse und für derartige Beobachtungen geeignet. Wir verliessen ihn mit Nordwestwind, der in eine scharfe östliche Brise umsetzte, als wir uns in dem gefürchteten Golf von Biscaya befanden. Wenn der Nordwest sich diesen Meerestheil zum Tummelplatz aussucht, dann heisst es für den Seemann auf dem Posten sein; aber der Himmel hatte ein Einsehen, und unsere Damen konnten am 5. Oktober in einer Entfernung von 10 Seemeilen die Brandung am Cap Finisterre ungestört beobachten. Bei andauerndem Landwind hatten wir schönes klares Wetter und trafen die Vorbereitungen für die wärmeren Himmelsstriche: die Luken wurden geöffnet, das Sonnensegel aufgespannt und Sitzbänke im Freien aufgestellt, und wie zur Rechtfertigung dieser Anstalten begrüssten uns am Nachmittag die ersten fliegenden Fische. Eine laue Nacht und ein prächtiger Sternenhimmel bereiten uns auf den Süden vor, und der Morgen enthüllt uns die zauberischen Reize der Küste Portugals. Ueber das tiefdunkelblaue Meer glitt der Blick nach der Brandung an dem schimmernden Sand des Strandes hinüber, auf dem sich ein grünendes Bergland, besäet mit Burgruinen und Schlössern, Kirchen und unzähligen weissen Häusern, die aus den Weingärten hervorlugten, aufbaute. Vorbei an dem Cap Roca, das steil aus der Gischt der anstürmenden See emporstieg, eilten wir südwärts und mit uns Dampfer, Segelschiffe, Fischerboote. Die meisten derselben bogen in die Einsegelung von Lissabon ein, wir konnten aber nur einen sehnsuchtsvollen Blick auf das Paradies werfen, das sich vor unseren entzückten Blicken aufthat: für uns giebt es kein Halten. Das Abendroth liess für uns das Cap S. Vincent erglühen, und am nächsten Morgen gegen 8 Uhr passirten wir bereits Cap Spartel an der marokkanischen Küste, etwa 3—4 Stunden später, nachdem wir die Höhe von Portugal erreicht hatten. Bald hebt sich vor uns die

charakteristische Dreispitze Gibraltars auf dem dunkelblauen Himmel ab. Wir melden uns in der üblichen Flaggensprache bei der auf dem mittelsten und höchsten Gipfel befindlichen Signalstation, und wissen nun, dass unser Erscheinen im Mittelmeer am nächsten Morgen in der Londoner Shipping Gazette angezeigt und auf diesem Wege unseren Rhedern bekannt wird. Der mastenreiche Hafen, der Leuchtthurm, die cyclopischen Festungswerke Gibraltars, der Atlas, welcher mit seinen gewaltigen Massen die Sierra Nevada begrüsst, die Küste Granadas tauchen unter den Horizont. Hin und wieder kreuzt ein Fischerboot mit lateinischem Segel unsere Bahn, aber wir eilen mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 10—11 Seemeilen vorwärts und verlieren auf unserer Fahrt durch das Mittelmeer nur an zwei Tagen gänzlich das Land ausser Sicht. Am 10. October lockte uns die Dampfpfeife auf Deck, als die „Polyhymnia", ein unserer Rhederei gehöriges Schiff, uns begegnete. Bald darauf versagte unsere Maschine, und wir machten unter Segel 4 Meilen stündlich bis der Schaden ausgebessert war. Das war wenigstens eine Abwechselung, ein willkommener Anlass zur Unterhaltung. Man wird auf Seereisen so bescheiden in seinen Ansprüchen: grössere Geister genügen sich selbst und rauchen in stiller Selbstbeschaulichkeit stundenlang unter dem Sonnenzelt, die kleineren vergnügen sich mit Ringwerfen, spielen Karten oder nehmen den Revolver zur Hand, um die Falken von den Raaen zu verscheuchen. Der Erfolg dieser Schiessübungen würde jedes Mitglied eines Thierschutzvereins mit Genugthuung erfüllen; denn durch das beständige Nichtgetroffenwerden gewöhnen sich die Falken an das Schiessen und werden ziemlich zahm. Aber, wie alles Schöne auf Erden oder vielmehr zur See, nahm auch dieses Vergnügen ein Ende, als wir am 16. October in Port Said anliefen. Das Treiben in diesem Knotenpunkt des Weltverkehrs, die seltsame Mischung von Orient und Occident, ist zu oft beschrieben worden, als dass ich mich dabei aufhalten sollte. Doch will ich nicht verhehlen, dass nach meinen Erfahrungen der Erfinder des Bettelns in Port Said sehr lange gelebt haben muss. Sollte aber dieses Betteln — dies einfache Wort entspricht nicht den thatsächlichen Vorgängen — auf einer Satzung des Koran beruhen, so wird sich die in diesem Punkte hyperorthodoxe Bevölkerung von Port Said sicherlich dermaleinst am Orte der Verheissung wieder zusammenfinden. Bemerkenswerth erschien mir, dass die Araberjungen, welche mit fabelhafter Gewandheit auf den Meeresboden nach hinabgeworfenen Geldstücken tauchten, fast alle gebleichte Haare hatten, was man wohl der Einwirkung der Sonne und des Salzwassers zuschreiben muss. Die Datteln und Weintrauben, an denen wir uns gütlich thaten, stammten aus den deutschen Kolonien in Beirut, und ich würde etwas vermisst haben, wenn der Verzapfer des Münchener Bieres nicht Neumann geheissen hätte.

Nach eintägigem Aufenthalte setzte sich unsere „Frigga" wieder in

Bewegung. Bei glühender Hitze fuhren wir Ismailia vorbei, und hätten nicht rothe Wolken von Flamingo und Kameele uns an das Land der Pharaonen erinnert, das Nadelholz und der endlose Sand — Sand soweit das Auge reichte — hätten uns glauben lassen, wir befänden uns in der Mark Brandenburg, wo sie den bezeichnenden Namen „der Brand" führt. Wahrlich der Suezkanal ist ungemein geeignet, um einem die Lehren der Stoa begreiflich zu machen; stundenlang mussten wir an den Ausweichestellen auf andere Schiffe warten und dabei in der afrikanischen Gluth rösten. Jedes Gespräch trocknet ein, das Buch sinkt aus der Hand, die Hand selbst giebt den Kampf mit den Myriaden von Fliegen als erfolglos auf, und zu völliger Thatenlosigkeit verdammt, fängt man an, die Heizer zu beneiden, die in dem fleischfarbenen Kostüm, das jeder von uns mit auf die Welt bringt, von Zeit zu Zeit aus den Luken auftauchen.

Erlöst athmeten wir auf, als die „Frigga" am 18. October hinausdampfte in den dunkelblauen Golf von Suez. Seine Farbe wetteifert mit der des Himmels, und links und rechts auf asiatischer und afrikanischer Seite steigen röthliche Gebirge empor, ein farbenprächtiges Bild. Der Sinai, auf den wir aufmerksam gemacht werden, will uns nicht sonderlich hoch erscheinen, und schnell ist er unseren Blicken entschwunden, die sich von den trostlos werdenden Küstenlandschaften bald ermattet abwenden. Ich denke zurück an meine Heimat, an die kühle nordische See; unser Dampfer scheint sich durch geschmolzenes Blei hindurchzuarbeiten, und doch haben sich einige Reisende erkältet, wahrscheinlich beim Baden, dem einzigen Vergnügen, das man unter diesem Himmelsstriche hat. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich dem englischen Dampfer „Tartar" zu. Er hat mit uns zugleich Suez verlassen, und nach mehrtägiger Fahrt haben wir ihm einen Vorsprung abgewonnen und ihn am 22. Oktober aus den Augen verloren. Die Fahrt durch das rothe Meer ist von einer riesigen Langweiligkeit, und man würde gar nicht glauben, in welchem interessanten Fahrwasser man sich befindet, wenn nicht ein Wrack nach dem andern uns ein drohendes Memento mori zuriefe. Namentlich bei der Insel Zukar ist das Fahrwasser höchst gefährlich und kaum eine englische Meile breit. Vor einem Jahr lief hier ein Dampfer in voller Fahrt auf einen Felsen auf und sank sofort. Die Versicherungsgesellschaft weigerte sich anfänglich die Versicherungssumme zu zahlen, mit der Behauptung, der Kapitän habe nicht den Kours innegehalten. Aber nach mehreren fruchtlosen Untersuchungen stellte es sich heraus, dass ein Fels wie eine Nadel an jener Unglücksstelle aus der Tiefe aufstieg, von 7—8 Faden Wassser umgeben und nur mit 2 Fuss Wasser überdeckt. Auf den Karten war diese Klippe nicht verzeichnet. Jetzt sind dieselben berichtigt, aber, ob nicht weitere Berichtigungen in Folge ähnlicher Unglücksfälle erfolgen müssen, steht noch dahin. Eine Dau, die von der Somali-Küste her unser Fahrwasser kreuzte,

erregte unser Interesse, weil sie vermuthlich ein Sklavenschiff war. Wir konnten etwa 20 Leute an Bord zählen und hatten Musse, uns das Schicksal der schwarzen Fracht auszumalen. Welcher Abstand zwischen unserm behaglichen Aufenthalt an Bord und dem Hinsiechen jener Unglücklichen in der Dschehenna ihres Verliesses! Aber unser Dampfer reisst uns fort, unaufhaltsam, und die trüben Gedanken sind verschwunden, als am 26. Oktober in der Nähe von Socotra, nach der sehr plötzlich hereinbrechenden tiefen Dunkelheit der Himmel noch einmal wieder etwa 10 Minuten lang in flammender Röthe aufglühte. Der Genuss dieses wundervollen Naturspiels wurde allerdings gemildert durch die Voraussage des Maschinisten, dass dies eine Sturmankündigung sei. Er hatte Recht. Ein wilder Nordostwind mit schweren Regenböen brachte den ganzen, für Unbetheiligte so komischen Jammer der Seekrankheit nach langer Pause wieder einmal zum Ausbruch, und als die Opfer derselben am nächsten Morgen wieder auf Deck krochen, erblickten sie mit verglasten Augen den „Tartar" in unserem Kielwasser. Durch den hohen Seegang und ein für diese Jahreszeit ungewöhnliches Gewitter liess er sich nicht abhalten, uns wacker zu folgen, und schliesslich am 30. Oktober hatten wir das Nachsehen. Ich tröstete mich über diese Niederlage durch ein Gericht fliegender Fische, die bei einem Besuch an Bord in unsern Kochtopf gerathen waren. Sie ähneln frischen Heringen im Geschmack, was aber unsern freiwilligen Temperenzlern ebenso gleichgültig war, wie die Nähe der Malediven, auf denen im Jahre 1883 der Gouverneur Roepsdorf von den Eingeborenen erschlagen worden ist. Eine liebliche Pause unserer Fahrt wurde kurz darauf durch unsere ausbesserungsbedürftige Maschine herbeigeführt, sie benutzte die ruhige See zum Ausruhen. Einen Tag später trugen mächtige tiefblaue Berge schwere Wolkenmassen aus dem Meere empor: es war Ceylon, die Wunderinsel, die uns als Probe der dort herrschenden Jahreszeit einen Wolkenbruch nachsandte. Jetzt haben wir nur noch 5 Tage auszuharren, dann sind wir in Penang, und bei schönem Wetter nähern wir uns schnell den Vorposten von Sumatra, den beiden kleinen Inseln Pulo Rondo und Pulo Weh. Den ganzen 6. November über behalten wir sie in Sicht, während wir eifrig in der Malakastrasse Ausguck halten. Auch hier lagern viele Wolken auf den Gebirgen Sumatras. Endlich erkennen wir die Bambusgerüste draussen vor dem Hafen von Penang, auf denen die Fischerbevölkerung mit dem Sero, der Reuse, und mit dem Wurfnetze ihrem Gewerbe nachgeht. Um 5 Uhr Nachmittags am 7. November fällt der Anker, und damit beginnt das übliche Liebeswerben der Bootsleute. Auch wir nehmen die Natur von Gepäckstücken an, lassen uns die Fallreeptreppe hinabbefördern, in ein wie rasend in der Brandung auf- und niedertauchendes Boot verladen, um am Lande von Chinesenhänden in Handdroschken, Jinrikshas, (der japanische Name für die von Japan aus hier überall eingeführten, kleinen Handdroschken, die von einem

Menschen gezogen werden), umgeladen zu werden. Wir finden unsere Besinnung erst auf der Post wieder, wo wir inzwischen eingegangene Briefschaften in Empfang nahmen. Sie waren noch schneller gegangen, als wir, die wir 38 Tage unterwegs gewesen waren.

Hier herrscht indochinesisches Leben, und selbst der Circus Chiarini erhält durch sein Publikum ein exotisches Gepräge. Weit mehr als die Kunststücke des Circuspersonals und die Schaustellung der damit verbundenen Menagerie, lockte das farbenprächtige Durcheinander der verschiedenen Nationalitäten. Europäer, Malaien, Klings, die Angehörigen der Mischrasse jenes Archipels, chinesische Frauen in einfacher Tracht, aber seltsamer Weise mit kostbarem Juwelenschmuck überladen, die Demi-monde japanischer Herkunft, die in Ost-Asien bis nach Sibirien hinauf ein Monopol zu besitzen scheint: alles dies wogte in buntem Gemisch vor uns durcheinander, in einer nur für eingeborene Geruchsnerven bestimmten Athmosphäre. Diese und eine ohrenzerreissende Musik liessen uns bald auf den „equilibristischen Culturgenuss“ verzichten.

Ueberall macht sich das chinesische Element bemerklich: Wechsler, Kaufleute, Handwerker sind Söhne des Reichs der Mitte, selbst der Führer, der uns auf den Markt geleitet, wo wir mit Staunen den Reichthum tropischer Früchte betrachten. Da ist zunächst die Mangostane, sie hat eine Schale, wie unsere Kastanie, und ihr aus 5—7 Abtheilungen bestehendes Innere ist mit einem weissen Rahm gefüllt. Ihr gleich an Wohlgeschmack ist die Mangofrucht. Wir fanden drei Arten davon vor, von denen die eine birnengross, oblong und gelb, die beiden anderen faustgross und grün waren. Als Hauptnahrungsmittel wurde uns der Sursak bezeichnet, eine pflaumenähnliche Frucht. Nicht minder geschätzt wird die Papaya, die von Faustgrösse und oblong ist und ausser ihrem Nahrungswerth die Eigenschaft hat, zähes Fleisch, das Nachts über in den Fruchtbaum gehängt wird, mürbe zu machen. Den gleichen Dienst verrichtet auch das Blatt des Pagayabaumes, wenn es dem Fleische beim Kochen zugesetzt wird. Ich habe das Fehlen dieses Baumes oft an der table d'hôte der gemässigten Zone beklagt. Ebenso reich war der Markt mit Melonen bestellt. Man geniesst sie aber nur mit Kurry zum Reis, dem geriebene Kokuskerne beigefügt sind. „Zum Reis gehen“ heisst dort „Mittagbrodessen“. Dies beiläufig. Ich habe, wenn ich zum Reis ging, leider nicht Gelegenheit gehabt, den Durian zu prüfen, jenes Obst, das nach Wallace Schilderung den Gaumen in Entzücken, die Nase in Verzweiflung versetzt.

Als wir am 8. November endlich wieder die Anker lichteten, wimmelte unser Dampfer von chinesischen Passagieren. Die „King-sin-Linie“, d. h. die Linie des goldenen Sterns, wie in goldenen chinesischen Lettern an dem Schornstein der „Frigga“ zu lesen ist, erfreut sich nämlich bei den Langbezopften einer grossen Sympathie, weil sie im Gegensatz zu anderen Linien

die Herren Chinesen mit diplomatischer Freundlichkeit behandelt. Das Gepäck dieser neuen Reisegefährten beengte übrigens in keiner Weise den Raum, da es nur aus Jacken und Schlafmatten bestand.

Nach einer zweitägigen Reise in dieser Gesellschaft gelangten wir nach Singapore und verliessen hier die „Frigga“, um über Batavia und Surabaja am 24. November in Makassar einzutreffen. Diese auf Celebes gelegene Stadt diente uns als Ausgangspunkt für unsere Reise in die Banda-See.



Von Makassar bis Djampea.

Der Hafen von Makassar ist sehr geräumig und kann von den tiefgehendsten Schiffen befahren werden; er ist nach der offenen See zu durch eine kleine Insel und eine Anzahl von vorgelagerten Sandbänken geschützt, sodass er zu den sichersten und besten in der ganzen Gegend gehört. Da die grossen Schiffe nicht direkt am Uferbollwerk anlegen können, so sind von hieraus mehrere breite, molenähnliche Holzbrücken in das Wasser hineingebaut, um das Ein- und Ausladen der Waaren zu erleichtern. Hier und da lagen einige grössere Kauffahrer vor Anker, und dazwischen wimmelte es von den kleinen malaiischen Fahrzeugen, den Prauen und Fischerböten, die mit ihren halbnackten braunen Insassen ein malerisches echt südländisches Bild gewährten. Dicht hinter dem Hafen beginnt die Stadt, die, weil fast alle Häuser von Gärten und Höfen umgeben sind, für ihre Einwohnerzahl eine ausserordentlich grosse Ausdehnung hat. Sie liegt noch ziemlich eben, aber bald dahinter, besonders in südöstlicher Richtung, erheben sich hohe bewaldete Gebirge, die den ganzen Gesichtskreis umgrenzen.

Zwischen dem Ufer und der ersten Häuserreihe, die mit der Hinterfront dem Wasser zugekehrt ist, zieht sich ein langer schmaler, kaum 4 Meter breiter Gang entlang, der fortwährend von Arbeitern und von den Waaren der aus- und einladenden Schiffe so vollständig besetzt ist, dass es oft geradezu unmöglich ist, sich hindurch zu winden.

Hinter diesen Häusern zieht sich die Haupthandelsstrasse der Stadt entlang; hier liegen die Läden und Speicher der grossen europäischen und chinesischen Handelshäuser. Die Gebäude sind hier meist äusserst geräumig, zweistöckig und massiv aus Stein gebaut. Sie gehören merkwürdigerweise zum grössten Theil dem König von Goar, der sie auf bestimmte Zeit an die

verschiedenen Firmen vermiethet. Geht man die Strasse entlang, die die Fortsetzung der vom Hafen führenden Gummibaumallee bildet, so stösst man auf eine Reihe von theilweise ziemlich grossartigen, europäisch eingerichteten Gebäuden: den Palast des Gouverneurs, ein Gasthaus, das Postamt und das Gebäude der sogenannten Société, dem europäischen Clubhaus, wo sich fast allabendlich die besser gestellten Europäer zu gemütlichem Zusammensein und zuweilen zu grösseren gemeinsamen Festlichkeiten einfinden. —

Wie diese Gebäude, so machten auch die zahlreichen Privathäuser der Europäer auf uns einen angenehmen und wohnlichen, meist sogar einen vornehmen Eindruck. Sie sind fast ohne Ausnahme einstöckig und aus Stein gebaut, mit breiten offenen Vorhallen an der Vorderseite und weit vorragenden Dächern, die von schlanken Säulenreihen getragen werden. Die schattige Vorhalle bildet überall den beliebtesten Aufenthaltsort, besonders am Abend, wenn die Zeitungen gelesen, Besuche empfangen oder häusliche Arbeiten verrichtet werden. Fast jedes Haus ist durch einen breiten luftigen Flur, der oft ebenfalls mit Säulen versehen ist, in zwei gleiche Theile getheilt; von ihm aus gelangt man in die verschiedenen Gemächer und Vorrathsräume. Hinten um das Hauptgebäude herum zieht sich in der Regel ein wohlgepflegter Garten, in dessen Hintergrund noch mehrere kleinere Gebäude für die Dienerschaft, die Küche, Badehäuser, Wirthschaftsgebäude, Eiskeller u. s. w. sich befinden. —

Während diese, im südlichen Viertel der Stadt gelegenen europäischen Häuser mit allem Comfort und oft höchst verschwenderisch ausgestattet sind, zeigen die Häuser der Eingeborenen, die bei weitem den grössten Theil der Stadt ausmachen, noch die ursprüngliche Art der alten malaiischen Hausanlagen. Sie sind sämmtlich auf etwa meterhohen Pfählen gebaut, die theils auf trockenem Lande, theils halb, theils ganz im Wasser stehen, immer mit der Giebelseite der Strasse zugewendet. Die Pfähle bestehen aus Eisen- oder Kokosholz, das übrige Gebäude aus Bambusstäben, das Dach aus Palmblättern. Von der Strasse führt eine schmale Holztreppe, die oft mit geschmackvollen Schnitzereien versehen ist, zu einer geräumigen Veranda, die meist ausser der vorderen Giebelseite noch eine Langseite des Hauses umschliesst. Tritt man dann zur Thür hinein, so kommt man zuerst in einen grossen quadratischen Raum, der durch kleine offene Luken Licht und Luft erhält; er dient als Aufbewahrungskammer für Jagd- und Fischereigeräthe, sowie als gewöhnlicher Aufenthaltsort der Männer. Dahinter liegen dann in der Regel nebeneinander noch zwei kleinere Zimmer, in denen sich Frauen und Kinder aufhalten. Diese drei Räume reichen gewöhnlich von dem Holzboden bis an das ziemlich spitze Dach herauf, sodass kein eigentlicher Bodenraum vorhanden ist; oben werden aber über den Balken oder an hölzernen Haken Fischnetze, Gewehre und alle möglichen Hausgeräthe aufbewahrt.

Bei den am Ufer oder im Wasser gebauten Häusern ist unten im Fussboden gewöhnlich eine Art Fallthür angebracht, durch welche aller Abfall und Unrath sofort in's Wasser geworfen wird, und dahinter, etwa 2—4 Meter vom Hause entfernt, mitten im Wasser, ein kleines hölzernes viereckiges Gebäude, das durch eine lange schmale Brücke mit der Hinterthür in Verbindung steht und in den Augenblicken aufgesucht wird, wo sich der Mensch gern der Einsamkeit ergiebt. — Die makassarische Bevölkerung ist im allgemeinen eine friedliche und lebt in sehr gutem Verhältnisse mit den Europäern. Die Leute



Hafen von Makassar, nördliches Ufer: Häuser der Eingeborenen.

leben von Handel, Schifffahrt und Fischfang, und ausserdem stellen sie die gewöhnlichen Arbeiter und Diener für die europäischen und chinesischen Handelshäuser. Manche unternehmen auf ihren kleinen Prauen, bald auf eigene, bald auf fremde Rechnung, weite Handelsfahrten, die sie bis Neu-Guinea und Australien ausdehnen.

Neben den Europäern und Malaien spielen auch die Chinesen in der Stadt eine hervorragende Rolle. Sie haben sich bereits seit Jahrzehnten in bedeutender Anzahl hier niedergelassen, und fast der ganze Kleinhandel befindet sich in ihren Händen; auch einige der grössten Kaufhäuser und Rhedereien tragen chinesische Namen. Sie geniessen wegen ihrer Arbeit-

samkeit und Bedürfnisslosigkeit alle einen gewissen Ruf als Kaufleute, sodass selbst europäische Grosshändler ihnen meist lieber Waaren vorschiessen als europäischen Kleinhändlern. Die sonst so häufigen und missliebigen chinesischen Kulis werden von der holländischen Regierung auf Celebes nicht geduldet. —

Makassar hat sich in der letzten Zeit ausserordentlich gehoben, weil hier viele Handelsstrassen nach Europa hin zusammentreffen, von den Molukken, den Banda-Inseln, von Neu-Guinea, Timor u. s. w., sodass die Stadt nach Batavia und Surabaja als der bedeutendste Handelsplatz des ganzen holländischen Indiens angesehen werden kann. Von den deutschen Firmen sind besonders Mohrmann & Comp. und Reiss & Comp. zu erwähnen, die beide einen ausserordentlich grossen Umsatz in deutschen Erzeugnissen machen und dafür viel Kaffee, Kopra, Muscatnüsse, Eisenholz, Damar, Tripang, Schildpatt und Perlmutter ausführen.

Am 24. November waren wir in Makassar angekommen; aber der Ankauf eines Schiffes, die Ausrüstung desselben, die Beschaffung der Mannschaft, der Ankauf der verschiedenartigsten Waaren für den Tauschhandel mit den Eingeborenen und schliesslich ihre Verladung nahmen so viel Zeit in Anspruch, dass wir erst am 12. Dezember abreisen konnten.

Besonders viel Umstände machte die Besorgung des Schiffes, oder der Prau, wie die kleinen breiten Lastschiffe der Malaien genannt werden. Nachdem wir durch gütige Vermittelung eines norwegischen Capitains und mehrerer deutschen Kaufleute, besonders der Herren Koll und v. Hanfstängl, in Vertretung des deutschen Consuls der Firma Mohrmann und Comp., verschiedene Prauen besichtigt hatten, wurden wir mit einem Butonesen handelseinig, der uns nach langem Feilschen sein Fahrzeug für 450 Gulden überlassen wollte.

Als nun die Übergabe erfolgen sollte, und der vorsichtige Hafenmeister den angeblichen Besitzer in's Gebet nahm, ob er auch volles Verfügungsrecht über das Fahrzeug besässe, kam es heraus, dass seine in Buton lebende Schwester Mitbesitzerin war. Nach holländischem Gesetz war daher der Handel ungültig. Da aber ganz zufällig der Radjah (Häuptling) von Buton in Makassar anwesend war, wandten wir uns in unserer Noth an ihn, und er machte dadurch den Kauf möglich, dass er, wie wir später erfuhren, durch zwei seiner Leute vor einem eigens dazu beschafften Imam (muhammedan. Priester) schwören liess, dass die Prau dem Butonesen allein gehöre, und er vollkommenes Verfügungsrecht darüber habe. Nach dieser Abschweifung in das malaiische Privatrecht durften auch wir nicht offiziell, weil hier nicht ansässig, als Besitzer der Prau fungiren; Herr v. Hanfstängl hatte daher die Güte, dieselbe pro forma zu übernehmen. Da wir aber die holländische Flagge führen mussten, um Zollfreiheit und politischen Schutz zu erlangen, bedurfte es noch vieler Umständlichkeiten und Formalitäten, ehe wir für uns und das

Schiff einen Pass auf längere Zeit, als bis zu dem nahen Jahresschluss bekommen konnten. Die Prau hatte uns, wie schon gesagt, 450 Gulden gekostet, und 100 Gulden haben wir als Stempel- und Steuergebühren für die Übertragung und die Passverlängerung beim Hafenmeister bezahlen müssen.

Überhaupt sind wir von den holländischen Beamten, die unsere Expedition mit missgünstigen Blicken zu verfolgen schienen, nicht mit allzu grosser Liebenswürdigkeit behandelt worden, und der Herr Gouverneur von Celebes nahm Gelegenheit, als er uns in der Société zufällig eines Abends traf, uns einzuschärfen, dass er uns aus den holländischen Colonieen ausweisen würde, wenn es uns einfallen sollte, „Gräber zu schänden“, d. h. Schädel zu sammeln.

Diese Mahnung bezog sich darauf, dass Herr Kühn im Anfang der achtziger Jahre auf den Arrow-Inseln Schädel gesammelt hatte, die jetzt im Leipziger Museum für Völkerkunde der Wissenschaft dienen. Heuchelei, Neid und Unverstand vereinigten sich, um den Sammeleifer meines Reisegenossen zu einem Verbrechen zu stempeln. Der holländischen Colonialregierung scheint noch nicht zum Bewusstsein gekommen zu sein, dass es ausser Kaffee, Vanille und Muscatnüssen etwas gibt, das die gebildete Welt interessirt, wenn von Holländisch-Indien die Rede ist. Sie könnte sich getrost die russischen Beamten auf Sachalin zum Muster nehmen, die mir eine Expedition mit Soldaten ausrüsteten, damit ich Schädel der Ainorasse für Forschungszwecke erlangen konnte; sie könnte ihre Aufmerksamkeit den chinesischen Perlmutterhändlern zuwenden, die auf den Arrow-Inseln, wo ein holländischer Beamter die Aufsicht führt, denselben Höhlen, an denen Herr Kühn die „Gräberschändung“ vorgenommen haben sollte, Schädel entnahmen und damit ein sinniges Spiel trieben: Am hellen lichten Tage ergötzten die Chinesen sich und die Eingeborenen damit, dass sie die Todtenschädel in die Hände nahmen und zusammenstiessen. Derjenige, dessen eigenartiger Sturmbock bei dem Zusammenprall ganz blieb, wurde zum Sieger proclamirt.

Was nun unsere Prau anbetrifft, so konnte ich nicht behaupten, dass sie grosse Erwartungen in mir erweckte; ich habe nirgends so schwerfällige und unpraktische Kasten auf dem Wasser gesehen, wir hier in Hinterindien. Obgleich die Malaien so ausgedehnte Seereisen unternehmen, sind doch ihre Fahrzeuge durchweg ausserordentlich primitiv, und sie selbst keine besonders tüchtigen Seeleute. Die Hauptschuld tragen daran wohl die eigenthümlichen, dortigen Witterungsverhältnisse, indem die stark wehenden Ost- und Westmonsune zu ganz bestimmten Jahreszeiten eintreffen. Denn mit dem Westmonsun segeln sie nach Osten und bleiben dann an ihrem Bestimmungsort, an irgend einer Insel, so lange liegen, bis der Ostmonsun eintrifft, von dem sie sich dann wieder in die Heimat zurücktreiben lassen. So reisen sie fast immer mit günstigem Winde und wagen sich bei ungünstiger Witterung kaum auf das hohe Meer hinaus. Und in der That, bei starkem Winde

kann man auch mit einem solchen Fahrzeug, wie die Prauen, nicht kreuzen, höchstens in einem Winkel von 80—90° vom Winde seitwärts fahren. —

Unsere Prau hatte einen Gehalt von ca. 5 Tonnen, war ca. 9 Mtr. lang und $3^1/_2$—4 Meter breit, also im Verhältniss zu unseren europäischen Fahrzeugen ausserordentlich kurz und breit, sodass natürlich alle Bewegungen sehr schwerfällig und langsam von statten gingen. Der Tiefgang bei voller Ladung mochte etwa 3 Fuss betragen. Der Mast besteht aus drei Stangen, die oben zusammentreffen; die aus Baumbast gewebten Segel sind von rechteckiger Form und von verschiedener Grösse, gewöhnlich drei an der Zahl, von denen je nach der Stärke des Windes ein grösseres oder kleineres aufgehisst wird. Die Raaen sind aus je vier Bambusstangen zusammengebunden und 12—14 Meter lang. Ausserdem wird gewöhnlich noch ein kleineres Segel am Klüverbaum befestigt, der ungefähr 3 Meter weit vom Vordersteven hervorragt. Etwa $1^1/_2$—2 Meter vom Hintersteven entfernt, ist auf jeder Seite ein Steuerruder angebracht. Beide sind oben und in der Mitte an starken Planken, die quer durch das Schiff laufen und ca. 1 Fuss aus den Schiffsseiten hervorstehen, befestigt. Der Steuermann sitzt in einer vollständig geschlossenen, unter dem Verdeck liegenden Kabine, die nur kleine Oeffnungen nach oben und nach beiden Seiten zu besitzt. Hier vegetirt er, vor Wellen und Regen geschützt, unbeobachtet und stillvergnügt vor sich hin, ohne jemals von seinem Platz aus die See oder die Segel zu Gesicht zu bekommen. Oben auf dem Deck sitzt der Bungawa (Führer), der durch Zurufen die Befehle ertheilt. Hauptsächlich wird das Leeruder gebraucht, da das andere auf der Windseite bei der Breite des Fahrzeuges gewöhnlich halb aus dem Wasser herausragt. Das Deck ist dachförmig aus Bambusstäben hergestellt und mit Palmblättern bedeckt, also gerade wie die malaischen Häuser. Nur am Vordertheil befindet sich ein flaches fest aus Holz gezimmertes Deck, wo die Ruderer sitzen und die Leute ihre Nachtruhe halten. Hier stand auch unsere Küche, ein kleiner Holzkasten in Form einer Marktbude, etwa $1^1/_2$ Meter lang und 75 Ctm. breit, dessen Boden unten mehrere Zoll hoch mit Sand bestreut war, um darauf Feuer anmachen zu können. Das Möbel konnte gedreht werden, um die offene Seite vor dem Wind zu schützen; aber bei starkem Seegang und Wind war es oft beim besten Willen unmöglich, ein Feuer in Gang zu bringen. Herr Kühn und ich hatten uns unter dem Verdeck zwischen den in Kisten und Kasten verpackten Waaren für die Nachtruhe ein kleines Plätzchen vorbehalten. Sonst hielten wir uns meist auf dem Palmblattdeck auf, das von einem Reckwerk umgeben war, um von hier aus die nautischen Leistungen unserer Bemannung bewundern zu können.

Charakteristisch für die hinterindischen Verhältnisse ist schliesslich noch, dass jede Prau eine ganze Anzahl von Waffen, Lanzen, Schwertern und Dolchen an Bord hat, damit man sich gegen eventuelle Angriffe von Seeräubern ver-

theidigen kann. Der ganze Raum, wo der eingekapselte Steuermann sitzt, ist wie ein Arsenal damit ausgestattet.

Im Besitze einer Prau, mussten wir uns nun nach der nöthigen Mannschaft umsehen. Durch die liebenswürdige Vermittelung eines in Makassar ansässigen, norwegischen Capitäns gelang es uns, einen Führer (Anakota) nebst 8 Mann zu engagiren. Denn obwohl die indischen Prauen im allgemeinen nur einen Gehalt von 3 bis 10 Tonnen besitzen und überall nur in sehr günstigem Fahrwasser segeln, so gebrauchen sie doch eine so zahlreiche Mannschaft, wie man kaum in Nord-Europa bei Schiffen von eben so vielen hundert Tonnen nötig haben würde. Einerseits sind Segel, Steuer und alle sonstigen Einrichtungen, wie erwähnt, ebenso unendlich schwerfällig, als oft geradezu raffinirt unpraktisch, und anderseits sind die Malaien, hauptsächlich wegen ihrer Trägheit und Fühllosigkeit, so untüchtig, dass man mit 3 bis 4 Malaien weniger leisten kann, als bei uns mit einem Europäer. Daher mussten wir auch zu unserem kleinen Schiff eine so grosse Bemannung anschaffen: zuerst einen Führer oder, wie er dort genannt wird, „Anakota“, der sich jedoch meist nur um die Ladung kümmert, ähnlich dem Supercargo im Anfange dieses Jahrhunderts in europäischen Schiffen; dann den eigentlichen Steuermann oder Bungava, der seinen Platz auf dem Hinterdeck des Schiffes hat und ungefähr dieselben Obliegenheiten hat und die Befehle giebt, wie die Steuerleute auf unseren Schiffen; ihm folgt im Rang der Jero-modi oder Schiffssteuerer, der, wie erwähnt, unten im Schiff sitzt und das Steuer lenkt. Da kaum einer von den übrigen Leuten steuern kann, muss er oft 24 Stunden, zuweilen auch noch länger, am Steuer bleiben. Der vierte ist der Jero-batu oder Ausgucker, der nach den Corallenriffen bei Nacht späht und daneben die Anker beaufsichtigt. Die übrigen werden zu allen anderen Arbeiten und Handreichungen und besonders zum Rudern benutzt, wozu der Bungava und der Jero-modi natürlich zu vornehm sind. Da unser Führer nur wenig Monatsgeld zahlen konnte, so hatten wir nicht gerade eine besonders tüchtige Mannschaft zur Verfügung bekommen; nur der Jero-modi, sowie von den übrigen Leuten ein Verwandter des Anakota waren zu gebrauchen. Unser Bungava, bereits ein älterer Mann, war sehr wachsam, sonst aber sehr beschränkt, unser Jero-batu litt entschieden an Schlafsucht; denn so oft ich ihn am Vorderdeck des Schiffes aufsuchte, fand ich ihn in süssen Träumen. Da die meisten von Saleier stammten, so konnten nur wenige gut malaisch sprechen oder verstehen. Unser Anakota war von Charakter sehr gutmüthig, aber noch jung und hatte infolge dessen noch wenig Erfahrung und litt ausserdem viel unter der Seekrankheit. —

Nach Beschaffung des Schiffes und der dazu gehörigen Mannschaft schritten wir nun zum Kauf der Tauschartikel für unsere Reise. Die Auswahl ist von ausserordentlich grosser Wichtigkeit und bedingt nicht selten den

Erfolg der ganzen Reise, da es darauf ankommt, nur solche Sachen zu wählen, die dem Culturzustand der zu bereisenden Gegenden angemessen sind und die Kauflust dort erregen sollen. Denn wenn man die Bedürfnisse der Eingeborenen kennt, kann man oft mit verhältnismässig billigen und wohlfeilen Waaren die grössten Erfolge erzielen. Zu gleicher Zeit beabsichtigten wir, da wir mit Glücksgütern für die Reise nicht allzusehr ausgestattet waren, noch nebenher Tauschhandel zu treiben, um hierdurch möglicherweise die Heuer für die Mannschaft herauszubringen. Bald nachher merkten wir aber, dass die mitgebrachten Waaren kaum für den direkten Tauschhandel, d. h. den Eintausch ethnologischer Gegenstände reichen würden und unterliessen daher diesen finanziellen Schachzug.

Den begehrenswerthesten Artikel bilden fast auf allen Inseln, die wir besuchen wollten, rothe, weisse und marineblaue Baumwollzeuge, die wir in ganzen Ballen kauften und dann faden- oder halbfadenweise (1 Faden bei ausgestreckten Armen von Fingerspitze zu Fingerspitze, also ziemlich 2 Meter) vertauschten. Als lebendige Elle wurde, wie wir später merkten, von unsern Käufern immer der langarmigste Geselle herbeigeholt, eine merkantile Gepflogenheit, der wir unsere Anerkennung, so schmerzhaft es auch war, nicht versagen konnten. Ferner buntgedruckte Kattune, Ballen von rothem Garn zum Weben, Garn zum Nähen, feingeschnittenen Tabak, Gambier (getrockneter Palmsaft, der zum Betelkauen zerstossen und benutzt wird) Arac, allerdings nicht in grosser Menge, weil die holländische Regierung das Branntwein-Monopol auf einzelnen Inseln an chinesische Kaufleute verpachtet hatte, Sarong und Salendang (Lendentücher und Umschlagetücher), Tücher von der Grösse eines Taschentuches, um den Kopf zu wickeln, und sog. Buschmesser, breite eiserne Messer, um Holz und Gestrüpp zu zerschneiden und Bäume zu fällen. Stemmeisen, Kämme von Horn und Gummi, kleine Handspiegel, Nähnadeln, Taschen- und „Matrosen-Messer", die letzteren ähnlich wie unsere Küchenmesser mit starken Nieten durch den Griff. Streichhölzer, Glasperlen, chinesisches Feuerwerk, kleine mit Spiegeln versehene Dosen für Betel, hier Siri genannt; Teller und Tassen von Steingut. Feilen, Scheren, Puppen, Flaschen mit Haaröl, Seife, Petroleum (meist als Geschenk für die Posthalter), starken und dünnen Messingdraht, ersteren zu Arm- und Fussringen, letzteren für das untere Ende der Fischleinen, um das Durchbeissen zu verhüten.

In den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Makassar hatten wir noch ein sehr interessantes Schauspiel, nämlich den Einzug einer butonesischen Gesandtschaft und ihren Besuch beim Gouverneur von Celebes.

Das an dem Südostende der Insel Celebes gelegene Königreich Buton, das zwei ziemlich grosse Inseln umfasst, steht zwar nominell unter holländischer Oberhoheit, ist aber noch sehr unkultivirt und so gut wie vollständig unabhängig. Die dort lebenden Völker gehören zu den unruhigsten des ganzen

Archipels. Weder Prauen, noch auch grössere Dampfer wagen die Butonstrasse zu passiren, da die Bewohner als freche Seeräuber bekannt sind.

Kurz vor unserer Ankunft in Makassar hatte die holländische Regierung fünf Kriegsschiffe dorthin geschickt, da der dortige Radjah sich weigerte, einen Vertrag mit den Holländern zu schliessen. Ein Offizier der holländischen Kriegsschiffe, der als Parlamentär an den Radjah entsendet war, erzählte uns, dass die Eingeborenen, als er und einige seiner Begleiter ans Land stiegen, sich zu Tausenden reihenweise am Ufer aufgestellt hatten. Jeder hatte die Hand auf den Griff seines Kris oder Klewang gelegt, als er durch die Reihen hindurchschritt, so dass er anfangs fast fürchtete, niedergehauen zu werden.

Wie gefährlich diese Gegend noch heute ist, beweist der unglückliche Ausgang der zweiten Expedition meines Reisegefährten Kühn, dessen ganze Mannschaft in dieser Strasse im Dezember 1888 niedergemacht wurde.

Durch die vorhin erwähnten holländischen Kriegsschiffe gezwungen, kam gerade jetzt die Gesandtschaft von Buton in Makassar an, um die Verhandlungen betreffs der holländischen Oberherrschaft zu Ende zu führen. Der Schwager des Radjah war als Bevollmächtigter erschienen und begab sich gleich nach seiner Ankunft mit seinem ganzen Gefolge zum Gouverneur. Da der Zug an unserer Wohnung vorbei marschieren musste, so hatten wir Gelegenheit, dieses maskeradenähnliche Schauspiel aus nächster Nähe zu beobachten. An der Spitze des Zuges ging ein einzelner Krieger, der ein Häuptling oder Vorkämpfer zu sein schien; er trug eine Art Helm, von dessen Vorderspitze ein 3 bis 4 Fuss langer, starker Rattan oder Rotang (Rohr), der mit vielen bunten Federn verziert war, hervorragte, genau so wie wir sie später bei den Tanzmasken auf Flores wiederfanden. Er wie die übrigen Krieger trugen eine Art Panzer, soweit ich sehen konnte, aus feinem Rotang geflochten, ferner einen hölzernen Schild, eine Lanze und im Gürtel einen Kris. Das Haupthaar von mehreren war hochgebunden und ziemlich kraus, wie bei den sogenannten Alfuren auf Flores und anderen Inseln, bei anderen dagegen glatt wie bei den Buginesen und Goaresen. Den Beschluss machte der Gesandte, mit einer nach europäischem Schnitt gefertigten, aber reich mit Gold gestickten, kurzen Jacke angethan; um die Lenden war ein Sarong gebunden. Dicht hinter ihm folgte ein Bedienter mit einem Riesenschirm an einer langen Stange, um seinen Herrn gegen die Sonne zu schützen. Hinter dem Gesandten begleiteten die Höhergestellten ihn als Gefolge bis zum Eingang des Hauses und warteten hier auf der Veranda, während der Vorfechter und die übrigen Krieger am Eingang zum Garten mit aufgepflanzten Lanzen neben der holländischen Schildwache Aufstellung nahmen.

Auf einem Sonntagsausfluge nach dem etwa dreiviertel Stunde entfernten Goar besichtigten wir die Residenz des als Despoten verrufenen Königs von Goar, machten aber keine Einkäufe und mussten froh sein, dass

seine als spitzbübisch bekannten Unterthanen uns nicht die Pferde unter dem Leibe wegstahlen. Es herrschen dort recht charakteristische Gebräuche. Z. B. wird bei Hochzeiten die Prinzessin-Braut in einer prachtvoll ausgestatteten Sänfte (tondu) herumgetragen. Sie ruht auf einem doppelköpfigen, beinahe mannshohen Vogel mit gespreiztem Flügelpaar.

Am letzten Tage, ehe wir abfuhren, wollten wir noch unsere Prau von Herrn Helm aus Lübeck, der ein photographisches Atelier in Surabaya besitzt, photographieren lassen. Ich liess daher das Fahrzeug von meinen neun Leuten etwa 100 Meter näher an das Ufer heranbringen und merkte nun zu meinem Schrecken, als ich diese erste Probe ihrer Seetüchtigkeit sah, die sie selbst vorher so gerühmt hatten, dass sie von Rudern und Segeln so gut wie nichts verstanden. Sie machten einen fürchterlichen Lärm und brauchten drei volle Stunden zu dieser Fahrt, zu der ein einigermaassen geübter Seemann kaum eine viertel Stunde gebraucht hätte. Mit Mühe und Noth kamen sie endlich an den angewiesenen Platz, als es zum Photographieren eigentlich fast schon zu dunkel geworden war.

Am Montag, dem 12. December konnten wir rufen: „Endlich in See!“ Wir lichteten gegen 10 Uhr abends die Anker unter den Klängen des unvermeidlichen Gongs. Dieses Instrument wird von den Malaien stets gerührt, sobald sie in der Nähe menschlicher Wohnungen rudern, um damit ihre Ankunft oder Abfahrt zu verkünden. Eine kleine Brise entführte uns unsern neu gewonnenen Freunden der Firma Mohrmann & Comp., die uns noch im letzten Augenblick auf dem Hafendamm versichert hatten, es gäbe nicht so viel Geld im ganzen Archipel, als nöthig sei, um sie zur Mitfahrt zu bewegen. In der That brauchte man nicht gerade ein durch indischen Comfort verwöhnter Kaufherr zu sein, um in der Reiselust bei dem Anblick unserer Prau erheblich herabgestimmt zu werden. Proviant, Kleider, Tauschartikel und hundert Gegenstände des täglichen Gebrauchs bildeten einen malerischen Wirrwarr und engten unsere Bewegungen ein. Neun Eingeborene und zwei Europäer sollten auf diesem Raume ein Jahr lang hausen, und wer von der Annehmlichkeit eines solchen Zusammenlebens sich eine Vorstellung machen will, muss eben die Summe aller unserer Erlebnisse ziehen, dann wird ihm ein Licht aufgehen über Forschungsreisen in den Tropen, und ich will nicht in Abrede stellen, ob wir nicht selber in unseren Reiseplänen schwankend geworden wären, hätten wir in die Zukunft schauen können. Einstweilen erhielten wir einen Vorgeschmack künftiger Abenteuer, als wir gegen 12 Uhr nachts kaum eine deutsche Meile vom Hafen auf einer der zahlreichen Sandbänke Anker werfen mussten. Der Wind flaute ab, und erst gegen Sonnenaufgang setzte sich eine Brise in unser Mattensegel, die sich gegen Mittag zu einem hübschen Seewinde entwickelte. Als gegen Abend ein Gewitter heraufkam, erfreute sich mein Seemannsherz an der herrlichen Segelvorrichtung

unserer Prau. Der Anakota liess nämlich das grosse Segel durch ein kleineres von mittlerer Grösse ersetzen, und dieses würde bei steigendem Sturme durch ein noch kleineres ersetzt worden sein; denn diesen intelligenten Seefahrern ist es trotz tausendjähriger Schifffahrtsübung verborgen geblieben, dass man durch gewisse Vorrichtungen ein Segel reffen und dadurch unendlich viel Zeit und Mühe sparen kann. Natürlich musste am nächsten Morgen wieder das grosse Segel gesetzt werden, und wir hatten das Vergnügen, unsere braune Gesellschaft eine volle Stunde lang mit Geschrei oder Gesang — ich bin nicht musikalisch genug, um dies zu unterscheiden — bei dieser Arbeit zu sehen. Wir hatten am Abend Punt-Malassoro, die Südwestspitze von Celebes, passiert, über der sich landeinwärts der dunkelblaue Sampo-Batang, ein angeblich 10 000 Fuss hoher Berg, von dem Abendhimmel abhob. Als die Insel Saleier (5° 45′ 6° 30′ s. B. u. 126° 26′ u. 120° 35′ L. O. G.) vor uns aus dem Wasser auftauchte, schien unsere Tafel Aussicht auf ein frisches Fischgericht zu haben. Ein Trupp Schweinsfische, gewöhnlich fälschlich Delphine genannt, kreuzte unsere Fahrt; aber ehe ich die Harpune zurechtmachen konnte, hatten sich die lustigen Gesellen entfernt. Unser Schiff, ein sehr schlechter Segler, lief ihnen augenscheinlich zu langsam vor dem Winde; denn sie lieben es, ihre Kraft mit der Schnelligkeit der Fahrzeuge zu messen, und schiessen um die Wette vor dem Buge vorbei. Ich will hier — nicht für Zoologen — einschalten, dass der eigentliche Delphin ein wirklicher Fisch, ein Kaltblüter ist, während der Schweinsfisch, von dem Skandinavier „springer“ genannt, die kleinste Walfischart bildet, die in allen Meeresstrichen, wenn auch in verschiedenen Gattungen vorkommt. Der echte Delphin pflegt dem Schiff oft Wochen lang zu folgen und wird mit der Schleppangel gefangen, während das nicht häufige Erscheinen der Schweinsfische immer dieselbe Aufregung unter dem Schiffsvolke hervorruft, wie das des Hais. Jeder beeilt sich an dem Jagdvergnügen auf die wohlschmeckenden Meeresbewohner theilzunehmen, und ich glaube kaum, dass es einen Capitain auf einem Kauffahrteifahrer giebt, der sich der plötzlichen Auflösung der Disciplin in solchem Augenblick widersetzen würde. Die Seeleute meinen übrigens, der Schweinsfisch laufe immer gegen den künftigen Wind und betrachten ihn daher als einen Wetterpropheten.

Die Insel Saleier, unser erstes Reiseziel, liegt etwa 15 — 20 deutsche Meilen von Makassar entfernt. Wir erreichten sie nach einer Fahrt von 48 Stunden und liefen in den Kanal ein, der die kleine Insel Passi von Saleier trennt. Als erstes Zeichen der Kultur begrüssten wir den holländischen Zollkutter am Nordeingang des Kanals, der uns unter holländischer Flagge unbehelligt vorbeisegeln liess. Sobald die Dunkelheit eingetreten war, lieferte unser Anakota eine Probe auf das Examen der grossen Fahrt, indem er uns sanft auf eine Sandbank auflaufen liess. Dem Jero-bato, dessen besondere

Aufgabe es ist, nach Klippen und Korallenriffen auszuspähen, konnte man unmöglich einen Vorwurf aus diesem Auflaufen machen, da Sandbänke nicht in seinen Wirkungskreis gehörten. Die anderen Herren Seefahrer benutzten aber mit ihren Collegen die Gelegenheit, sich in ihrem vollsten Glanze zu zeigen Mit einem entsetzlichen Geheul lief die ganze Bande durcheinander, und, obschon die See ganz ruhig, also Gefahr garnicht vorhanden war, hatte es den Anschein, als ob der fliegende Holländer in Sicht sei. Eine Vorahnung künftiger Abenteuer überschlich uns, und erst nach dreiviertelstündiger Arbeit mit dem Wurfanker wurde die Prau unter meiner Leitung wieder flott, so dass wir gegen 10 Uhr Abends im Hafen den Anker fallen lassen konnten.

Der nächste Morgen brachte uns an's Land, eine wahre Wohlthat nach dem zweitägigen Aufenthalt auf dem Schiff. Ist es schon in Europa zur Sommerzeit angenehm zu baden, so ist es in den Tropen eigentlich ein unabweisbares Bedürfniss, wenn man sich gesund erhalten will. Die Badeeinrichtung ist mehr als dürftig. Man stellt sich entkleidet neben den in den Korallenboden gehauenen, oft bis drei Faden tiefen Brunnen und schöpft an einem Strohseil mit zusammengeflochtenen Palmblättern das Wasser heraus, das man über den eingeseiften Körper hinabgiesst. Ebenso erfrischen sich die Eingeborenen, natürlich ohne den Gebrauch von Seife. Da aber das Badewasser immer wieder in den Brunnen zurückfliesst und das ganze Dorf ihn ausser zu diesem Zwecke auch zum Trinken benutzt, wird man nicht fehlgehen, in diesem Brunnen einen Behälter für alle möglichen Krankheiten zu erblicken. Namentlich Hautkrankheiten scheinen dort allgemein verbreitet zu sein, von Kröpfen ganz zu schweigen, die bei einigen älteren Damen den Mangel aller Reize in beträchtlichem Maasse hervorhoben. Da aber die Insel Saleier den Vorzug hatte, unsern Anakota ihren Sohn zu nennen, so schickte es sich wohl, dem Vater dieses berühmten Seefahrers einen Besuch abzustatten. Wir liessen uns von unserem Ankerplatze nach dem Dorfe rudern und gelangten, gefolgt von einigen hundert Kindern nach dem Hause des Antje-Bakarin, eines alten ehrwürdigen Herrn mit möglichst langen Fingernägeln, die auch in jenen glücklichen Gegenden nicht von übermässiger Arbeit herrühren. Man bewirthete uns mit Thee, in Kokosöl gebratenen Pisangs und guten Rathschlägen für unsere Weiterreise. Zu unserer Unterhaltung besuchten wir auch den Markt, wo wir uns mit Fischen, Hühnern und Eiern, den stereotypen Nahrungsmitteln des Archipels ausser Reis, versahen und gingen dann auf die Jagd. Die Beute bestand nur in vier Tauben, während wir eines Wildschweines nicht habhaft werden konnten.

Diese Thiere haben sich, da die muhamedanische Bevölkerung auf dieses Nahrungsmittel verzichtet, in unglaublicher Weise vermehrt und fügen den Maisanpflanzungen und der Mangoernte grossen Schaden zu. Arbeitet man

sich durch das Dornendickicht, so hört man in kurzen Pausen zur Zeit der Fruchtreife die Mango von den Bäumen fallen, worauf sie ungesäumt von den Schweinen aufgefressen werden. Wir fanden daher auf unserer Jagd überall Flurhüter, konnten aber kein Schwarzwild erlegen; denn das dornige Gestrüpp wuchert in einer Art und Weise, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Ein angeschossenes Schwein, das wir zusammenstürzen sahen unter dem Feuer in einer Entfernung von 15 Schritt, ging uns verloren. Ehe wir uns mit dem Buschmesser an die Beute herangearbeitet



Im Winde tanzende Puppen, Schutzmittel gegen Cholera.

hatten, war es weiter geglitten, und wir mussten von jeder weiteren Verfolgung, zerrissen von den Dornen, Abstand nehmen.

Wir hatten eigentlich keinen Auftrag, auf dieser Insel mit dem Sammeln zu beginnen: als Anfangsstation war uns Flores bezeichnet. Gleichwohl glaubten wir durch die Erwerbung einiger Hausgeräte, eines Spinnrades, einer Garnwinde und eines Webstuhles keinen Schaden anzurichten. Die Webstühle sind in dem mannshohen Raume aufgestellt, der sich unter dem auf schöngeschnitzten Pfählen errichteten Oberbau der Häuser befindet. Hier pflegen sich tagsüber die Frauen aufzuhalten und dicke baumwollene Gewebe oft mit Pferde- und Menschenfiguren anzufertigen, und damit der Herr Gemahl, der im Obergeschoss der Ruhe pflegt, auch das Fortschreiten der Arbeit con-

trolliren kann, ohne sich hinabbegeben zu müssen, sind an dem Webstuhl Glocken befestigt. Wir sahen auch vor einem Hause einen horizontal an Bändern aufgehängten Ring, an dem sechs kleine, aus Blättern geschnitzte Puppen im Winde tanzten, ein Schutzmittel gegen die Cholera und die Pocken, und wir säumten daher nicht, im Interesse unserer Gesundheit den Gegenstand zu erwerben, der jetzt im „Museum für Völkerkunde" leider seiner Bestimmung entzogen ist.

Dieser Aberglauben war in seiner Form befremdend; denn die Bewohner sind Muhamedaner und dürfen als solche keine menschlichen Figuren darstellen. Indessen scheint der Islam, wie wir später noch genug festzustellen Gelegenheit hatten, zahlreiche Reste des alten Heidenthums zu dulden. An der Ostküste von Saleier, die nie von Europäern besucht wird, wegen der schwierigen Landungsverhältnisse, leben, wie erzählt wird, noch Heiden. Sobald dort eine Person erkrankt, lässt man eine Bissu kommen, eine Art Priesterin, deren Gebahren an die Gepflogenheiten der Indianer der Nordwestküste Amerikas erinnert. Diese Medizinweiber, wenn ich sie so nennen darf, sollen ihre Beschwörungen in Männerkleidern unter Anwendung von Tanzrasseln vornehmen. Man beschrieb sie uns als mit Tuch umwunden und mit Vögelköpfen verziert. Die Weiber behängen sich mit Kopftüchern (lomsso) und schwenken dergleichen auch in den Händen. Natürlich fehlt der Beschwörung des Kranken auch nicht der materielle Untergrund, indem grössere und kleinere Körbe mit Früchten gefüllt den bösen Geistern zum Opfer dargebracht werden.

Als wir am 16. Dezember den Anker lichteten und unseren Kurs auf Flores richteten, machten wir die Erfahrung, dass das Meer im Westen und Südwesten von Saleier von Korallenriffen wimmelt, und unser Anakota wies auf die Unpassirbarkeit der Strasse zwischen den an der Südwestspitze von Saleier nahe gelegenen kleinen Insel Bahuluang und Apatana hin, während auf unseren Karten fälschlich dort eine Durchfahrt verzeichnet war.

Auf dem Wege nach der etwa 20 Meilen südlich von Saleier gelegenen Insel Djampea machten wir unsere ersten Erfahrungen mit den diesem Archipel eigentümlichen Meeresströmungen. Der Seemann hat nicht nur mit dem Wind, sondern in viel höherem Maasse oft mit der Strömung zu rechnen. In dem Meerestheile zwischen Celebes und Flores ist sie stärker in der Richtung von Westen nach Osten als umgekehrt, besonders in den Monaten Dezember bis Februar. Mit dem Eintreten des Westmonsuns scheint sich die ganze ungeheure Wassermasse nach Osten zu stürzen, und zwar zeigt sich dies in verstärktem Maasse in der Nähe von Inseln und Korallenriffen, die sämmtlich von starken Strömungen umfluthet werden. Ihre Gewalt ist in den Meeresengen von Flores und Timor sogar mit der eines rasch strömenden Gebirgsflusses zu vergleichen. Wenn sich das Fluthen der Bandasee nach einer bestimmten Richtung auf dem freien Meere auch dem Auge nicht

sonderlich bemerkbar macht, so bieten an der Küste von Flores auf den Untieten und Korallenbänken die schäumenden Strudel und Wirbel einen gefahrdrohenden Anblick für den Schiffer. Die Karten geben an einigen Stellen die Schnelligkeit der Strömung auf sieben Knoten an; aber ich glaube nach meinen Erfahrungen mitunter eine grössere Schnelligkeit besonders bei der Springflut festgestellt zu haben.

Unser Anakota benutzte die Annäherung an die kleine Insel Tampalungang (6° 36′ s. B. 120° 27′ L. O. G.) sich wiederum als einen Pilot erster Klasse zu erweisen. Ich befand mich gerade unter Deck, als das Aufstossen unserer beiden Steuerruder mich eiligst hinaufjagte. Wir trieben in einer Strömung, völlig steuerlos, weil die Klugheit der Malaien uns durch vorzeitiges Segelniederlassen jeder Steuerkraft beraubt hatte, und glücklicherweise konnten wir nach zweistündigem Warpen in tiefem Wasser vor Anker gehen gegenüber einem auf der Ostseite der Insel belegenen Dorfe.

Wir besuchten noch an demselben Abend das aus etwa 100 Häusern bestehende Dorf, dessen Regierung aus zwei Radjahs bestand. Auf allen diesen Inseln unterstehen diese Häuptlinge der holländischen Regierung, doch ist dies Verhältniss ein rein äusserliches; die Steuern und Frohnden fallen an die Häuptlinge und bestehen in Leistung von Erntearbeiten, in Pflügen und Säen für dieselben, in Abgaben von Reis, Jagdbeute und Fischfang. Die Gegenleistung dieser Duodezherrscher an ihre Unterthanen ist nicht von grossem Belang. Sie sprechen Recht, führen die Leute im Kriege — denn auch diese winzigen Ameisenhaufen bekämpfen sich zuweilen auf das heftigste — schliessen Gemeindeverträge ab und vertreten ihre Unterthanen der holländischen Regierung gegenüber. Letztere verleiht den Radjahs denn auch, um deren Würde äusserlich anzuerkennen, einen Stock mit silbernem oder goldenem Knopfe je nach der Bedeutung des Häuptlings unter den Eingeborenen. Die kleine Insel hat eine interessante Geschichte: in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts war sie der Sitz von Ternatanischen Seeräubern; aber die Holländer hatten kein Verständniss für die wilde Romantik des Piratenthums und rotteten die Quitzows der Bandasee, die ihnen die Herrschaft streitig machen wollten, so gründlich aus, dass von Saleier aus die Neubesiedelung von Tampalungang erfolgen musste. Interessanter als die Bevölkerung erschienen uns drei chinesische Goldarbeiter, die angeblich gute Geschäfte machten. Der Geschmack der Malaien steht keineswegs auf einer so niedrigen Stufe, wie man es eigentlich bei einer Fischerbevölkerung annehmen sollte. Sie lieben goldene Filigran-Ohrringe von höchst geschmackvoller Ausführung, die mich an altnordische Goldarbeiten erinnerten. Auch bemerkten wir kunstvoll gefasste Achatplatten, die bis zur Grösse eines silbernen Fünfmarkstücks auf der Brust von beiden Geschlechtern getragen werden. Ich will auch nicht unerwähnt lassen, dass namentlich Mädchen,

aber auch Knaben, bis zum Eintritt der Geschlechtsreife an einem silbernen Kettchen um die Hüften ein Herz von Silber oder Gold tragen, das die Geschlechtstheile verdeckt. Die Chinesen erhalten von den Eingeborenen häufig das Metall selbst zum Verarbeiten und werden dafür mit Naturalverpflegung und gewöhnlich mit Silbergeld bezahlt. Das Gold entstammt in der Regel der englischen Münze, dem Pfund, das dort allgemeine Gültigkeit hat. Bei dieser Gelegenheit erinnerten wir uns aber auch an die eine Ausnahme von dieser Regel. In Timorlaut nämlich nimmt kein Farbiger englische Goldmünzen, man sage ihm, was man wolle. Es sind nun nicht etwa die Anhänger der reinen Silberwährung, die diese befremdliche Wandlung herbeigeführt haben, sondern ein australischer Kaufmann, der mit einem kleinen Dampfer vor Jahren Timorlaut besuchte, kann sich das Verdienst zuschreiben, dem englischen Pfund die Umlaufsfähigkeit genommen zu haben. Merkwürdiger Weise hatten nämlich die Pfunde, die der findige Australier reichlich gegen Landes-Erzeugnisse umsetzte, nicht die Haltbarkeit, die auch das nicht sehr entwickelte numismatische Verständniss der Einwohner von Timorlaut von ihnen voraussetzte; die Münzen brachen sehr leicht, und das schnöde Lächeln der chinesischen Handelsleute erklärte diese wunderbare Erscheinung bald: das vergoldete Messing hatte, wenn es auch das Bild Ihrer Majestät trug, durch die Prägung doch nicht ganz die Natur seiner Vorbilder angenommen, und die Geprellten hatten das Nachsehen. Wir konnten nicht erfahren, ob der Erfinder dieses „Tricks“ sich an Ort und Stelle von der Wirkung desselben überzeugt hat, können ihm aber nicht dazu rathen. Er wohnt gegenwärtig auf Ambon und betreibt einen schwunghaften Handel mit Muscatnüssen.

Auf der Rückkehr nach unserem Schiffe erlebten wir ein kleines Abenteuer. Wir hockten, 5 Mann, in einem elenden Einbaum ohne Ausleger, als plötzlich meinem Reisegefährten Herrn Kühn ein grosser Fisch an die Schulter sprang. Ehe noch der so seltsam Getroffene sich von seinem Erstaunen erholt hatte, war der Gast der Tiefe in sein Element zurückgekehrt, und wir hatten Zeit über das entgangene Fischgericht uns in wehmütigen Betrachtungen zu ergehen, bis wir kurz vor der Prau einen riesigen Rochen von etwa 14 Fuss Länge erblickten. Aber auch hier mussten wir uns mit dem Anblick dieses wohlschmeckenden Meeresbewohner begnügen; er verschwand, bevor wir die Harpune zurechtlegen konnten, und der Anakota erzählte uns im Anschluss an dieses letzte Begebniss Sagen von einem rätselhaften Meeresungeheuer, die mich lebhaft an die Erzählungen meiner Heimat erinnerten, wo die alten Fischer noch heute vom Kraken, dem nordischen Sagentier ein tüchtiges Garn zu spinnen wissen.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr setzten wir unsere Reise nach Djampea fort. Der Anakota hatte eigentlich um Mitternacht absegeln sollen, aber da

bringe einer einmal dieser Menschensorte den Begriff vom Werthe der Zeit bei. Das ist unmöglich. Der Malaie hat überhaupt niemals Eile und versteht das Drängen des Europäers nicht, wenn dieser seine Reise schnell zurücklegen will. Unsere Mannschaft schlief also ruhig auf den Schutz Allahs vertrauend, anstatt die Anker zu lichten. Es sei hier erwähnt, dass die Mannschaft, die sich mit einigen Morgen- und Abendgebeten im Anfang der Reise begnügt hatte, später diese sonst von jedem Moslem streng beobachtete Religionsvorschrift gänzlich vernachlässigte. Die Makassaren scheinen demnach keine solchen Fanatiker zu sein, wie wir sie später auf den Key-Inseln antrafen. Ausser dem verspäteten Aufbruch trugen auch noch andere Umstände dazu bei, dass wir die sieben und eine halbe deutsche Meile lange Strecke bis nach Djampea in neunundzwanzig Stunden zurücklegten. Zunächst flaute der Wind ab, und als er später stärker einsetzte, führte er uns während eines heftigen Gewitters in eine Strömung. Dies war etwa gegen 6 Uhr Abends. Da hier urplötzlich die Brise gänzlich erstarb, konnte unsere unglückliche Prau wieder ihre Reize entfalten. Wir mussten zu den Rudern greifen und endlich froh sein, uns vor den Korallenriffen der Nordwestspitze von Djampea durch unseren europäischen, eisernen Anker gerettet zu haben. Die Situation war bedrohlich genug, und wer einmal die Furchtbarkeit der Korallenriffe kennen gelernt hat, wird begreifen, wie sehr wir aufathmeten, als unser Anker gefasst hatte. Die elenden mit Steinen beschwerten Holzhaken, welche die Malaien als Anker verwenden, hätten uns schmählich in dieser Strömung von 5—6 Knoten Geschwindigkeit im Stiche gelassen. Es ist überhaupt eine eigene Sache mit solchem Holzanker. Man kann ihn höchstens in 3 Faden Tiefe anwenden, und zwar geschieht dies der Art, dass ein Matrose in die See taucht und den meist einarmigen Holzhaken in dem Korallengeäst befestigt und beim Lichten gleichfalls mit einem Taucherstück wieder losmacht. Diese naive Art des Ankerns war natürlich in unserer Lage nicht angebracht; unser Anker hing an 50 Faden Tau und 20 Faden Kette und bewahrte uns zum mindesten vor einem unbeabsichtigten Abstecher in die freie See. So aber war uns der Himmel günstig, und wir liefen am nächsten Morgen gegen 9 Uhr in den etwa eine halbe Meile von unserem provisorischen Ankerplatz entfernten Hafen von Djampea (7° 4′ S. B. 120° 35′ L. O. G.) ein. Mit welcher Sehnsucht dachte ich an meine flotten Fahrten in dem Canoe der Nordwestamerikanischen Indianer. Mit ihnen wäre ich beinahe einen Tag früher auf der Insel angelangt, die zunächst bestimmt war unsere Sammlungen zu bereichern. Hätte ich schon die Erfahrungen gehabt, die ich in diesen Gewässern noch machen sollte, so würde ich die Reise auf einem der sogenannten Nordlandsboote, die sich im gefährlichsten Fahrwasser Nord-Europas zwischen Drontheim und Archangel bei den schwersten Winterstürmen bewähren, gemacht haben. Solch ein Boot ist etwa 60 Fuss lang,

hat hohe Vorder- und Hintersteven und zeigt auf längeren Touren nur zwei Fuss Bord. Seine geschickte elastische Bauart ermöglicht aber den Fischern, das Fahrzeug so zu beschweren, dass es nur 3 Zoll Bord hat. Ein Deck ist nicht vorhanden, sondern die Ladung ruht unter getheertem Segeltuch, während eine kleine Kabine am Hintersteven, die 6 Mann aufnehmen kann, zum Aufenthalt für die Nacht bestimmt ist. Ein scharfer Kiel ermöglicht in Verbindung mit einem einzigen Mast und einem Raasegel auch im seichtesten Wasser jedes Segelmanöver, und 6 Mann können an einem Tage damit bei Windstille 7 bis 8 deutsche Meilen rudern. Da das Boot sehr leicht ist, lässt es sich nach der Entladung ohne Schwierigkeit auf das Land ziehen, was bei Mangel an einem Hafen von grosser Wichtigkeit werden kann. Die Kosten eines Nordlandbootes stellen sich auf 400 Mark mit voller Ausrüstung, die Fracht bis Singapore erreicht ungefähr dieselbe Höhe. Man kann es schon dort mit Tauschartikeln befrachten und ohne jegliche Scherereien unabhängig von Wind und Wetter die Reise antreten. Rechne ich, dass uns die Ausrüstung der Prau nebst allen Abgaben, den Kaufpreis eingeschlossen, etwa 1000 Mark zu stehen kam, so kann ich mit guten Gewissen jedem Reisenden, den gleiche Zwecke, wie ich sie verfolgte, in jene Gegenden führen, rathen, von Singapore aus sich einem Nordlandsboote anzuvertrauen.



Djampea und Bonerate.

Manchmal ist mir auch von Gebildeten die Frage gestellt worden, warum ich so oft Kopf und Kragen gewagt habe auf meinen Fahrten, um in den Besitz von Gegenständen zu gelangen, deren reeller Werth auf den ersten Anblick allerdings höchst fragwürdig erscheint. Ich konnte die Fragsteller zunächst immer nur auf das „Museum für Völkerkunde“ in Berlin verweisen. Hier finden sie diese Sachen alle in Sammlungen geordnet vor, und der Weltruf derselben ist wohl ein nicht zu unterschätzender Fingerzeig für diejenigen, welche der Ethnologie fern stehen und meinen, es sei mit dem Lesen einiger Bücher gethan. Diese Ansicht wird wohl von denen nicht aufrecht erhalten werden, die bei einem Gange durch das Museum die Grösse des Forschungsgebiets kennen lernen. Ich möchte aber den Beschauern dieser Sammlungen die Frage vorlegen, ob sie etwa glauben, dass nach zwanzig Jahren unter den bis jetzt noch wenig von der Cultur beleckten Völkern derartige Gegenstände des täglichen Gebrauchs oder religiöse Embleme und dergleichen zu finden sein werden. Wer eine Ahnung vom Fortschreiten der Civilisation, von der Ausbreitung des Welthandels und der Culturreligionen hat, wird diese Frage unbedingt verneinen müssen. Sobald der Wilde die erste eiserne Axt sich für einige Felle eintauschen kann, wird er nie wieder eine Hand rühren; denn einer langen mühseligen Arbeit bedarf es zur Herstellung einer Steinaxt. Wozu soll er sich der Mühe unterziehen, kunstvolle wasserdichte Töpfe zu flechten, Holzschaalen aus eisenhartem Holze auszubrennen, Speerspitzen und Messer aus Knochen im Schweisse seines Angesichts zu raspeln und zu schleifen, während der weisse Mann ihm Steingutgeschirr und verstählte Waffen und Werkzeuge zuführt? Wie schnell die Naturvölker sich ihrer Eigenart entäussern, erlebte ich auf der Insel Vancouver.

Im Jahre 1882 war es im Winter sehr schwer, Leute aufzutreiben, weil die blos mit Decken bekleideten Nutkas keinen Geschmack daran fanden, sich im offenen Boote den Unbilden der rauhen Jahreszeit auszusetzen, und lieber in ihren warmen Holzhäusern blieben. Es ist in der That ein hartes Stück Arbeit für vier Ruderer, im Schneesturme das Canoe vorwärts zu treiben, indess die eisige Luft und der salzige Gischt des Meeres ihre Körper erstarren macht. Aber die gute Bezahlung war schliesslich ein genügender Trost für diese Fährlichkeit. Wie anders fand ich dieselbe Gesellschaft schon 1885 vor: Meine vier Freunde sassen auf der Plattform vor einem Hause und spielten ruhig mit französischen Karten um Geld. Obwohl wir Monate lang vor drei Jahren zusammen gelebt hatten, wurde jetzt nur durch ein gnädiges Kopfnicken die alte Bekanntschaft wieder aufgenommen. Ich hatte aber auch meinerseits Mühe die frühere Bekanntschaft festzustellen: die nationale Decke, das „Blanket", war einem europäischem Anzuge gewichen, und weisse Wäsche und Cravatte belehrten mich, dass ich vor Gentlemen stand, die sich möglichst jedes Kennzeichens ihres Volksthums entäussert und das Aeussere von Matrosen angenommen hatten. So ist auch auf der Ostküste von Sachalin fast jede Spur nationalen Wesens unter den Ainos verschwunden, und japanische Cultur hat ihren Einzug gehalten, während auf der Westküste der Insel, die für Schiffe keinen Hafen bietet, sich mir im Jahre 1884 noch ein weites Feld für meinen Sammeleifer erschloss.

Unser Hauptaugenmerk richteten wir dies Mal in erster Linie auf Cultusgegenstände, denn mit dem Vordringen des Islams und des Christenthums fallen zunächst die alten Götzenbilder und sonstige Symbole des Aberglaubens der Vernichtung anheim. Sodann suchten wir Bekleidungsgegenstände der Eingebornen zu erlangen; die billigen englischen und in neuerer Zeit auch deutschen Kattune und Baumwollenstoffe verdrängen von Jahr zu Jahr mehr die einheimische Weberei, die theilweise Palmblätter und Baumbast als Material benutzt. Auch der Schmuck der Priester, die Anzüge der Todten, der Vorfechter und der Personen aus königlichem Geblüt verschwinden mehr und mehr. Am längsten werden sich wohl Fischerei- und Jagdgeräthe halten, zumal im holländischen Indien die Einfuhr von Feuer-Waffen und Pulver streng verboten ist.

Auch ein anderer Umstand trägt dazu bei, die alten Fischereigeräthschaften zu erhalten. Unsere europäischen Angeln scheinen für Fische jener Meerestheile nicht zu passen; wir fingen wenig damit. Der bekannte Zinnfisch mit Doppelhaken besass gar keine Anziehungskraft, während die einheimischen Fischer mit Angeln, deren Haken mit Hühnerfedern oder aus Bananenschale oder Palmblättern geschnitztem Fisch verbrämt war, manchen guten Fang thaten. Eine grosse Rolle spielt in der dortigen Fischerei auch

Bogen und Pfeil, die, soweit mir bekannt, sonst nur noch in Südamerika zu diesem Zwecke zur Verwendung gelangen.

Unsere erste Sorge in Djampea war auf die Verbesserung der Prau gerichtet und der zu Rathe gezogene Schiffsbauer suchte durch Abhobeln und eine schrägere Stellung der beiden Steuerruder die Seetüchtigkeit unserer Argo zu erhöhen. Es gelang einigermaasen. Gleichwohl hätte die Prau „Bunting Makallo", („die im Kreise Herumsegelnde") besser den Namen „die bleierne Ente" führen können. Aber man wird ja so bescheiden in seinen Ansprüchen, beim Anblick der unter diesem Himmelsstriche kreuzenden Fahrzeuge.

Derselbe Mann wurde uns zugleich durch seine Eigenschaft als Häuptling nützlich. Er schickte einige Leute nach der Ostküste. Dort sollen aus Rotang geflochtene Schilde im Gebrauch sein der Art, wie wir sie später nur ein einziges Mal auf Bonerate erwarben. Der Herr hatte jedoch leider den Jokel ausgeschickt, und da er Gründe haben mochte, nicht selber zu gehen, wurden wir mit Fischereigeräthen abgefunden. Die Besitzer der Rotangschilde sollen Ureinwohner sein, Reste einer heidnischen Bevölkerung, die meines Wissens nie ein Europäer aufgesucht hat. Manches interessante Stück ist dort wohl noch zu haben, und die gegen den Radjah hervorgekehrte Unbotmässigkeit darf als ein Zeichen von Unabhängigkeit gedeutet werden. Kurz bemessene Zeit und die Eigenschaften der „Bunting Makallo" hielten uns ab, die hafenlose und vom Handelsverkehr gemiedene Ostküste Djampeas zu berühren.

Characteristisch für die dort übliche Fischerei war eine Art Harpune für den Trepangfang (ladung-kolitang). Sie bestand aus drei langen eisernen, mit einem Steine fest verbundenen Widerhaken, die durch ihre Schwere in das Thier hineindringen. Ich fand auch später auf den Key-Inseln ähnliche Harpunen mit vier Spitzen zur Gewinnung von Trepangs benutzt.

Ein gewisser Kunstsinn äusserte sich in den Verzierungen der Hausgeräthe; Blumenornamente überwogen, und später habe ich auf keiner Insel Holzschnitzereien in ähnlicher Vollkommenheit angetroffen. Ebensowenig begegneten uns im Verlaufe unserer Reise wieder geflochtene Lederriemen zum Büffelfange. Man befestigt sie an einem starken Baume, der Büffel fängt sich mit dem Beine in die Schlinge (gai-tedong) und wird mit dem Speere erlegt. Wir fanden leider keine Gelegenheit, einen solchen Fang zu beobachten, und setzten am 19. September nach einer kleinen Insel Pandiang zur Hirschjagd über. Auf der Fahrt dorthin hörten wir ein fürchterliches Geschrei über die See erschallen und beruhigten uns erst, als wir bemerkten, dass es von der Besatzung eines Canoes ausgestossen wurde, um ein grosses Krokodil zu verjagen. Ich glaube bemerkt zu haben, dass der Charakter dieser Thiere auf den verschiedenen Inseln wechselt. Djampea wimmelt von einer ganz besonders bösartigen Sorte, die keinen Augenblick sich besinnt, den Menschen anzugreifen, ihn in plötzlichem Aufschnellen ins Wasser zu stürzen und in

die Tiefe zu ziehen. Es war ein Jahr vor unserer Ankunft sogar vorgekommen, dass ein solches Reptil auf eine tiefliegende Prau hinaufkletterte und einen Käfig mit Hühnern in die See warf und sich so einen schmackhaften Imbiss bereitete. Man erzählte mir auch von dem Angriffe eines Krokodils in Borneo, das einen Kahn mit drei Eingebornen umstürzte und zwei davon verschlang. Ganz anders stehen die Badjuresen im Golfe von Boni auf Süd-Celebes diesen Thieren gegenüber. Ich sah dort eines Tages eine ganze Schaar Badjuresen bis an die Brust im Wasser stehen und der Netzfischerei obliegen, unbekümmert um ein riesiges Leistencrokodil, das in nächster Nähe auf dem warmen Ufersande seine Siesta hielt. Es schützte der Aberglaube des Volks, und wenn dasselbe auch gläubig jeden Morgen und Abend nach Mekka hinschaut, so hegt es andererseits doch keinen Zweifel darüber, dass in jedem Krokodil die Seele eines Ahnen haust, und im Dorfe wird niemals ein Streit darüber entstehen, welcher „Grossvater“ oder welche „Grossmutter“ dies oder jenes badende Kind gefressen hat. Auf den Key-Inseln habe ich niemals gehört, dass ein Kind in der Art verunglückt wäre. Der Islam hat den uralten Glauben an die Seelenwanderung nicht zu tödten vermocht. Worin die mehr oder weniger grosse Gefährlichkeit der Krokodile ihren Grund hat, vermochte ich nicht festzustellen: ich für meine Person bin stets mit Flinte und Bootshaken, ohne auf die Verwandtschaftsverhältnisse der Bestien zu meiner Mannschaft Rücksicht zu nehmen, den Sauriern zu Leibe gegangen, meist mit demselben Misserfolge, den unsere Hirschjagd hatte. Mit einigen Tauben mussten wir uns auch diesmal zufrieden geben, nachdem wir zwei Schüsse vergeblich auf das ungemein scheue und flüchtige Wild in dem übermannshohen Grase abgegeben hatten. Ein wahres Labsal war für uns der Saft junger Cokosnüsse; ungewohnt des Klimas waren wir nämlich in europäischem Geschwindschritt gegangen, und so mundete uns das Getränk, das eine gewisse Aehnlichkeit mit Berliner Weissbier, allerdings ohne seinen Kohlensäuregehalt, hat, vortrefflich. Viel davon zu trinken, gilt für gefährlich: man wandelt nicht ungestraft unter den Cokospalmen, denn das Fieber hat den durstigen Zecher bald erfasst. Ob dagegen rothe Korallen, die wir nach unserer Rückkehr fast in jedem Hause des Dorfes, als Mittel gegen Krankheiten, befestigt fanden, auch dem Fieber zu wehren vermögen, konnte ich nicht herauskriegen, und ich habe mich für die Folgezeit auch immer mit Chinin begnügt. Ueber die Flora kann ich bei unserm kurzen Aufenthalt wenig sagen. Lianen und Rotang, die sich in Gedichten sehr schön ausnehmen, in Wirklichkeit aber ein Haupthinderniss für die Erforschung der Urwälder sind, verbinden hier Cokospalmen und Teakholz zu dichten Wäldern. Erstere sind vor Jahren von einem Chinesen angepflanzt worden und haben sich so vermehrt, dass sie jetzt an den Ufern den Characterbaum der Insel darstellen. Der langbezopfte Pflanzer aber wurde bankerott, ehe er die Früchte seiner Speculation

ernten konnte, und auch ein Herr von Bülow, welcher Teakholz im Innern schlagen liess, gab dies Geschäft auf, als sich herausstellte, dass das schwere Holz, welches, da es sonst untersinkt, an andere Hölzer befestigt werden muss, auf den Flüssen der Insel wegen deren niedrigen Wasserstande nicht transportirt werden konnte, und die Transportkosten auf dem Landwege den Vortheil verzehrten. Ausser den schon erwähnten Tauben, Büffeln und Hirschen giebt es hier wilde Schweine, Kakadus, und was hervorzuheben ist, Python, von denen die üblichen Schauergeschichten umliefen.

Vor etwa 25 Jahren waren die Holländer auch hier genöthigt, den Ternatanischen Seeräubern nahe zu treten. Es kam zum Gefechte, nachdem die Holländer in den äusserst günstig, d. h. versteckt gelegenen Hafen eingedrungen waren; hunderte von Piraten fielen, und ein kleiner Rest soll noch jetzt auf den Bergen des Innern hausen. Man spricht von dem Seeräuberhauptmann und seinem aus fünfzehn geraubten Frauen bestehenden Harem, und ein Mann aus Djampea will vor einigen Jahren einen Knaben auf der verlassenen Südküste der Insel beim Fischfange überrascht haben. Dieser soll von einem Mann und einer Frau, augenscheinlich Nachkommen jener alten Inselbeherrscher, aus den Händen der Küstenbewohner befreit worden sein.

Am 21. October gingen wir nach Kalao in See. Die See war ruhig, und wir konnten von Bord in dem wenige Faden tiefen, wundervoll klaren Wasser der Strasse von Pandjang, die uns nach der Kambaragi-Bucht führte, den Meeresboden erblicken. Ueberall hoben sich von dem weissen Seesande grosse Seesterne, Korallenzweige und becherförmige, ungeheuere Schwämme ab; azurblaue, gelbgestreifte Fischchen blitzten schaarenweise dazwischen umher, und bei Annäherung der grossen Raubfische bot ihnen das Korallengewirr einen sicheren Unterschlupf. Hin und wieder lugte daraus auch das seltsame Gebilde einer Holothurie hervor, und das kurze grüne Seegras zeigte in seinem Auf- und Niederwogen die Richtung der Strömung an, der wir stundenlang folgten. Wir erreichten nach vierundzwanzigstündiger Fahrt nächtlicher Weile den an der Südostspitze dieser Insel gelegenen Hafen von Kalao. Er bietet bei Westmonsun für Prauen einen geschützten Ankergrund, während der von Bonerate (7° 19′ s. B., 121° 4′ L. O. G.), nur bei Ostmonsun zu benutzen ist. Wir ruderten im Boot bei Tagesanbruch nach dieser westlich drei bis vier englische Meilen entfernten Insel, wo wir uns mit dem Posthalter bekannt machten und uns legitimirten. Das Institut der Posthalter (holländisch: poosthoulder) entspricht keineswegs dem, was in Deutschland darunter verstanden wird. Ausser der Besorgung sämmtlicher, selten genug vorkommender Post- und Frachtgelegenheiten liegt dem Posthalter nämlich die politische Verwaltung seines Bezirkes und die Rechtsprechung ob, wofern letztere nicht etwa von den Häuptlingen ausgeübt wird. Ausserdem ist er der amtliche Zollerheber, prüft die Schiffspapiere und stellt die Pässe aus; es

vereinigt sich in ihm also die Macht des holländischen Mutterlandes. Auf den von uns besuchten Inseln fungirten diese Beamten erst seit 1882, also kurz vor der Ausbreitung der deutschen Schutzherrschaft auf Neu-Guinea. Man versuchte Anfangs Europäer mit diesem Posten zu betrauen, aber das einsame Leben unter den Eingebornen trieb viele von den Neuangestellten zum Selbstmord. Fern von jeglicher Cultur, allen Unbilden des Klimas ausgesetzt, zogen es diese aus den Schreibstuben der holländischen Colonialregierung hervorgegangenen Leute vor, freiwillig aus einem Dasein zu scheiden, das für sie keinen Reiz mehr hatte. Man ersetzte daher die Europäer durch Mischlinge von Halb- und Viertelblut, oft von deutschen Voreltern abstammend, und seitdem haben sich die Verhältnisse gefestigt. Das Monats-Gehalt beträgt etwa 100 Gulden (holländisch) im Anfang und steigt im Laufe der Dienstjahre. Aber wenn man in Rechnung zieht, dass ein Handlungsgehülfe in Makassar, wo das Leben sehr theuer ist, auch mit 100—150 Gulden anfängt, so darf man zugeben, dass die Stellung eines Posthalters, nicht gerade ungünstig ist. Der Selbstherrscher von Bonerate, Herr Bax, empfing uns sehr freundlich und lud uns ein, für die Dauer unseres Aufenthalts bei ihm zu wohnen, ein Anerbieten, das, nachdem wir zehn Nächte in hockender Stellung auf der Prau hatten schlafen müssen, von uns dankbar angenommen wurde. Wir bemerkten dort an einem Baume verschiedene, mit Steinen halbgefüllte Blechgefässe aufgehängt, die in jenen Gegenden als Petroleumfässer dienen, und daneben zahlreiche fliegende Hunde, zu deren Verscheuchung die klappernden Büchsen eigentlich hatten dienen sollen. Die Thiere entblössen mit ihren scharfen Krallen die Mangoäste von der Borke. Aber das Schreckmittel hatte längst aufgehört ein solches zu sein. Wir wussten damals noch nicht, was wir erst auf Key erfuhren, wie wohlschmeckend „fliegender Hundebraten“ ist, sonst würden wir uns wohl nicht mit dem Anschauen der Nachtschwärmer begnügt haben. Ausser diesen Thieren beherbergt Bonerate Hirsche, Schweine, Python und Affen. Von diesen erzählte uns Herr Bax, der ein glaubwürdiger Mann zu sein schien, sie pflegten aus Steinen am Ufer Umfriedigungen herzustellen und die zurückbleibenden Fische bei Ebbe herauszufangen. Auch sollen sie leidenschaftlich Muscheln lieben und zwischen die aufgeklappten Schalen derselben Steine schieben, um dann behaglich die Mollusken zu verzehren. Bei unsern Wanderungen auf der flachen, ganz aus Korallen bestehenden Insel machten wir die Bemerkung, dass wenig Humus vorhanden war, und dieser sich nur in den Vertiefungen zwischen den Korallen befand. In diese natürlichen Blumentöpfe pflanzten die Eingebornen Mais und Obstbäume. Anders ist der Charakter von Kalao. Diese Insel ist vulkanisch und hat einen ziemlich hoben Berg, der einem umgekehrten Boot nicht unähnlich ist. Auch ist sie fruchtbarer und schien bevölkerter als Bonerate zu sein, wenigstens liessen

die zahlreichen Lichter, die Abends an der Küste auftauchten, darauf schliessen. Handel trieben wir nicht auf Kalao, da gerade die Umgebung des Hafens wenig bewohnt ist, und wir hofften, durch die Autorität des holländischen Beamten Käufer nach der Nachbarinsel hinüberzuziehen. Wir holten am 24. Dezember Tauschartikel von der Prau und eröffneten „unser Geschäft.“ Ohne Hülfe von Annoncen hatten wir bald ein zahlreiches, kauflustiges Publikum von jungen Burschen um uns versammelt, die, augenscheinlich mit elterlicher Vollmacht versehen, uns Blasröhre aus Bambus und Holz für Vogeljagd (sopu) und Pfeile dazu (kairatta), Lanzen, zur Hausvertheidigung von armen Leuten gebraucht (kadako), Bogen (bedidi) und Pfeile (ana-bedidi-benaka, d. h. Kinder des Bogens), eiserne Messer (ladi-moane), Schwerter (se-nanke), Dolchmesser (ballado) mit Scheide (passolo) und Fischspeere, Sirikasten (toba-kau) und Medizindosen (toba-kombi), Schüsseln aus Thon und Holz und anderes Hausgeräth verkauften. Bemerkenswerth erschienen mir Armringe aus einer schwarzen Korallenart (damba-badoka), die im frischen Zustande gebogen, ihre runde Form erhalten und dann erhärten, ein Vogelbauer (taura-a-doga-dola) mit schönen Schnitzereien und ein Gestell mit einer Wasserschale (hengke) aus Nautilus, die beim Anfeuchten der Webespulen zur Verwendung kommt. Die Eltern selber scheuten sich mit uns in Handelsverkehr zu treten, eine Scheu, der wir auf den östlichen Inseln nicht wieder begegnet sind. Auf unsern Wunsch schleppte man sogar einen Webestuhl (homorua) mit einem halbfertigen, darauf gespannten Sarong herbei, und wir mussten uns mit dieser Art des Einkaufes begnügen, da der Eintritt in das Innere der den makassarischen ähnlichen Häuser uns verwehrt blieb. Einblick in dasselbe gewannen wir erst, als wir tiefer in die Insel eindrangen; doch blieben uns auch hier die durch Matten abgetrennten Frauenräume unzugänglich. Was wir sahen zeigte keinen wesentlichen Unterschied von dem bereits bei Makassar beschriebenen Hausinnern. Auf einem solchen Ausfluge fanden wir eine „Medizin“, die neben einer kranken Frau lag, und waren herzlos genug in das Heilverfahren einzugreifen, indem wir das Wundermittel ankauften. Es bestand aus einer zweizinkigen Gabel von Bambus (baole), einem runden, geflochtenen Deckel (rambi-maukona) und einem roth und weiss gestreiften baumwollenen Ring (ba-dingi-dingi).

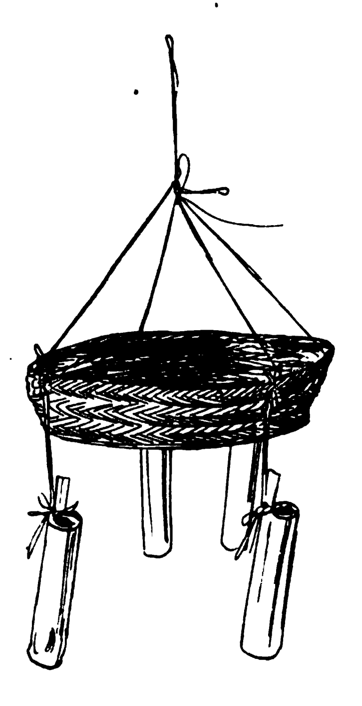
Hoffentlich haben die Koransprüche, die nebenbei gelesen wurden, die Wiederherstellung der Leidenden allein herbeigeführt. Die Eingeborenen meinten, sich vor den gerade herrschenden Pocken durch den rechten Vorderfuss der Seekuh (delimanoro) schützen zu können. Sie kommt ziemlich häufig vor, und längst wird der von uns seines Schutzmittels beraubte Hauspfosten, der zu gleichem Zwecke auch die rothe Hornkoralle trug, wieder damit versehen sein, während das dafür eingehandelte Steingeschirr in den Händen der braunen Sklavin zerschellt ist. Die Seuche hielt uns vom Betreten der

Häuser ab. Sie war so ausgebreitet, dass von Makassar ein Chirurgus geholt wurde, der an der Küste mit Erfolg Impfungen vornahm. — Hier fanden wir zum ersten Male Holzfigürchen, die wir anfangs für Puppen hielten, bis uns ihre Eigenschaft als Ahnenbilder (Mann = barahala-moane, Frau = barahala-bobini; in der makassarischen Mundart heisst barahala soviel wie Gott) klar wurde. Soweit das Geschlecht angedeutet ist, stellen sie fast alle Frauen dar und sind $1/2$—1 Fuss gross. Einige haben Augen aus Glasperlen oder rothen Bohnen (abrus) und sind theilweise mit Haarbüscheln auf dem Kopfe versehen. Zum Theil erinnern die Figuren an roh geschnitzte Hermen; bei manchen sind Arme und Hände ausgearbeitet und berühren, wahrscheinlich um die Fruchtbarkeit anzudeuten, theils die Brüste theils die Schamgegend. Oft fehlen die Extremitäten ganz. Eine einzige Figur hockt, alle übrigen stehen entweder aufrecht oder mit leicht gebogenen Knieen. Die Köpfe sind rund, die Gesichter theilweise nur angedeutet, manchmal garnicht vorhanden. Auch auf andern Inseln, wie Alor, Timor, Timor-Laut, Klein-Key kommen derartige Idole, meist in sitzender Stellung, vor. Die an diesen Holzpuppen bewiesene Schnitzkunst steht durchweg auf einer ungemein niedrigen Stufe, was eigentlich zu verwundern ist, da schön geschnitzte und reich ornamentirte Sirischachteln aus Bambus und reizende Kästchen aus Flechtwerk von einem hoch entwickelten Formsinn zeugen. Die Eingebornen wollten uns über die Bedeutung dieser verborgen gehaltenen Figuren nicht Rede und Antwort stehen und bezeichneten sie schliesslich als Kinderspielzeug; aber diese Erklärung steht mit der Thatsache, dass wir niemals Kinder mit diesen Puppen haben spielen sehen, und dass sie sorgfältig behütet wurden, in Widerspruch. Das erste Idol dieser Art entlockten wir einem siebenjährigen Knaben, der es auf unsere Nachfrage nach menschlichen Figuren herbeischleppte. Als ich darauf einen hohen Preis für dergleichen bot, erschien das Gewünschte wie mit einem Schlage auf dem Markte, zum höchsten Erstaunen des Posthalters, der trotz seiner vierjährigen Anwesenheit niemals diese Bildnisse zu Gesicht bekommen hatte. Ich selber war nicht weniger erstaunt, als er, unter der angeblich muhamedanischen Bevölkerung diese Reste alten Heidenthums aufzufinden, und schliesslich entdeckte ich auch ein männliches Götzenbild von etwa 3 Fuss Höhe; aber der Besitzer war nicht zu bewegen, diesen bis dahin in dem Winkel der Hütte versteckten Schatz zu veräussern, und statt des Originals wurde uns eine Kopie angeboten. Sie war, nachdem wir lange deshalb gefeilscht hatten, im Laufe des Tages angefertigt und mit Kohlen geschwärzt worden, um uns über das Alter zu täuschen. Dies beweist wie sehr diese Moslem noch am Glauben ihrer Väter hängen. Früher hatte die Figur als Feldgott im Freien gestanden und war erst beim Vordringen des Islams ihrem Berufe entzogen werden. Wir erwarben von den

pietätlosen Eingebornen, die durch Bildschnitzerei gegen das bekannte Gebot des Korans verstiessen, 34 der kleinen Bildwerke und würden noch mehr Ahnensäle haben plündern können, wenn wir nicht genug an unserm Vorrathe gehabt hätten. Auch gelang es uns durch einen Zufall einen merkwürdigen, werthvollen Fund zu machen. Man hatte nämlich vor einiger Zeit in einer Höhle auf Kalao einen ganzen Haufen uralter chinesischer Porzellanteller entdeckt, die dort wahrscheinlich von Seeräubern verborgen und nach dem Tode derselben vergessen worden waren. Eine Anzahl dieser Erzeugnisse der ältesten Porzellanindustrie stammte aus dem 6. bis 12. Jahrhundert n. Ch. G, andere aus dem 16. bis 17. Jahrhundert (Ming-Dynastie 1575 bis 1620). Seltsam muthete es uns an, die Zeugen längst entschwundener Kulturepochen in den Händen zu haben. Es befanden sich darunter sogenannte Goya-Gefässe, deren Boden aussen unglasirt, innen aber glasirt und nur von einem unglassirten Ring umgeben ist. Die Chinesen bezeichnen den äussern Theil dieser unglasirten Einlage als „eisernen Fuss", den innern Theil als „Mund".

Man schätzt dort diese Geräte sehr hoch, sie bilden einen hervorragenden Teil des Heiratsgutes, und der Reichtum eines Radjahs bekundet sich in ihnen. Am Rande vieler dieser Teller fanden wir kleine Lücken, und dies brachte uns einem eigentümlichen Aberglauben der Eingeborenen auf die Spur. Aehnlich nämlich wie sie beim Opfern eines Huhnes die bösen Geister mit einer Feder desselben abspeisen, geben sie den Verstorbenen auch nicht, wie es eigentlich sein sollte, einen ganzen Teller in das Grab mit, sondern begnügen sich mit der Mitgabe eines herausgebrochenen winzigen Porzellanstückchens. Wir hatten Teller erhalten, die nach der Zahl dieser so entstandenen Lücken schon fünfzehn Generationen auf diese Weise „mitgegeben" waren. Wir erhandelten 28 Teller in den verschiedensten Grössen und bezahlten sie mit geschliffenen, ungefassten Achatplatten, die in der Bandasee als Amulete sehr beliebt sind, weil die arabischen Händler den Glauben verbreitet haben, die Steine stammten, ebenso wie die daselbst beliebten Türkise in eiserner Fassung, aus Mekka. Kein Museum ausser dem Berlinischen besitzt Teller von dem dort gefundenen Typus: zwölf Stück sind mir als Privateigenthum verblieben. — Ueberhaupt ist die Bevölkerung sehr abergläubisch. Ueber der Thür oder in nächster Nähe fast eines jeden Hauses befindet sich z. B. ein Gestell von Bambus und Rotang, entweder über dem Eingange aufgehängt, oder als eine Art Tisch auf einem $1^1/_2$ Meter hohem Pfahl in die Erde eingerammt. An diesen Gestellen hängen 4—5 mit Wasser gefüllte Bambusbecher (gombia) und auf den aus Rotang geflochtenen Tischplatten liegen kleine Cigaretten und Siri (Betelblatt, Arekanuss und Kalk). Kommt nun irgend ein böser Geist, um seiner Beschäftigung des Unheilstifters zu genügen, und findet die erwähnten Genussmittel, denen kein Malaienherz

widerstehen kann, so vergisst er über dem ihm freiwillig Gebotenen seine dämonischen Pflichten, und die Hausbewohner dürfen sich ungestört ihres Daseins erfreuen. Ebenso als Ueberbleibsel des Heidenthums erwarben wir von einer practischen Medizinfrau einen geflochtenen Korb mit ihrer Apotheke, die eine ganze Reihe von medizinischen Zaubermitteln enthielt; so ein Stück einer bestimmten Holzart (kariango), das bei Krankheitsfällen auf dem Heerde verbrannt wird, um den bösen Geist Nitu aus dem Kranken und aus dem Hause zu treiben; ein Stück Wurzel von derselben Holzart zum selben Zweck; drei Stücke Layo, einer Art Wurzel, die, gestossen und mit Curcuma-Nuss



Opferkorb mit Bambusbechern, über dem Eingang hängend.

gemengt, gegen Kopfschmerzen und Fieber verwandt wird; Kalmus-Wurzeln, rothe Zwiebeln und Zimmt (kaumoni), die bei verschiedenen Krankheiten gebraucht werden.

Während wir noch eifrig mit Handeln beschäftigt waren, ward uns die hohe Ehre zu Theil, von dem Radjah aufgesucht zu werden. Er kam mit einer Begleitung von zwölf Personen, um seinen Gegenbesuch zu machen, und uns Gastgeschenke zu bringen, die wir natürlich erwidern mussten.

Von Herrn Kühn war ihm nämlich der grösseste unserer Achate versprochen worden, und daher verehrte er uns eine grosse Menge der verschiedensten, uns sehr werthvollen Sachen und freute sich im Stillen, wie wir ihm deutlich ansehen konnten, über sein schönes Geschäft, eine Freude, die

wir ihm von Herzen gönnten, da wir von ähnlichen Gefühlen beseelt waren. Seine Geschenke bestanden in einer Sammlung von verschiedenen Gegenständen, die sich alle auf religiöse Feierlichkeiten bei Geburten, bei Krankheiten und Zahnfeilen der Kinder in der Familie des Radjahs bezogen und alle in einem nur für diesen Zweck hergestellten Korb aufbewahrt werden: Zuerst eine Deckelschale der Tritonmuschel, die zu folgender Ceremonie benutzt wird: Wenn die Gratulirenden am Hofe des Radjahs erscheinen, wo wie kaum an einem europäischen Fürstenhofe Ceremonie und Hofetiquette im Flor sind, wird ihnen zuerst als Höflichkeitszeichen Siri und Pinang gereicht, und wenn diese ausgekaut sind, wird jedem einer der oben erwähnten Schalendeckel gereicht, um den vom Sirikauen röthlich gewordenen Speichel hineinzuspeien. Alle diese so gewonnenen Flüssigkeiten werden dann zusammengegossen, und jeder der Anwesenden bestreicht dann damit das Kind auf der Stirn, hinter den Ohren, unter dem Kinn, auf Brust, Nabel und Rücken zur Abwehr böser Geister.

Ferner zwei an den Enden zusammengebundenen Pandanusblätter, die mit beiden Händen an den anderen Enden gehalten, durch Zusammenbewegen der Hände in der Mitte auseinandergebogen und dann mit Geräusch dreimal über dem Kopf und einmal über Brust und Bauch zusammengeklappt werden, um dadurch ebenfalls die Dämonen zu verscheuchen. Drittens einen aus Palmblättern geflochtenen Deckel (badingi-dingi), der bei Krankheiten über einem Räuchergefäss, worin Wachs verbrannt wird, zur Aufnahme des bösen Geistes dient, indem der Deckel mehrmals auf Kopf, Brust und Bauch, des kranken Kindes gedrückt und sodann dreimal gegen den Erdboden gestossen wird.

Für Processionen zu der Zeit der Beschneidung und des spätern Zahnfeilens der fürstlichen Kinder werden folgende Gegenstände gebraucht, die dabei vor dem Radjah, der sich im feierlichen Zuge dem Volke zeigt, einhergetragen werden: erstlich ein immer von einer Frau getragenes Räuchergefäss mit Gras, das auf dem Wege gepflückt sein muss, mit Baumwolle, Zwiebelschalen und Schwefel gefüllt.

Der ersten Frau, die den Zug eröffnet, folgt ein Kind, das ein Bündel von Rippen aus den Blättern der Arenga sachifera, in weisse Leinwand eingenäht, trägt. In dieses Bündel (djudju-datu) ist ein Bambusstab hineingesteckt, und in diesen wieder eine aus altem blauen Leinwandstoff und Kokosfasern hergestellte Lunte, die auch natürlich zur Vertreibung der bösen Geister angesteckt wird. Dem Kind folgt ein Krieger mit einem ganz alten, eigenthümlichen, eisernen Schwert (hautschu), dessen Spitze einem Vogelkopfe mit geöffnetem Schnabel gleicht; auf seinem Rücken sitzen zwei lange Dornen, auf die je eine grosse Zwiebel gesteckt wird.

Hinter dem Krieger geht ein Mann mit einer Art langer Reitpeitsche,

die mit Pandanusblättern überflochten ist, hinter diesem wieder ein anderer mit einem Scepter (didi), der der Säge des Sägefisches gleicht und ebenfalls mit Pandanusblättern umflochten ist. Darauf kommt ein Fackelträger mit Wachsfackeln (bubu), dann ein Mann mit zwei eisernen, fast hantelartigen Geräthen (ana-patjin), mit denen er durch Zusammenschlagen ein lautes Geräusch, ähnlich wie das eines Triangel, hervorbringt, und zum Schluss wieder ein Mann, der mit einem mehrmals gespaltenen Bambusstab (sia-sia), den er gegen seinen Arm schlägt, ein lautes Klappern erzeugt. Hinter diesen bisher erwähnten Personen schreitet erst der Radjah mit seinem Gefolge daher. Aber während die Procession ihren Zug durch das ganze Dorf nimmt, werden auch im Hause des Radjah selbst noch verschiedene Ceremonien vorgenommen, die ebenfalls nothwendige Bestandtheile der ganzen Feierlichkeit bilden. Durch den Boden des auf Pfählen ruhenden Hauses wird ein etwa 1 Meter langer Bambusstab (galappo) gesteckt, der unten in mehrere Streifen gespalten, von einer im Hause stehenden Person hin- und herbewegt wird, um durch das Geräusch auch die etwa unter dem Hause vorhandenen bösen Geister zu verscheuchen. Im Hause werden dann acht kleine und neun grosse, aus Bast geflochtene schalenartige Körbe (baku-karei) mit Reiskörnern in Hülsen aufgestellt, in denen je eine brennende Fackel (lulu-sassa) steckt, und ferner noch ein grosser Messing- oder Porzellanteller mit neun auf hölzernen Leuchtern stehenden Kerzen. Ebenso wie die vorerwähnten Porzellanteller als besonders kostbare und heilige Geräthe angesehen werden, stehen auch diese Leuchter (lulu-darro) in hoher Ehre.

Es dürfte dieser Platz auf Bonerate meines Wissens der westlichste Punkt sein, wo das im Osten allgemein in der Bedeutung von „heilig", „gross", „erhaben" gebrauchte Wort „lulu" (auch luli) vorkommt.

Bei den Papuas tritt nach Osten hin das Wort „pomali" für „lulu" auf und noch weiter östlich, in Polynesien, das Wort „tabu".

Nachdem der Radjah uns alle diese Geschenke durch seine Leute hatte übergeben und uns ihre Bedeutung durch eine alte Frau hatte erklären lassen, verabschiedete er sich mit vornehmer Herablassung.

Von archäologischem Werth war mir schiesslich eine kleine, anscheinend sehr alte Figur von Bronze, vermuthlich ein Buddahbild; es war angeblich ausgegraben worden. Der Gott ist mit auf der Brust gekreuzten Armen und mit untergeschlagenen Beinen dargestellt, wie auf zahlreichen, auch aus Vorder- und Hinter-Indien stammende Statuen, und dieser Fund beweist, wie weit der Buddhismus und indische Cultur sich einst vor Jahrhunderten ausgedehnt haben, obgleich jetzt keine Spur mehr davon vorhanden ist.

Von vorderindischem Typus war auch eine Bronzelampe ausgezeichneter Arbeit (badja-mara), und nachtragen will ich, dass auf Saleier im Anfang der achtziger Jahre eine Bronzeglocke von bedeutender Grösse bei Erdarbeiten zu

Tage gefördert worden ist. Sie war mit Ornamenten von indischer Form und mit Reliefs versehen, die Elephanten darstellten. Saleier ist auch der Fundort indischer Bronzeäxte. Zu entscheiden, ob diese Stücke durch Händler oder Colonisten dort hingelangt sind, muss der Specialforschung überlassen bleiben.

Die Boneratesen sind ein hübscher Menschenschlag, der aus der Vermischung von Butonesen (Südspitze von Celebes) und Eingebornen von Flores hervorgegangen sein soll. Von hellerer Hautfarbe als die Makassaren, haben sie auch einen kräftigeren Körperbau. Häufig fanden wir Krausköpfe unter ihnen, die namentlich im Binnenlande hausen und Nachkommen der Urbevölkerung zu sein scheinen. Die Holländer bezeichnen diese schlechthin als Alfuren. Leider herrscht auf Bonerate die in jenem Archipel verbreitete Hautkrankheit, bei welcher die Epidermis sich schuppenförmig abschilfert. Die Haut sieht dabei dunkelgrau aus und wird beim Kratzen weiss. Doch so weit ich beobachtet habe, werden nur Männer von dem Uebel befallen. Man schreibt es — wohl fälschlich — dem häufigen Aufenthalt im Salzwasser zu. Wahrscheinlich liegt hier die sogenannte Fischschuppenkrankheit (Ichtyosis) vor, der ich im weiteren Verlaufe der Reise noch öfter begegnet bin. Allerdings fiel mir auf Bonerate — und nur hier — bei zahlreichen Individuen auf, dass ihren mit Schorf bedeckten Händen und Füssen Finger und Zehen fehlten, was keinen angenehmen Anblick gewährte. Doch bewegten sich die Kranken munter umher. Dies darf allerdings bei der Fühllosigkeit oder Abhärtung der Orientalen gegen körperlichen Schmerz nicht Wunder nehmen. Aerzte mögen entscheiden, ob hier vielleicht Lepra membrorum mutilans vorliegt; das Fehlen einzelner Gliedmassen spricht dafür und ist meines Wissens bei Ichtyosis nicht beobachtet worden.

Den Weihnachtsabend feierten wir auf Bonerate unter dem gastfreundlichen Dache des Posthalters, freilich ohne Christbaum. Die unzähligen Sterne des Tropenhimmels, die wir von der Mittelhalle des Hauses aus erblickten, mussten die Lichter der heimischen Tanne ersetzen, und der Cognacpunsch, den wir zum Besten gaben, löste bald die Zungen. Wir dachten der Lieben in der fernen Heimat und stiessen auf ihr Wohl mit den Gläsern an. Im übrigen bildeten die Erzählungen dieses Abends eine eigenartige Illustration zu dem „Frieden auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen.“ Noch im Jahre 1884 musste unser Gastfreund das Weihnachtsfest ganz anders feiern. Die Butonesen kamen mit dreissig Prauen zum Besuch in der löblichen Absicht, mit Bonerate tabula rasa zu machen. Zum Glück erhielt Herr Bax rechtzeitig Wind von dem Anschlag und traf seinerseits Anstalten zum würdigen Empfange der ungebetenen Gäste. Dank des schönen Seeräuberhandwerks war auf der Insel noch eine Anzahl auf Celebes gegossener Bronzegeschütze von 10—15 Fuss Länge vorhanden. Diese wurden in aller Eile auf Boote und Prauen geschafft, alles bewaffnete sich bis an die

Zähne, und so fuhr man den Herren Butonesen entgegen. Einer solchen Aufnahme waren diese denn doch nicht gewärtig gewesen. Sie hatten gemeint, leichtes Spiel zu haben, aber, anstatt Wolle zu erhalten, gingen sie geschoren heim, und die gefangen genommene Besatzung eines feindlichen Schiffes wurde bald darauf in Makassar durch die Holländer in jene Sphären befördert, wo liebliche Houri dem rechtgläubigen Moslem zum Lohne seiner Thaten winken. Mit was für Gefühlen der als Gast in unserer Mitte weilende Radjah dem Fortgange der Erzählungen lauschte, habe ich nicht ergründet. Es war nämlich dabei von seinem Herrn Vater die Rede, dessen Andenken gesegnet sei. Er war ein Despot vom unreinsten Wasser gewesen, und seine üblen Lebensgewohnheiten hatten ihn mit den jeder Romantik abholden Holländern entzweit. Diese nahmen es ihm sehr übel, dass er nächtlicher Weile mit Holz beladene Fahrzeuge in der Mitte der Floresstrasse anzünden liess und dadurch bei den Seefahrern den Glauben erweckte, sie befänden sich in der Nähe dieser Insel, nordwärts steuerten und auf die Riffe von Bonerate geriethen, wo man sie von der Bürde ihrer Habe und ihres Daseins in der zuvorkommendsten Weise befreite. Wurden sie etwa zu Sclaven gemacht, so harrte ihrer unter Umständen eine ganz merkwürdige Verwendung. Der Radjah liess nämlich mit Vorliebe seine neu erbauten Schiffe über die Leiber von Sclaven von Stapel laufen, und da der menschliche Organismus nicht die Natur von Gleithölzern annehmen kann, erregte das Bekanntwerden derartiger Maassnahmen Unwillen bei den Orang-Wlanda (Holländern), und sie holten eines Tages den Radjah nach Makassar ab, um ihn mittels eines guten Manilahanftaues dauernd seiner Verbindung mit den Piraten des Archipels zu entfremden. Nachdem wir so diese interessanten Familienerinnerungen beim Glase Punsch hinlänglich gepflegt hatten, wurde vom Hauspersonal mit Trommeln und Violinen eine herrliche Tanzmusik verübt, und alsbald genossen wir beim Klange der eigenthümlichen Makassarischen Melodien den Anblick echter Tänze der Boneratesen. Ein alter Mann führte auch einen auf Flores üblichen Tanz auf, wobei er in den Händen halbe Cocusnussschalen (hanere-a-koia) hielt, die er in rhythmischer Bewegung mit gestreckten Armen bald vor der Brust, bald unter dem erhobenen Oberschenkel zusammenschlug. Der Refrain der dabei gesungenen Strophe „Angaja, angala" erinnerte mich ganz frappant an den Gesang der Eskimos von Cap Prince of Wales, und mit einem Schlage erwachte in mir die Erinnerung eines Weihnachtsabends, den ich in dem rauhen Norden unter jenen rohen Naturkindern im Jahre 1882 verlebt hatte. Den Schluss bildete ein Tanz, der den Fang der Seekuh darstellen sollte: Ein Eingeborener, verfolgt von seinen mit Speeren bewaffneten Genossen, suchte ihnen zu entgeben, indem er auf allen Vieren durch die Halle kroch und in die See tauchte, d. h. mit ängstlichen Gebärden unter den Tisch oder die Stühle schlüpfte, um dem Wurfe der Harpune

auszuweichen. Nachdem die Seekuh noch das sie verfolgende Boot umgestürzt hatte, was durch die Schwimmbewegungen der Verfolger verdeutlicht wurde, erreichte sie ihr Schicksal und sang nun, während der die Handlung bis dahin begleitende Chorgesang schwieg, trotz dem besten Opernhelden, eine Sterbeballade, worin sie die Uebermacht der Menschen über das Seegethier anerkannte. Dabei sei noch erwähnt, dass die Seekuh als ein verzaubertes Wesen, ähnlich dem Meerweib der nordischen Sage, gilt. Zwischen dem Gesange führten einige Leute kleine Taschenspielerstücke vor. Leider konnten wir nicht mehr die Tamtaks, eine Art Bajaderen sehen, da Herr Bax, um den Mord und Todtschlag, den der Kampf um ihre Reize unter der Jugend herbeigeführt hätte, vorzubeugen, ein Verbannungsdekret gegen sie erlassen hatte. Wenn der Radjah Besuch empfängt, lässt er deshalb zu Ehren desselben durch die jungen Damen seiner Verwandtschaft Tänze aufführen. Wir beendeten die Weihnachtsfeier um 2 Uhr Nachts, indem wir uns erinnerten, dass jetzt um 6 Uhr Abends in Berlin bei uns zu Hause die Lichter am Tannenbaum angezündet würden.



In Maumeri auf Flores.

Am 25. Dezember Nachmittags schafften wir mit Hülfe der Leute unseres Gastfreundes die Sammlungen an Bord der Prau und gingen, als endlich die ersehnte Brise aufsprang, Tags darauf in der Morgenfrühe in See. Klar und deutlich sichteten wir die hohen Berge von Flores, unser Reiseziel. Von der kleinen Insel, die auf den englischen Seekarten des Jahres 1883 und 1885 4—6 Meilen südöstlich von Bonerate verzeichnet ist, konnten wir trotz aufmerksamster Umschau nichts entdecken. Sie existirt blos in der Einbildung des Kartographen Glücklich passirten wir auch die gefürchtete Mariannenbank, ein beinahe kreisrundes Korallenriff von etwa zwei deutschen Quadratmeilen Grösse, einem wahren Kirchhof der Seeschiffe. Bei ruhigem Wasser sieht man dort, nach den Erzählungen der Eingebornen, ganze Knäuel von Ketten und Tauwerk in das Korallengeäst verwickelt, und manches gute Stück Eisen ist von dort herausgeholt worden, um zu Lanzen und Fischspeeren verarbeitet zu werden. Die Seekarten für die dortige Gegend taugen überhaupt nicht viel. Herr Bax theilte mir mit, dass im Jahre 1886 ein grosses amerikanisches Vollschiff im Vertrauen auf die Kartenangaben östlich von Bonerate zwischen den Sangiang- und den Tiger-Inseln durchsegeln wollte und dabei auf den Grund gerieth. Das Fahrzeug wurde von den Amerikanern verlassen und verbrannt; die Mannschaft konnte sich nach Timor retten, aber noch heute harren die Karten auf die für die Seefahrer so wichtige Berichtigung.

Regenböen und wechselnder Wind bereiteten uns auf das Eintreffen des Westmonsuns vor. In einer Entfernung von etwa zwei deutschen Meilen passirten wir die Insel Rusa-Radja (Pulo-Weh), deren Bewohner noch heute

nicht der süssen Gewohnheit des Piratenthums sich entschlagen haben. Auf ihrem wie eine Pyramide geformten Hauptberge flammten Nachts zahlreiche Lichter auf: sie verlockten uns nicht zur Landung. Unser Anakota rieth davon ab, und eine starke Meeresströmung trieb uns bei eintretender Windstille willenlos nach Osten, aus der Nähe des gefürchteten Piratennestes gegen die hervorspringende Landspitze von Flores Balu-Mana genannt, ein steil aus den wild schäumenden Fluthen aufsteigendes Cap. Grüne Weideflächen erstreckten sich vom Fusse fast bis zum Gipfel der Berge, Wälder krönen sie, und in tiefen Schluchten, die von den Höhen bis zum Meere herabreichen, bilden Gummi- und Tamarindenbäume an Bächen und Wasserfällen undurchdringliche Dickichte. Das saftige Grün der Bergabhänge erinnerte mich an Norwegen. Durch das Glas konnten wir hoch oben im Gebirge Hütten unterscheiden. Wir machten keinen Versuch zu landen, was wegen der Korallen und der Mangrovewaldungen nicht thunlich erschien, und langten unter abwechselndem Rudern und Segeln todtmüde endlich am 28. Dezember 8 Uhr Abends im Hafen von Maumeri (8° 35′ s. B. 122° 11′ L. O. G.) an. Der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und in einer unbeschreiblichen Duftmischung mit unserer Mannschaft unter dem Deck zusammengepfercht, hatten wir bis zum Morgen Zeit, halb zwischen Traum und Wachen nachzudenken über das schöne Thema: Welche Lust gewährt das Reisen! Wie bequem werden unsere Nachfolger es haben! Nicht 20 Jahre wird es dauern, und Dampfschiffe mit allem Luxus ausgestattet, stellen die Verbindung zwischen diesen Inseln so häufig her, dass sich bald eine Wolke von Geschäftsreisenden über den Archipel verbreiten wird, während jetzt nur ab und zu ein Missionar, ein Forschungsreisender oder Kaufmann die holländischen Postdampfer benutzt, die alle drei Monate die von den Posthaltern verwalteten Stationen aufsuchen. Von Ort zu Ort eilt dann der Reisende, ohne sich viel um Land und Leute zu kümmern, und vielleicht thut er später daran recht; denn wo erst der europäische Handel festen Fuss gefasst und regelmässige Beziehungen angeknüpft hat, wird das alte charakteristische Wesen der Bevölkerung verwischt, und aus palmenbeschatteten Holzhäusern tönen nicht mehr Gong und der Santo sondern nach Walzerklängen, einem Pianino entlockt, schwingt sich braunes Volk, das längst die Tänze seiner Väter vergessen hat. Noch ist Flores ziemlich unbekannt. Die Portugiesen, denen der östliche Theil der Insel bis 1859 gehörte, als sie ihn durch Vertrag den Holländern überliessen, haben niemals viel für die Erforschung ihrer Kolonien gethan und ihre Nachfolger ahmen ihnen darin nach. Die Herrschaft der Mynheers über Flores besteht zum grössern Theil nur auf dem Papier, und von Verträgen mit den Eingebornen ist nicht die Rede. —

Ein tiefblauer, fast wolkenloser Himmel breitete sich am 29. Dezember

über Maumeri aus und liess uns die Schönheit dieser romantischen Thallandschaft so recht empfinden. Aber auch hier lauerte die Schlange unter den Blumen; ein Blick auf die üppigen Mangrovebüsche des Ufers und das dicht wuchernde Alang-Alang, ein schilfartiges, zum Dachdecken benutztes Gras, warnte vor den Fiebergefahren der Oertlichkeit. Diese Gefahr hielt aber den Posthalter nicht ab, sich nach holländischer Manier sein Haus auf dem Miasmen aushauchenden Sumpfe zu bauen, lediglich aus Bequemlichkeit: um dem Hafen möglichst nahe zu sein. Das Gebäude stand direct am Ufer und zahllose Taschenkrebse schienen nicht gewillt, dem Menschen zu weichen. Der ungedielte, geebnete Fussboden des Erdgeschosses wies zahlreiche Erdhäufchen, ähnlich den Maulwurfshaufen auf, und unter ihnen hausen die munteren Krustenthiere ungestört, falls man nicht etwa in die Löcher hineintritt. Nachgestellt wird den Krebsen nicht; denn sie gelten als ungesunde Speise, und niemals versucht man sich der ungebetenen Souterrainbewohner zu entledigen. Wir lehnten also die freundliche Einladung des Posthalters, bei ihm und seiner Krebscolonie zu wohnen, ab, und nahmen die der holländischen Jesuiten an, die auf der langsam ansteigenden Höhe, eine Viertelstunde vom Meere entfernt, das stattliche Missionshaus bewohnen. Diese Missionsstation ist wie die in Larantuka von den Portugiesen im 17. Jahrhundert angelegt. Dem Vorsteher Pater Bonicke unterstanden zwei Missionäre und vier Brüder. Als Bruder Schmid, Bruder Zimmermann und Tischler, Bruder Arzt, Apotheker oder Schulmeister, wie es das Bedürfniss mit sich brachte, wurden sie bezeichnet. Die Hauptthätigkeit der liebenswürdigen und gebildeten Leute bestand in der Kindererziehung. In einem kasernenartigen Holzbau waren 150 Knaben untergebracht, die in Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und, nicht zu vergessen, in Religion unterrichtet werden. Ich muss den Jesuiten das Zeugniss ausstellen, dass ihr Erziehungswerk augenscheinlich die schönsten Früchte trug: die gelehrigen, militärisch geschulten Kinder machten den besten Eindruck, waren weder aufdringlich noch ungezogen und erwiesen sich später als geschickte Helfer, als wir anfingen zu sammeln. Sie wussten, dass ich aus Norwegen, dem nördlichsten Lande Europas stamme, während mein Reisegefährte ein Bewohner des südlich davon gelegenen Deutschlands war, und gaben uns auch sonst mehrfache Beweise ihrer geographischen Kenntnisse. Besonders schön war ihre Schrift. Doch zweifle ich, ob ein einziger der Herren Väter dieser Kinder im Stande war, die Schreibekünste seines Sprösslings zu würdigen. Hier stiessen modernes Leben und uralte Barbarei hart aufeinander. Zwei deutsche Meilen von Maumeri entfernt im hoch gelegenen Bergdorfe Kotta war noch im Jahre 1885 die Menschenfresserei im Schwange. Gegen diese anzukämpfen, ist die erste Aufgabe der Missionäre, und Schritt für Schritt ebenen sie dann dem Christenthum den Weg. Ich habe auf meinen Reisen

den Unterschied zwischen protestantischer und katholischer Mission kennen gelernt und will meine Bemerkungen hierüber nicht unterdrücken. Ich spreche nur über die in der Bandasee und Nordwest-Amerika. Der protestantische Missionar auf Kissar, Letti und Luang hat in dem Bestreben, das Christenthum auszubreiten, zunächst in ausgedehntem Maasse eine Vernichtung der Götzenbilder eingeleitet und theilweise auch durchgeführt. Jedoch ist die Bekehrung der Bevölkerung nur cum grano salis zu nehmen. Ich will nicht untersuchen, welche Begriffe der christlichen Heilslehre ein Theil der Bevölkerung in sich aufgenommen hat; denn im Kirchenbesuch war sie lau und im Allgemeinen ohne persönliches Interesse für die Missionäre, richtiger holländische Pastoren. Ich fand unter diesen angeblichen Christen noch sehr viele Heiden. Romaluli, d. h. heilige Häuser, finden sich fast in jedem Dorfe und sind mit Götzenbildern angefüllt. Kein Europäer darf es wagen, diese Tempel zu betreten, und ich habe auch nicht gehört, dass der heilige Bonifacius unter jenem Himmelsstriche einen protestantischen Nachfolger gefunden hat, der eine gute, englische Axt an dieser hölzernen Gesellschaft versucht hätte. Ebenso trägt Christ und Heide die üblichen Amulete mit gleicher, gläubiger Zuversicht, und was das Bemerkenswertheste ist: von keinem der sogenannten Christen, die noch im Besitz von Götzenbildern waren, konnte ich eines ankaufen, während die Heiden in edler Unbefangenheit die Götzen ihrer Väter veräusserten. Ich will ferner nicht verschweigen, dass diese Heerden häufig ihre Hirten wechseln, und je nachdem ein Pastor das Klima verträgt, bleibt er längere oder kürzere Zeit. Oft rücken die Herren auch in bessere Stellen auf, und so kommt es, dass dieser Wechsel im Personal auf die Mission nicht günstig wirkt.

Wie habe ich hingegen die katholischen Missionäre in ihren Missionserfolgen aufrichtig bewundert und zwar auf Maumeri, Larantuka und auf dem portugiesischen Theile Timors. Wo katholische Missionsstationen sind, ist der Götzendienst verschwunden: ich konnte kein einziges Idol in jenen Bezirken erwerben und ebensowenig auf den beiden erstgenannten Inseln Amulete. Die Kirchen waren stark besucht, die Schulen musterhaft und ausser der Kleidung und Hautfarbe der Bevölkerung erinnerte wenig an ihre noch heidnische Nachbarschaft. Mit Geschick haben es die Patres verstanden, sich der Jugend zu bemächtigen, und sie geben sich keineswegs der Täuschung hin, die alten, im Heidenthum grau gewordenen Wilden innerlich von den Mysterien des Christenthums überzeugt zu haben. Die Kinder dieser äusserlich bekehrten Heiden sind eifrig in ihrem Glauben und nicht zum wenigsten sind sie es, die die Götzenbilder ausgerottet haben.

Aehnlich verhält es sich mit der Mission auf Vancouver. Die ganze Westküste ist mit geringen Ausnahmen binnen wenigen Jahren, seit 1882 katholisirt; im Norden und Osten der Insel, wo die Church of England seit

20 Jahren ihre Sendboten angesiedelt hat, blüht noch heute das Heidenthum, wuchert die Secte der Hametzen mit ihren gräulichen Leichenschmäusen und der Schamanismus feiert seine Orgien. Wie komisch wurde ich unter diesen Verhältnissen berührt von der Versicherung eines dortigen protestantischen Missionars, es gäbe in seinem Bezirke keine Heiden mehr. Ich war damals gerade auf der Suche nach Tanzmasken und Idolen, und der gute Mann glaubte seiner Missionsthätigkeit ein schlechtes Zeugniss auszustellen, wenn er das Vorhandensein derartiger heidnischer Gräuelwerkzeuge zugäbe. Sie waren natürlich in Hülle und Fülle vorhanden. Zu diesem Verhalten steht das der katholischen Patres in West-Vancouver in schreiendem Gegensatze. Sie benutzten geradezu meine Gegenwart, um alten, hartgesottenen Heidensündern die geliebten Tanzmasken abnehmen zu lassen und leisteten mir dabei mit diplomatischer Freundlichkeit Dolmetscherdienste. Den redlichen Missionsbestrebungen der katholischen und protestantischen Kirche gegenüber, möchte ich nicht über die Ausbreitung der griechisch-katholischen Kirche unter den Völkerschaften Sibiriens, besonders unter den Burjäten mit Schweigen hinweggehen. Es ist in ganz Nord-Asien kein Geheimniss, dass der Pope das Taufgeschäft — denn anders kann man es nicht nennen — fast nur en gros betreibt. Ich besitze eine Photographie, aufgenommen in der Nähe von Irkutsk, die eine Massentaufe darstellt. Hunderte von Burjäten harren des Heils, das ihnen der Pope spendet. Derselbe steht vor einem Taufbecken, umgeben von Kisten und Kasten, angefüllt mit dem Heil, d. h. mit Hemden und sogenanntem Ziegelthee, und tauft einen nach dem andern, und jeder Täufling erhält unmittelbar nach der heiligen Handlung ein Hemde und ein Stück Ziegelthee. Dies blühende Geschäft wurde einigermaassen durch die Entdeckung beeinträchtigt, das eine ganze Anzahl von Neophyten in ihrem Glaubensdrange sich fünf bis sechs Mal der Taufe unterzogen hatten, und seitdem soll man russischerseits etwas vorsichtiger geworden sein. Es wird mit dem so verbreiteten Glauben nicht anders sein, wie auf Nordwest-Australien, wo ein protestantischer, englischer Missionär, der durch Vertheilung von Blankets (wollener Decken) grosse Missionserfolge bei den Papuas erzielt und nach der Taufe mit der Vertheilung dieser Geschenke aufgehört hatte, auf seine Frage, warum niemand mehr die Kirche besuche, von einem Eingebornen die Antwort erhielt: „No more blanket, no more halleluja.“ —

Der gütige Leser wolle diese Abschweifung verzeihen; aber warum soll man nicht eine schöne Blume pflücken, wenn sie auch etwas abseits vom Wege steht?

Noch an demselben Tage, am 29. December, schafften wir mit Hülfe der Schuljugend unsere bisherigen Erwerbungen, etwa 400 Nummern, und die Tauschartikel nach dem Missionshause und verwandelten die auf der Gartenseite gelegene Veranda in einen Laden. Unsere Sammlungen wurden in

improvisirten Schränken im Hintergrunde untergebracht, um dem kauflustigen Publikum die Natur unseres Geschäfts zu veranschaulichen. Auf dem umfangreichen Ladentische breiteten wir sodann alle die Schätze aus, die ein Mangoreienherz höher schlagen lassen. Lange brauchten wir nicht zu warten, und der stille Missionsgarten war zu einem Jahrmarktsplatz geworden, auf dem sich hunderte von Käufern, namentlich Bergbewohner, tummelten. Acht Tage lang währte das Treiben, so dass wir Musse fanden, unsere Sammlungen zu ordnen, zu beschreiben und für den Transport nach Hamburg über Makassar zurechtzumachen. Ich will hier gleich erwähnen, dass wir später in dem Bergdorfe Kotta auch verschiedene Götzenbilder erwarben, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den auf Ost-Neuguinea gebräuchlichen hatten.



Holzfigur (Ahnenbildniss?).

Aus hartem Holz geschnitzt, stellen die etwa fusshohen Idole Männer und Frauen in ganzer Figur dar. Regelmässig haben sie ihren Platz im Innern der Häuser und entsprechen den auf Djampea üblichen Ahnenbildnissen. Als Schutzgottheiten sind sie Gegenstand einer täglichen, mit unblutigen Opfern verbundenen Verehrung. Die heidnischen Bergbewohner glauben, die Geister der Ahnen verweilen in der Nähe der Häuser und nehmen sich der Insassen als Fürsprecher gegenüber den höheren Gottheiten an. Die Ahnen haben also eine Vermittlerrolle zwischen Mensch

und Gottheit zu spielen und sind in der Rangfolge der Ueberirdischen die untersten Dämonen. Ueber die Aufstellung der Idole vermochte ich nichts mit Sicherheit zu ermitteln; doch möchte ich annehmen, dass die Figuren über den dort allgemein verbreiteten Opferplatten angebracht werden, weil sich am Fusse der Bildwerke Holzzapfen befinden. Eine dieser Opferplatten sah ich zuerst in Sicca in der Ecke eines Wohnraums. Sie bestand in einem flachen, dreieckigen, auf drei andere Steine gelegten Stein (ana-potjin), der zur Aufnahme kleiner Mengen Reis und Mais, von Eiern, Siri, Hühnerfedern und dergleichen diente. Manchmal wird der Opferstein, wie mir die Missionäre mittheilten, durch einen geflochtenen Korb ersetzt; auch fand ich als Opferschaale ein Pulverhorn, mit Reis gefüllt, in Gebrauch. Es wurde „luli-polla-varino“ (auf Larantuka: palawarinjo) genannt; augenscheinlich haben wir es mit einer Verstümmelung des portugiesischen Wortes zu thun. Ueber jener von mir in Sicca bemerkten Platte hing, an einem Bambusrohr aufgespiesst, eine deformirte Cocosnuss herab (luli-kabor). Wird in dem Hause ein Tanzfest abgehalten, so füllt man die Nuss mit Wasser und setzt sie auf den Stein. Nach dem herrschenden Glauben wird hierdurch das ganze Haus abgekühlt, und die Fieber bringende Hitze von den Tänzern abgehalten. Gewöhnlich wird die Opferschale hier „luli“ genannt. Geopfert wird häufig, und die Geringfügigkeit der Spenden, die sich als ein rein symbolisches Darbringen characterisiren, setzt der Wohlthätigkeit keine Schranken. Neben dem Ahnenbildniss, d. h. in der Nähe der Opferstätte, hängen in den Häusern der Vorfechter uralte, oft ganz vom Rost zerfressene Schwerter (blida), die trotz ihrer mangelhaften Beschaffenheit im Kriege als besonders kräftige Trutzwaffen verwendet werden. Ob der Rost die Wunden gefährlicher machen soll, mag dahin gestellt bleiben. Vergiftete Waffen kommen, soviel ich bemerkt habe, dort nicht vor, doch weiss ich von Key und Arrow, dass man Pfeile in den Rauch hängt, um sie gefährlicher zu machen, und ein europäischer Naturforscher, der sich an einem so behandelten Pfeile die Hand verletzte, zog sich eine Blutvergiftung zu. Der ganze Arm schwoll in bedenklicher Weise an, zum Glück ohne weitere üble Folgen. Ob die Wundkrankheit mit der Räucherung der Pfeilspitze in Zusammenhang stand, konnte ich nicht entscheiden, bei den Eingeborenen steht es auf jeden Fall fest: Post hoc, ergo propter hoc!

An demselben Cultusorte fand ich auch Steinäxte und eigenthümlich geformte Steine (watu-galiga) vor; diese angeblich aus dem Gehirne des wilden Schweins stammend. Es sind wahrscheinlich Bezoarsteine, die sich zwischen Haut und Fleisch des Thieres (wie z. B. bei den Affen um eingedrungene Pfeilspitzen) gebildet haben. Die Steinäxte werden jedoch nur als Amulete im Sirisack in den Krieg mitgenommen. Die Eingebornen bezeichnen sie als Donnerkeile oder Blitzsteine, und stellen in Abrede, dass sie jemals von den Vorfahren als

4

Handwerkzeuge benutzt worden sind. Wir finden aber an den Aexten die überall wiederkehrende Form der Steinzeit und haben zweifellos Ueberreste einer Epoche vor uns, deren Erinnerung dem Gedächtniss der Insulaner entschwunden ist. Auf meiner ganzen Reise bin ich — wie ich hier gleich feststellen will — nur durch Gebiete gekommen, wo das Eisen längst der Steinzeit ein Ende bereitet hatte. — Bei den Radjahs und den Vorfechtern werden auch neben dem Opferstein Kriegsschmuck, Trophäen erschlagener Feinde und jene merkwürdigen Doppelbecher aus zwei halben Cocosschaalen (koppu) in einer Kiste aufbewahrt. Früher pflegten die Krieger daraus das Blut erschlagener Feinde zu trinken. Nicht vergessen werden darf das plumpe Brustbild eines erschlagenen Gegners, das am Rande des Dorfes Sicca mittelst eines Zapfens in eine Planke eingelassen war. Es ist Brauch, für jeden getödteten Feind ein solches Holzfigürchen (alang-adebiang) aufzustellen, wenn man nicht etwa die erbeuteten Köpfe ausserhalb des Dorfes mit den Gesichtern ihrer Heimath zugewendet aufpflanzt. Neben den besonderen Hausgöttern wird auf allen Inseln der Bandasee auch ein Dorfheiliger verehrt, ein Schutzgott, der Gründer der Ortschaft; hier wurde er Eissiga genannt, auf anderen Inseln führte er andere Zunamen. Man stellt ihn auf Flores als einen mit Schnitzereien verzierten zugespitzten Pfahl von etwa 5 Fuss Höhe dar, der sich in der Mitte eines regellosen Steinhaufens befindet. In Kotta waren zwei Exemplare auf verschiedenen Plätzen aufgestellt, und wir konnten eins davon erwerben. Ich weiss nicht aus welcher Quelle Herr Professor Max Weber seine Erklärung dieser Pfähle geschöpft hat. Er hat in einer Sitzung der „Geographischen Gesellschaft zu Amsterdam“ behauptet, sie seien zum Andenken verstorbener Radjahs errichtet und stellten keine Opferpfähle dar. Mir haben die Einwohner an Ort und Stelle erklärt, es würde bei den Pfählen geopfert, und da diese einem der Vorväter geweiht sind, liegt wohl blos eine Wortklauberei Seitens des Herrn Professors vor. Dagegen hat auf den östlichen Inseln das Steinpostament eine würfelförmige Gestalt von 2 bis $2^1/_2$ Meter Breite und $1^1/_2$ Meter Höhe. Zu Zeiten grosser Dürre wird dieser „Dorfheilige“ an seine Pflicht als Regenspender durch Opfer erinnert. In demselben Dorfe Kotta fielen uns vier 8 Fuss lange in die Erde gerammte Pfähle, die Ueberreste eines Romaluli auf. Sie hatten schöne Ornamente, darunter schlangenähnliche Thiere, die vielleicht den Ular-Naga darstellen sollten. Leider gelang uns die Erwerbung dieser Trümmer nicht, da der dazu nöthige Gemeindebeschluss bei der Kürze der Zeit nicht zu erzielen war.

Erst auf Alor konnten wir dem Idol dieses berüchtigten Dämonen persönlich näher treten und es ankaufen. Auf Flores und zwar in Larantuka fielen uns nur für ihn bestimmte, aus Palmblättern geflochtene Opfersäcke zur Beute und sieben kleine flache Sonnenschirme, die wie Kinderspielzeug aussahen. Mit diesen hat es folgende Bewandniss. Der Ular-Naga (wörtlich

Drachen-Schlange, also etwa Erzschlange) ist ein Erdgeist, der in der Tiefe haust und Erdbeben erzeugt. Sein übler Ruf ist im ganzen Archipel bekannt, und später werden wir uns mit ihm näher zu beschäftigen haben, wenn wir sein Bildniss betrachten werden. Kehren wir jetzt zu den Sonnenschirmen zurück. Wir fanden sie auf einem flachen Steine; vor und unter diesem sollten nach der Lokalsage die sieben Köpfe des Ungeheuers — daher die entsprechende Anzahl Schirme — verborgen liegen. Die uns begleitenden Einwohner wollten durchaus nicht das Aufheben des Steines gestatten; sie befürchteten das Hervorbrechen des Dämons. Diese Angaben erinnerten mich an die Sage von der Säule zu Delhi, die auf dem Kopfe der Weltschlange ruhen soll. Als einmal ein neugieriger König nachgraben liess, stiess man auf Blut (!) und stellte erschreckt die Nachforschungen ein.

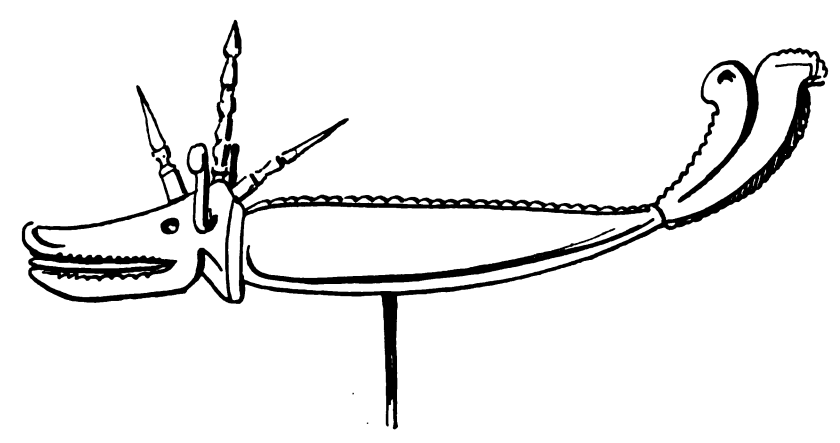


Ular-Naga (Alor).

Ich flechte an dieser Stelle gleich meine Beobachtungen über den Ular-Naga ein. Er wird auch als Ular-Naga-Harimau (Tiger) und Ular-Nagi-Wawi (wawi = babi = Schwein) bezeichnet.

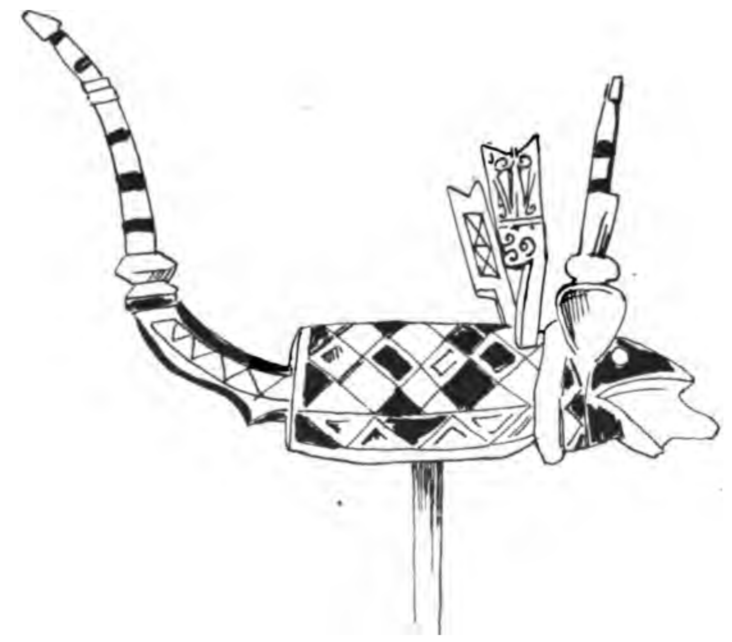
Bildwerke dieses Unthiers habe ich nur auf Alor entdeckt und eine Anzahl davon erwerben können. Die Vorstellungen des Ular entsprechen aber nicht dem Bilde, das man sich nach den ebengenannten Bezeichnungen davon machen könnte. Weder die Gestalt des Schweins, noch die des Tigers, noch die der Schlange wird in den vorhandenen Holzschnitzwerken verdeutlicht, die in verschiedenen Einzelheiten von einander abweichen, jedoch niemals soweit, dass man über eine vorhandene Grundvorstellung betreffs dieses Fabelwesen in Zweifel gerathen könnte. Der Kopf des Ular hat mit dem einer Schlange keine Aehnlichkeit, er ähnelt am meisten noch einem Ochsenkopfe, und ist stets mit Hörnern, bald mit zwei, bald mit drei versehen. Häufig

trägt das eine Horn noch eine Sprosse. An den Seiten des Kopfes befinden sich zwei grosse Ohren oberhalb der rundlichen Augen, und die Zunge hängt meistens lang aus dem Maule herab, das häufig mit Zähnen besetzt ist. Dieser



Ular-Naga mit gespaltenem Schwanze (Alor).

unförmliche Kopf ist mittelst eines kurzen, verhältnissmässig schmalen Halses mit einem robbenartigen Körper verbunden, und dieser ist bald ornamentirt

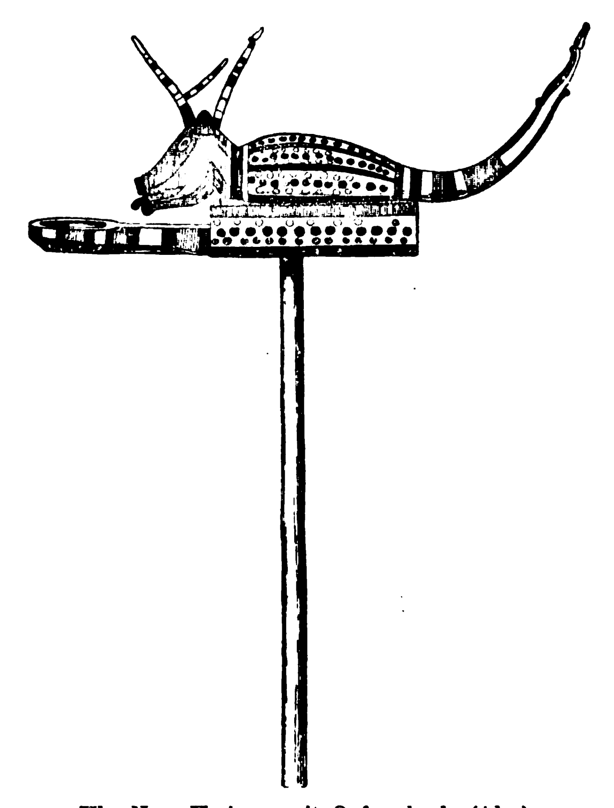


Ular-Naga (Alor).

bald schuppenförmig geschnitzt bald mit Schuppen bemalt und endigt in einen Schlangenschwanz. Füsse fehlen stets. Der Körper ruht langgestreckt meist auf einer Planke, die in eine vor dem Rachen befindliche Opferschaale

ausläuft. Ein Ular-Naga trägt eine Opferschaale auf seinem Rücken und stellt dic Verschmelzung einer Opferprau mit diesem Idol dar.

Die Bezeichnung des Ungeheuers als Erzschlange führt uns auf die alte Hinduvorstellung von der Weltschlange hin, die Erdbeben erzeugt; aber die Sage ist mit lokalen Anschauungen verschmolzen, und dies drückt sich in der bildlichen Darstellung aus. Es ist höchst wahrscheinlich, dass die von Westen her eindringende Mythologie des Hinduthums sich mit den Fabeln

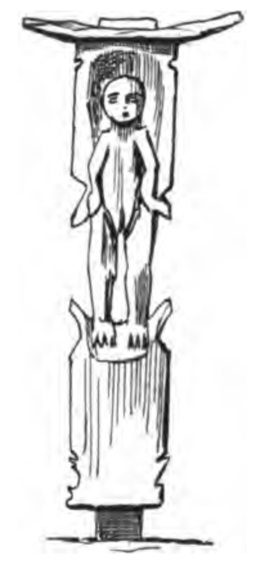


Ular-Naga-Harimau mit Opferschaale (Alor).
(S. d. Abhandlung von F. W. K. Müller: Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, 30. April 1892).

des Ostens vermischt hat. Wir finden auf den Bandainseln nämlich eine Sage, wonach die Erde auf einem Ochsen ruht, dessen Kopfschütteln Erdbeben verursacht, welche bei der Thätigkeit des Vulkans Gunung-Api dort nicht zu den Seltenheiten (Bastian, Indonesien I, S. 165) gehören. Ebenso werden die Matakaus, von denen wir gleich sprechen werden, auf den östlichen Inseln häufig als wilde Rinder (Karabau) dargestellt. Bei der unzweifelhaften Aehnlichkeit, den der Kopf des Ular-Naga mit dem eines Ochsen besitzt, dürfte die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, dass wir es hier mit einer Umformung der indischen Weltschlange zu thun haben. Auf

den ältesten Denkmälern Indiens finden wir, wie Lenormant (Anfänge der Kultur II, S. 99) angiebt die Szene des Manthanam mit der vielköpfigen Schlange dargestellt. Auch eine andere Schlange der indischen Sage die Çêcha oder Anauta besitzt sieben Köpfe. Auf Larantuka finden wir sie als siebenköpfiges Ungeheuer wieder. Bildliche Darstellungen fehlen, dem Namen Erzschlange widerspricht noch kein plastisches Bild. Wir dringen weiter nach Osten vor. Der Name bleibt, der Glaube an den Erdbebenerzeuger gleichfalls, aber das Bildniss erinnert uns an die Lokalsage von dem die Erde erschütternden Büffel.

Ich erwähnte soeben die Matakaus. Wir machten ihre Bekanntschaft zuerst auf Flores und trafen sie zuletzt auf Key. Sie werden von den Holländern „Verbotstöcke“ genannt und stellen böse Geister in Form von Menschen und



Opfergestell (Eipua).

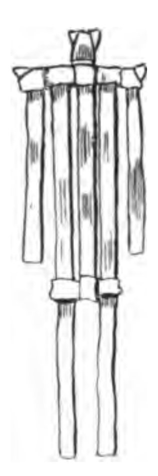
Thieren dar; sie sollen die Felddiebe bestrafen und abhalten. Eine in den Kinderschuhen stehende Kunst versucht sich in der Darstellung von Rindern, Schlangen, Krokodilen, giftigen Fischen u.s.w. Sie werden nur von einigen wenigen Personen aus Holz angefertigt, die im Rufe stehen, die Geister in die Mattakau hineinbannen zu können. Die Zauberer sind oft sehr berühmt, wie beispielsweise einer von der Insel Roma (Haus) auf andere Inseln geholt wurde, um derartige Schutzgottheiten zu schnitzen. Häufigor trafen wir auf Mattakaus in Wettar. In Kissar wimmelt es von ihnen, nicht nur auf den Feldern, in jedem Fruchtgarten, sondern auch mitten im Dorfe Wurili, angeblich nur von Christen bewohnt, wo jeder Mango- und Brodfruchtbaum zwischen den Häusern mit Matakaus geschützt ist, und bis nach den Key-Inseln verfolgten wir diesen Abgerglauben in seiner mannigfach wechselnden Erscheinung.

Ich bin sicher, dass der Gebrauch der Mattakaus auf dem von mir durchstreiften Theil von Flores äusserst selten ist; an unsern Handelsplatz wurde keiner gebracht, und ich erstand die einzige, die mir auffiel, auf dem Rückwege von Sicca nach Kotta. Dieselbe hatte ungefähr die Gestalt eines Hahnes, war aus Holz gearbeitet und auf einem geschnitzten Pfahl befestigt. Der auf dem Felde arbeitende Besitzer des Verbotstocks erklärte ihn für ein unfehlbares Schutzmittel gegen den Diebstahl seiner Cocosnüsse; der Dieb müsse unbedingt vom Baume herab und sich zu Tode fallen.

In Sicca hörten wir auch von Seedämonen erzählen und erhielten von der Südküste zwei Canoe-Modelle, die am Strande auf einem vier Fuss hohem Pfahle als Opfergefässe aufgestellt waren. Man nannte die Canoe atabia.

Auch durch andere Mittel sucht man sich gegen Seeunfälle zu schützen. Eine alte chinesische Porzellan-Vase (Goja), in Rotang eingeflochten, war am Heck einer Prau aufgehängt, und es kostete uns nicht geringe Ueberredung, dieses Stück zu erwerben.

Als Localdämon ist dort auch der Nitu gefürchtet. Erkrankt jemand, so wirft man ein Stück Bambusholz ins Feuer, und wenn es beim Verbrennen



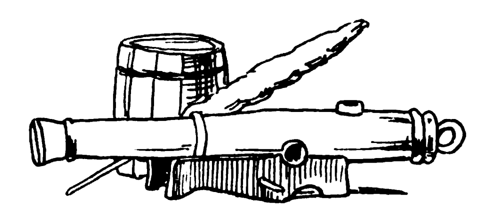
Opfergabe für Nitu
(Puppe aus Lontarablätter).

kracht oder knattert, so ist der Nitu (auch Kaugein genannt) der Urheber der Krankheit. Man sucht ihn durch Opfer von Hühnerfedern, Blut von Schweinen, rothem und weissem Mais, Cocoskernen, Eiern und Baumfrüchten zu versöhnen.

Das Opfern im Freien heisst Piu, und, um den Nitu vom Eintritt in die Häuser abzuhalten, werden auch Schreckmittel angewendet. So war z. B. in Larantuka ein kleines, hölzernes Kanonenmodell nebst winzigem Pulverfass und baumwollener Lunte vor einem Hause aufgestellt.

Auf allen östlich von Flores gelegenen Inseln glaubt man im Nitu gingen die Seelen der Verstorbenen um und suchten die Lebenden zu schädigen und nachzuziehen in das Todtenreich.

Der Nitu tritt in Schlangen-, zuweilen auch in Menschengestalt auf, und bietet in dieser den Menschen Essen oder Trinken an. Wer sich dazu verlocken lässt, muss sterben. Man opfert den Geistern besonders bei



Modell einer Kanone mit Pulverfass und Lunte.

Krankheiten, indem man eine mit den landesüblichen Gaben gefüllte Cocusschaale hinstellt und dabei sagt: „Geist der See, Geist der Gebirge, Geist der aufgehenden, Geist der untergehenden Sonne komm und iss!“ Um die Heilung von Kranken herbeizuführen, werden wie auf Saleier Medizinfrauen verwendet, die ihre Beschwörung in Männer- oder Weiberkleidung vornehmen, je nach dem entsprechenden Geschlechte des Leidenden.

Als unser Geschäft einmal im Gange war, konnten wir auch bald Kriegsgeräthe in Menge aufspeichern. Da waren die fünf Fuss langen mit einem Eisenschuh versehenen Wurfspeere, deren zwei bis drei jeder Kämpfer führt. (Lanzen aus Holz: ole-ei; mit eiserner Spitze: repang.) Da reichte man uns für ein paar Faden Zeug die sechs bis sieben Fuss langen Spiesse für den Nahekampf. Klewangs wurden uns vielfach angeboten. Sie werden in Scheiden von Leder oder Baumrinde an einer dünnen Schnur so auf dem Rücken getragen, dass man mit der rechten Hand den in Höhe des rechten Ellenbogens befindlichen Griff erfassen und die Klinge hervorziehen kann.

Kriegsbogen von Bambusrohr (uter), vier Fuss lang, und drei Fuss lange mit Widerhaken von Knochen, Holz oder Eisen versehene Pfeile (iber oder labe) konnten wir in beliebiger Zahl billig erhalten. Als Schutzwaffe wird bei Maumeri ein kreisrunder, drei Fuss im Durchmesser grosser Schild von Büffelleder (giling) benutzt; er ist undurchdringlich für die Waffen der Eingeborenen, und ein Hieb mit dem Klewang bringt nicht einmal einen Eindruck hervor. In Larantuka sind vier bis fünf Fuss lange, höchstens einen halben Fuss breite, mit Muscheln und Menschenhaaren verzierte Holzschilder (labi) üblich. Neben dem Handgriff haben sie häufig eine Schlinge für die Pfeile. Die Vorfechter bedienen sich eines ganz schmalen, höchstens drei Fuss langen Schildes. Bei den Kriegstänzen kommen gleichfalls schmale, an der Spitze zuweilen mit Federbüschen geschmückte und bemalte Schilde (dobi) zur



Krieger aus Kotta (Flores).

Verwendung. Angebote alter, im vorigen Jahrhundert von Holländern und Portugiesen eingeführte Steinschlossflinten wurden von uns zurückgewiesen, dagegen nahmen wir gern die dazu gehörigen Kugeln. Sie sind aus Korallen oder Muscheln geschliffen und sehen spiralförmig aus. Auch kommen zwei bis drei Zoll lange Kugeln aus Stein vor. An einem jungen Krieger konnten wir die Wirkung eines solchen Steingeschosses beoachten. Der linke Unterkiefertheil war verkürzt und wies eine furchtbare Narbe auf. Augenscheinlich nach europäischem Muster waren Patronengürtel angefertigt; zwanzig bis dreissig Bambushülsen, zur Aufnahme der Munition bestimmt, waren in dem Gürtel so angebracht, dass sie zur Entleerung des Pulvers nach Aufklappen eines Lederdeckels herausgenommen werden konnten. Der Gürtel umgiebt fast den den ganzen Körper des Schützen, und in der Hüftengegend hängen rechts und links Taschen herab, die zur Aufnahme der Flintenpfropfen aus Cocosfaden und der Amulete dienen. Daneben befinden sich natürlich der unvermeidliche Siri-Pinang und Reinigungsgeräthe. Ueberhaupt spielen die Amulete eine grosse Rolle. Ausser den schon erwähnten Steinäxten werden rothe Zeugstreifen mit eingenähten Steinen, Wurzeln und Baumrinden um den Hals, den Leib, die Handgelenke und selbst um die Schwertscheide gewunden. Einem Häuptling kauften wir auch einen Stirnschmuck von Silber, einer Lyra nicht unähnlich, ab. Die Verlängerungen der aus Holzstäben gedrehten Saiten sind mit Federbüscheln geschmückt, und diese Kopfzierden verleihen ihrem Träger ein kriegerisches Aussehen. Wir fanden diese merkwürdigen Geräthe nur auf Flores und Adonare, einer Insel, deren Markt von Larantuka aus besucht wird.

Auf Flores spielt der Vorfechter wesentlich eine andere Rolle, als auf den östlichen Inseln, nämlich die eines Medizinmannes, der die Feinde zu erschrecken hat. Er hat eine eigene Schutztruppe, die ihn im Gefecht umringt. Im Osten hingegen rekrutiren sich die Vorfechter aus den vornehmsten Leuten; sie gehen im Gefecht allein voraus und gelten für unverwundbar. Unverwundbarkeit soll zwar auch auf Flores Eigenschaft der Vorfechter sein, aber sie wird durch den Besitz eines bestimmten 3 Zoll langen Holzstäbchens (obat-musu) gewährleistet. Der Besitzer trennt sich schwer von diesem schutzkräftigen Zaubermittel. Eine andere „Medizin“, deren Bestandtheile wir nicht feststellen konnten, war in ein rothes Läppchen eingebunden und wurde um den Leib getragen. Auf allen Inseln des Archipels besitzen die Vorfechter ein Halsband aus Ovula-Muscheln, die in Melanesien fast werthlos, in Deutschland etwa 30 Pfg. das Stück kosten, hier jedoch einen grossen Werth haben und dementsprechend bezahlt werden mussten. Den allgemein verbreiteten Kopfschmuck bildet ein vielzähniger Bambuskamm, der horizontal in das krause, meistens aufgebundene Haar gesteckt wird. Senkrecht ist in den Kamm gerade über der Stirn ein Holzstäbchen eingelassen, dass dicht

mit Federn besetzt ist. Kann sich aber ein Eingeborner gar ein rothes Tuch um den Kopf wickeln, so ist er in „full dress“; dazu gehört freilich noch der landesübliche Zeugstreifen um die Hüften. Jeder Krieger ist ausserdem das, was die Berliner „rauhbeinig“ nennen, und dies rührt von den Riemen aus Bocksfell her, deren Haar sich nach allen Seiten hin sträubt, was mehr komisch, als furchtbar wirkt. Gelegentlich werden auch wohl im Kriege künstliche Bärte (senigeh) angelegt.

Von den Pfeilen, die wir erwarben, erscheinen mir die mit abgestumpften Enden erwähnenswerth. Erfahrung leitet die Völkerschaften der verschiedensten Zonen häufig zur Anfertigung derselben Waffen und Werkzeuge. Ich habe derartige, zur Vogeljagd bestimmte Pfeile bei den Nordwest-Amerikanern, sowohl den Indianern, wie den Eskimos und auch bei den Amurvölkern Sibiriens gefunden, sie kommen aber auch bei den meisten Jagdvölkern Südamerikas vor. Der Knopf, der das Pfeilende bildet, schwächt zwar nicht die Gewalt des Schusses ab, aber er verhindert eine Verletzung des Gefieders. Befindet sich das Ziel auf einem hohen Baum, und erfolgt ein Fehlschuss, so würde sich ein Pfeil mit scharfer Spitze in vielen Fällen in den Stamm einbohren, oder abbrechen und so für den Schützen verloren sein. — Wir kauften auch einige Thongefässe, Wasser- und Reisschalen, mit merkwürdigen Ornamenten Ich nehme an, dass es sich um alte Renaissancemuster handelt, die, von den Portugiesen vor langer Zeit eingeführt, in den Händen der Eingebornen eine Umwandlung erfahren haben. Doch will ich nicht in Abrede stellen, dass auch die früher hier Handel treibenden Araber diese Blumenornamente hierher gebracht haben könnten. Portugiesischer Einfluss zeigt sich offenbar auch an den Tanzmasken, die jetzt im „Museum für Völkerkunde“ mit den andern Sachen Aufstellung gefunden haben. Die Masken bestehen aus einem gekrümmten, ovalen Stück der dicken Epidermis eines Palmenblattstieles. Nase und Ohren, aus gleichem Stoff, sind angesetzt, Augen, Brauen, Mund und Bart mit schwarzer Farbe aufgemalt. Der Bart ist ein Schnurrbart, und diesen findet man auch bei den Eingebornen, aber nicht die sogenannte „Fliege,“ die der Maske ein europäisches Aussehen verleiht. Dass es sich um die Karrikatur eines Europäers handelt, erhellt mit Sicherheit aus dem Cylinderhut, der mit der Larve verbunden ist, und der durch einen mit Federbüscheln besetzten, durch die Hutkrempe gesteckten Stock ein groteskes Aussehen bekommt.

Wir verschmähten auch nicht das uns angebotene, landesübliche Feuerzeug, das anderswo gleichfalls vorkommt. Die Einrichtung ist äusserst einfach: man spaltet ein Bambusrohr und legt in seine Höhlung trockene Cocosfasern. Durch einen Schlitz, den man in der Mitte des Rohrs anbringt, werden die in ihm befindlichen Cocosfasern blosgelegt, und nun wird mit einem scharfkantigen Bambussplitter quer über den Schlitz erst langsam, dann schneller

hin- und hergefeilt. Hierbei reibt sich von der Feile, wie auch von dem Rohr Holzstaub ab, der schliesslich in's Glimmen geräth, auf die Cocosfaser fällt, sie entzündet, bis durch Anblasen die helle Flamme daraus auflodert. Die ganze Vornahme dauert bei gewandten Händen kaum zwei Minuten; denn Bambus ist ein ausgezeichneter Stoff für diesen Zweck vermöge seiner Härte und Trockenheit. Die Cederhölzer, Rothtannen und Birken, die von den sibirischen und amerikanischen Völkerschaften zu diesem Zweck verwendet werden, machen vermöge ihrer Beschaffenheit das Verfahren zu einem bedeutend umständlicheren. Derartige Feuerzeuge werden von den Eingeborenen nicht nur auf der Reise, sondern auch im Haushalt verwendet. In diesem ist bei der dürftigen Lebensweise des Volkes kein Ueberfluss an Hausgeräth vorhanden; es beschränkt sich auf einige Thongefässe, Cocosschaalen und aus Pandanusblättern geflochtene Schüsseln und Teller. Doch spricht sich ein Sinn für den Schmuck der Häuslichkeit in den geflochtenen Tellerhaltern aus, worin die Teller zum Schutze vor Insecten aufgehängt werden. Reis, Mais und Fische bilden die Nahrungsmittel der Küstenbewohner, und bei festlichen Gelegenheiten hat auch hier der Bauer sein Huhn im Topfe, während die Bergbewohner neben Mais auf Ananas und Baumfrüchte angewiesen sind. Sie pflanzen daneben Tabak und benutzen ihn als Tauschmittel beim Besuche der Küstenmärkte, wo sie dann ihrer Küche einige Abwechslung zuführen. Ein werkwürdiges Gewächs des Berglands ist eine Wurzelart, die auch auf den östlichen Banda-Inseln, besonders auf Key und Seram, ein Hauptnahrungsmittel bildet. In diesen Gegenden wird sie nnr frisch zu Markte gebracht und bildet ein Hauptnahrungsmittel, von ziemlich süsslichem Geschmack, etwa wie die Kartoffel Süd-Chiles; doch ist die Wurzel mit Fasern durchsetzt. In Flores wurde sie uns als Ubi-kaju, (ubi = Wurzel, kaju = Holz) d. h. als verholztes Ubi zum Kauf angeboten. Wir glaubten zuerst Bimsstein oder irgend eine Art von Thonerde vor uns zu haben, bis wir erfuhren, dass die Bergbewohner zum Schutze gegen Hungersnoth diese Wurzeln trocknen.

Als vor Jahren grosse Dürre herrschte und die Ernte verdarb, war Ubikaju die einzige Speise der Bergbewohner, und sie beschuldigten den Missionar Pater Lecoq, er habe den Regenfall verhindert und wollten ihm zu Leibe. Man kann die wilden Gesellen leicht an ihrer schon beschriebenen Tracht von dem zahmeren Volke unterscheiden. Die Weiber tragen wie die Dajaks auf Borneo mit Vorliebe Messingdraht als Schmuck, und zwar als Arm- und Fussringe, die spiralenförmig den Unterarm und Unterschenkel bis zu den Handgelenken und Knöcheln umgeben. Besonders werden diese Schmuckgegenstände als Brautgeschenke verabreicht. Merkwürdig waren zwei Armbänder von Zinn (gallamoda), einem Metall, das von Händlern aus den berühmten, von den Holländern mit so begehrlichen Augen angesehenen Zinnminen herbeigeschafft wird. Die Armbänder sind innen glatt und stellen sich

aussen als 9 paralelle, durchschnittene Ringe dar, so dass je nach der Stärke des Armes ein Auseinanderbiegen ermöglicht ist. Daneben sind Armringe aus Elfenbein, Muscheln, schwarzen Korallen, Lianen, geflochtenen Pandanusblättern, Schildpat, Coccosschalen und Palmenrippen, die mit Perlen besetzt sind, in Gebrauch.

Kaum eine der Schönen geht ohne Halsschmuck einher. Die Armen müssen sich mit einem um den Hals gelegten Stück Rotang begnügen, die Wohlhabenden tragen Halsketten von Messing oder Glasperlen, die zuweilen in gefälliger Abwechslung mit Rückenwirbeln von Fischen oder Bambusstäbchen durchsetzt sind. Zu gleichem Zwecke werden an Schnüren aufgezogene Körner (bidji-lide) einer Pflanze verwendet. Von einigen solcher Halsbänder hingen Schnüre von Perlen, am Ende mit Eisenblechstücken verziert, herab. In den Ohren werden von den Küstenbewohnern beider Geschlechter goldene und silberne Ohrringe getragen. Schon in der Jugend werden die Ohrlöcher gestochen und Grashalme in der Wunde getragen, um das Zuheilen zu verhindern. Auf Adonare wird der ganze Rand der Ohrmuschel mit Löchern versehen, wie in Nordwest-Amerika; die Frauen haben sogar die durchbohrte Ohrknorpel mit Ringen geschmückt, was ich sonst nirgends gefunden habe.

Die Ohrringe werden theils eingehakt, theils eingeschraubt. Letztere Art, die in meinem Privatbesitz sich befindet, besteht aus einem mit einem Schraubengewinde versehenen Goldknopf. Auch Haarnadeln, die zuweilen sehr künstlich verziert sind, sind bei den Frauen beliebt. Kämme erscheinen bei ihnen seltener, sie werden meist von den Männern getragen. Bei Festlichkeiten tauchen reichverzierte Kämme, wie wir sie schon beschrieben haben, in der Männerwelt auf. Beiden Geschlechtern würde aber etwas fehlen, wenn sie nicht Fingerringe von Silber, Messing, Schildpat, Muscheln oder Horn aufweisen könnten. Die wenigsten Männer tragen einen Bart, und der richtige Florese würde einen Verstoss gegen die gute Sitte begehen, wenn er zum Tanz antreten wollte, ohne sich vorher mit der aus einem zusammengebogenen Bambus oder aus Eisen verfertigten Zange die spärlich sprossenden Haare aus dem Gesicht entfernt zu haben.

Es sind noch einige Worte über die Eingeborenen von Flores und, im Anschluss daran, über die von Adonare zu sagen. Die alten portugiesischen Stationen Maumeri und Larantuka, sowie einige Küstendörfer von Adonare sind mit einem Mischvolk besetzt, dessen Hauptstock die im 17. Jahrhundert aus Vorder-Indien eingewanderten Goaresen bilden, welche sich mit Eingeborenen von Flores und mit Makassaren, Badjuresen, Buginesen und andern Völkerschaften von Celebes vermischt haben. Sie haben das Aussehen der Makassaren, in deren Adern ja auch theilweise Hindublut rollt, sind

schlichthaarig, höchst selten kraushaarig, im allgemeinen hell chokoladenfarbig, haben rund geschnittene Augen und sind wohlgenährt. Auf den ersten Blick sind von ihnen die sogenannten, dunkleren Alfuren, die Ureinwohner der Insel zu unterscheiden, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Timoresen haben, und nach meiner Ansicht aus der Vermischung von Papua- und Polynesierstämmen, die zu einem unbekannten Zeitpunkt nach Westen vorgedrungen oder nach Osten zurückgedrängt sind, entstanden. Und zwar erstreckt sich die Aehnlichkeit nicht nur auf das Aussehen, sondern selbt auf die Bauart der Häuser und die religiösen Gebräuche und Anschauungen Auch wohnen auf den Bergen von Flores, wie in Timor, die Eingeborenen häufig in einzelnen Gehöften an den Bergabhängen zerstreut, was sonst auf den andern Inseln nicht vorkommt. Der Bergbewohner von Flores ist wie der Timorese im Durchschnitt etwa $5^1/_2$ Fuss gross, von schlanker Gestalt und kraushaarig. Die Farbe des Haares ist verschieden; ich habe dunkelbraune und schwarze Haare auf beiden Inseln, niemals aber auf Timor, wie Hogendorp und Forbes angeben, rothe Haare bei der Bevölkerung gefunden. Die Portugiesen, bei denen ich, nach eigener erfolgloser Umschau, mich danach erkundigte, lachten mich geradezu aus und stellten das Vorkommen von Rothhaarigen auf das Entschiedenste in Abrede. Auf Neu-Guinea hat Finsch rothhaarige Papua beobachtet. (l. c. Seite 263.) Eine Verwechselung mit Albinos kann nicht vorliegen, wenigstens nicht bei Forbes, der Albinos, wie auch mein Reisegefährte Herr Kühn, auf Neu-Guinea, angetroffen und beschrieben hat. Die Exemplare, die ich sah, waren von der röthlichen Hautfarbe, die Europäer durch den Sonnenbrand in den Tropen häufig erhalten. Bei einigen bemerkte ich auch zahlreiche Sommersprossen. In Dilly auf Timor begegnete mir ein ganz wunderbar gezeichneter Alfure. Sein Unterkörper war vollständig weiss und dunkelbraun gefleckt. Ob diese Erscheinung eine Folge der im Archipel herrschenden Hautkrankheit, woran das zebraähnliche Individuum litt, war, vermag ich nicht zu sagen. Die Bergbewohner haben etwas geschlitzte Augen, einen ziemlich scharfen, aber niedrigen Nasenrücken und breite Nasenflügel. Sie binden ihr wirres, ziemlich langes Haar mit einem Tuche auf dem Kopf zusammen, flechten es aber in den von mir bereisten Gegenden niemals. Die Waden sind mässig entwickelt. (Anders Brumand, B. I, 115.) Die Tätowirung befindet sich an Schultern, Armen, Händen, Brust und Stirn und wird mit einer quer durch ein Holz gesteckten Nadel in der Art vorgenommen, dass die Nadel mit dem Finger in die Haut getrieben und die Wunde alsdann mit Russ eingerieben wird. Die Tatumarken haben eine dunkelblaue Färbung.

Die Frauen tragen stets den selbstgewebten Sarong, der über dem fast immer schön gebildeten Busen zusammen gerollt wird, während derselbe auf Adonare, Timor-Laut und Bali unbedeckt bleibt. Die Männer begnügen sich

mit dem einmal um den Leib gewickelten, zwei Hände breiten Schamgürtel, der vorne über die Geschlechtstheile zwischen den Beinen durchgezogen, auf dem Rücken zusammengerollt und unter den um den Leib geschlungenen Theil so gesteckt wird, dass er breit über das Gesäss herabhängt. Beide Geschlechter kauen beständig neben Siri-Pinang Tabak und tragen ein Knäuel dieses unserm Cigarettentabak ähnlichen Genussmittels in der Lücke, die durch das beim Eintritt der Geschlechtsreife vorgenommene Ausfeilen von je zwei oder drei oberen und unteren Schneidezähne entsteht. Dies beeinträchtigt ihre ziemlich mangelhafte Schönheit ausserordentlich und erschwert das Verständniss der Sprache ungemein.

Einen bemerkenswerthen Unterschied in der Erscheinung bieten die Alfuren von Adonare, der Nachbarinsel. Sie waren kürzer und kräftiger gebaut, als die von Flores, ihr Kopfhaar war glatter, das Auge weniger geschlitzt. Die Hautfarbe, namentlich bei den Weibern hervorragend gelblich hell, was ich auch auf Wettar fand. Die Männer hatten, eine hervorragende Ausnahme in diesem Archipel, öfter einen ziemlich dichten aber nicht langen Backenbart. Auf Adonare wird eine von der auf Flores verschiedene, der auf Solor herrschenden ähnliche Mundart gesprochen.

Aber kehren wir nach diesen Beobachtungen zu unserer Verkaufshalle zurück.

Im Garten der Mission hatten sich viele Eingeborne eingefunden, um mit uns einem Tanze beizuwohnen, den etwa 20 fünfzehn- bis sechszehnjährige Jünglinge aufführten. Ein Knabe drehte sich zum Klange von Holztrommeln um sich selbst, indess die Tänzer ihn im weiten Kreise umgaben. Zuerst gingen sie zwei Schritte rechts und neigten die Körper nach dieser Seite, wichen darauf zwei Schritte wieder zurück und neigten den Körper so nach vorne, so dass sie, dabei vorschreitend, den mittelsten Tänzer fast berührten. In dieser Stellung streckten sie den linken Fuss weit nach hinten von sich. Der Tanz wurde von einem Bergbewohner geleitet, der mit Wort und Geberde über die Aufrechterhaltung der Tanzordnung wachte. Während des Reigens, der in einem gewissen Rhythmus hin- und herwogte, sang der Kreis der Umstehenden und feuerte die Tänzer durch Zurufe an. Daran schloss sich ein zweiter Tanz, um vieles wilder und regelloser, durch Stampfen und Händeklatschen ausgezeichnet. Die Tanzenden hatten sich in zwei Reihen gegenüber aufgestellt, aber eine besondere Tanzordnung war nicht festzustellen. Noch weniger bei dem dritten, einem Tanze, bei dem die vorher beschriebenen Masken zur Verwendung gelangten. Hier sprangen die braunen Gesellen, indem sie die schweren Masken auf dem Kopfe im Gleichgewicht hielten, zu eintönigem, sehr raschem Trommelschlage durcheinander. Es war ein ungemein fesselndes Bild.

Am Neujahrsnachmittage 1888 erlebten wir das aufregende Schauspiel

eines Hahnenkampfes. Von allen Seiten waren die Bergbewohner in Maumeri zusammengeströmt, jeder mit seinem Kampfhahn im Arm. Es waren schöne Thiere, unsern europäischen Hähnen ähnlich, mit metallisch, in allen Farben glänzenden Federn. Sie sollen zum Theil aus Kreuzungen mit wilden Hühnern, die sich auf Flores vorfinden, hervorgegangen sein. Ich selber besass einen echten, wilden Hahn mit pechschwarzem Gefieder, der leider auf der Reise einging. Es war ein rechter Wildling, unzähmbar. Mir ist nicht bekannt, ob in irgend einem zoologischen Garten Europas sich ein derartiges Exemplar befindet, oder überhaupt je befunden hat. Der Hahnenkampf selbst ging mitten im Dorfe auf einem freien Platze vor sich, und obwohl die holländische Regierung gegen diese Unsitte scharfe Verordnungen erlassen hat, war der Posthalter klug genug, nicht auf ihre Aufrechthaltung zu bestehen. Er hätte es doch nicht durchsetzen können und nur seine Autorität geschädigt. Er befand sich übrigens selber mitten in dem lärmenden aufgeregten Haufen. Hoch gingen die Wogen der Wettlust. Bis 30 Gulden wurden gegeneinander gesetzt, gewiss der beste Beweis für die Leidenschaftlichkeit und den Spieltrieb der ziemlich armen Bevölkerung. Die Wettenden befestigten an dem rechten Sporn des Hahnes mittelst eines geflochtenen Fadens eine etwa zwei Zoll lange, zwei Centimeter breite zweischneidige Klinge und stellten sich gegenüber. Jetzt wurden die Thiere durch Zupfen an den Nackenfedern gereizt. Man hielt sie fest und liess den Wehrlosen vom Widerpart beissen. Wenn nun so die Wuth der Kämpen entflammt war, hoben die Besitzer die Thiere in die Höhe, noch einen Augenblick massen sie sich mit gesträubten Federn, dann erscholl das Schlagwort und der Kampf begann, indem die Hähne aufeinander losflogen und sich mit den haarscharfen Klingen bearbeiteten. Gewöhnlich war schon nach einigen Sekunden das Duell beendigt, und der Besiegte lag mit einer langen, klaffenden Wunde am Boden, wurde schnell von seinem Herrn gänzlich auseinandergeschnitten und verschwand im Sirisack, während der glückliche Gewinner mit seinem siegreichen Hahn, wie ein Besessener auf einem Beine hin- und hersprang und ein betäubendes Freudengeheul ausstiess. Feige Kämpfer, die entweichen wollten, wurden ergriffen und mit dem Buschmesser sofort in zwei Theile zerlegt. Der Lärm war während des Schauspiels, das etwa anderthalb Stunden dauerte, ganz entsetzlich, aber Schlägereien kamen zum Glück nicht vor.

Zur Vergrösserung unserer Sammlungen beschloss ich am 2. Januar quer über die Insel nach dem an der Südseite gelegenen Dorfe Sicca aufzubrechen, wobei ich auf halbem Wege das ungefähr 20 Kilometer von Maumeri entfernte Dorf Kotta (kotta: befestigter Ort, bei den Missionären: kotti; bei den Eingeborenen: kotting oder kotti) berühren musste. Von mehreren Trägern und dem Bruder Zimmermann zu Pferde begleitet, ritt ich in süd-

westlicher Richtung in dem sieben Fuss hohen Grase, über das ich kaum hinwegsehen konnte, durch die sanftansteigende Hügellandschaft über eine kleine Hügelreihe bis an den Bach, den wir bei Maumeri verlassen hatten. Der Weg führte nun theils rechts, theis links von dem ziemlich reissenden Gebirgswasser, streckenweise sogar in ihm in ziemlich starker Steigung nach $1^1/_2$ Stunden bis an ein trockenes Rinnsal. Unterwegs fanden wir einen schwarzen grossen Stein, in den mehrere, an die Tätowirung der Eingeborenen erinnernde Zeichen eingemeisselt waren. Wir mussten uns mit der Versicherung unserer braunen Begleiter begnügen, dass der Stein heilig sei, ohne etwas Weiteres über ihn erfahren zu können. Ueber steile Hügel hinweg, auf die wir nach dreiviertelstündigem Marsche in dem Rinnsal stiessen, gelangten wir auf eine Hochebene. Weiber, die uns begegneten, warfen ihre Körbe und Wassergefässe weg und entflohen mit Gekreisch ins Dickicht, ein Beweis dafür, dass Weisse hier eine fast unbekannte Erscheinung waren. Das war auch in Kotta der Fall, wo wir gegen Mittag einzogen. Von hier aus bot sich uns eine entzückende Fernsicht über das ganze Bergland von Flores, aus dem die 600 Fuss hohe Spitze des Nanga-Tabo in ihrer Zuckerhutgestalt besonders charakteristisch hervorstieg. Sie nimmt nach Westen zu allmählich ab und bildet hier eine Art Thal, dessen Oeffnung nach Süden auf einen Querübergang nach der Südküste der Insel schliessen lässt. Gegen Westen thürmten sich die Felsmassen wild und zerrissen über einander. Dort ragt auch der über 7000 Fuss hohe Berg Rocca empor. An seinem nördlichen Fusse befinden sich Zinnminen, wie das Paar manschettenähnlicher Armringe bezeugt, das wir schon erwähnt haben. Im Jahre 1887 machte eine holländische Expedition Versuche jene Minen zu besichtigen; aber die Eingeborenen liefen zu Tausenden zusammen und verwehrten den Holländern mit vorgehaltenen Spiessen das weitere Vordringen, sodass sie unverrichteter Sache, ohne irgend etwas Sicheres über das Vorhandensein des werthvollen Erzes festgestellt zu haben, kehrt machen mussten. Das gleiche Schicksal erlitt Ende 1889 eine Expedition des Bergingenieurs van Schelle, welcher sich, von der erregten Bevölkerung angefallen und verwundet, schleunigst nach Makassar zurückverfügen musste. Damit war aber die Sache nicht abgethan. Der fabelhafte Berg Aspana, den schon Dr. de Hollander erwähnt, liess mit seinen Zinnschätzen die indische Regierung nicht ruhen. Herr van Schelle musste noch einmal im Mai 1890 mit 150 Soldaten den Versuch machen, die Fundorte des Zinns zu erreichen; jedoch trotz des Aufgebots von Menschenmaterial, das mit allen Hilfsmitteln der modernen Kriegsführung ausgestattet war, scheiterte dieser Vorstoss ebenso wie der im Herbste desselben Jahres unternommene an der drohenden Haltung der Bergbewohner. Es ist rührend, wie diese Bevölkerung, die nur mit Pfeil, Spiess und Schild ausgerüstet ist, sich bei ihren Oberherren in Respekt zu setzen weiss; hätten hier die Engländer mitzusprechen, so wäre

die Culturwelt wahrscheinlich längst mit neuen Zinnlagern bereichert worden. Jetzt dienen sie dazu, gelegentlich Fundstücke zu Schmucksachen oder Netzbeschwerern zu liefern. Das Dorf Kotta liegt etwa 1200 Fuss über dem Meeresspiegel, und seine Anlage verräth ein gewisses Bestreben nach Regelmässigkeit. Man kann zwei Reihen Häuser unterscheiden, zwischen denen sich eine Hauptstrasse hinzieht. Sie sind aus Bambusstäben und Cocosbalken aufgeführt, mit Alang-Alang gedeckt und theilweise mit Galerien umgeben. Einzelne Häuser sind mit Fensteröffnungen versehen; durchweg befindet sich aber der Fussboden 1—1½ Meter hoch über der Erde, sodass der offene, nur von Pfählen begrenzte Raum unter dem Hause als Schuppen oder Handwerksstätte benutzt werden kann. Man gelangt in die Innenräume und auf die davor befindliche Galerie mittels einer breiten schrägen Treppe, wohl richtiger Leiter genannt. Die erste Abtheilung an der Hausthüre dient gewöhnlich zum Aufenthalt der Männer, die dahinter nebeneinander liegenden, durch Matten oder Flechtwerk abgetrennten, nächsten Abtheilungen werden als Schlafzimmer benutzt, und hinter diesen beiden Räumen befindet sich ein vierter, der die Küche darstellt. Der Herd besteht aus vier zusammengefügten Holzbrettern mit Sandfüllung und drei Steinen zum Gestell für den irdenen Kochtopf. Der Rauch zieht da hinaus, wo die Moskitoschaaren Einzug halten, nämlich durch die ungezählten Spalten und Oeffnungen des luftigen Heims. Das Eindringen gelang mir nur bei einem Hause in einem unbewachten Augenblicke, da sich die Männer mit gezücktem Klewang an der Thüre entgegenstellten. An der Hinterseite des Hauses, aber mit ihm nicht verbunden, steht in der Regel auf vier Pfählen ein Vorrathshaus. Um den Mäusen den Zutritt zu verwehren, sind die Pfähle mit horizontalen, kreisrunden Holzscheiben umgeben. Auf Timor pflegen die Scheiben aus Sandstein hergestellt zu werden. Tellerartige Scheiben an den Hauspfählen zum Schutze gegen die Ratten hat Finsch auf Neu-Guinea (l. c. Seite 279) beobachtet. Vorrathshäuser auf Pfählen, getrennt vom Wohnhause, kommen bei den Eskimos in Alaska, in Sibirien (ambara), in Norwegen (stabur), in Bosnien (jaice) und bei den Slovenen Süd-Steiermarks vor, womit übrigens keine erschöpfende Uebersicht dieser Einrichtung gegeben sein soll.

Nach einer Rast in dem Dorfe, wobei wir die schon früher erwähnten, schön ornamentirten Holzpfähle besahen, aber leider nicht erwerben konnten, sondern uns mit dem Handel von Kleinkram begnügen mussten, zogen wir über die Ebene weiter. Erwähnenswerth erscheint das Vorkommen von Riesenbäumen (Canarium), von den Eingeborenen als Heiligthümer verehrt.

Auch in Kotta stand auf dem Dorfplatz ein prächtiges Exemplar. Opferpfähle waren hineingetrieben und im Laufe der Zeit völlig von dem Baum eingeschlossen worden.

Da die bebauten Abhänge oft sehr steil sind, so versucht man durch Mauern von Holz und Steinen das Abschwemmen des Erdreichs bei Regen-

güssen zu verhindern. Gegen Süden senkt sich die Landschaft erst allmählich, dann plötzlich so steil, dass wir in den Felsschluchten von den Pferden steigen mussten. Hierauf, einige hundert Schritte abwärts, war wieder ein kleiner, aber reissender Gebirgsbach zu überschreiten, und wir folgten nun seinem Laufe in einer stellenweise sehr engen und durch überhängende Felsen verfinsterten Schlucht. Hier wie auch anderwärts bestand das Gebirge aus einem gelblich grauen Sandstein, und eine wesentlich andere Steinart habe ich auf dieser Wanderung nicht wahrgenommen. Unser Weg führte uns aus der Schlucht wieder bergauf. Wir erklommen zwei ziemlich hohe Berge und zwar zu Fuss, da wir hierbei unsere Thiere schonen mussten. Gleichwohl war es erstaunlich, was man dieser kleinen Rasse zumuthen durfte. Den ganzen Tag kletterten die Pferdchen bergauf bergab, ohne zu ermüden. Ich erlegte hier einen grossen, grünen Lori, der mir zum Abendbrot gut munden sollte. Von dem zweiten Berge aus sahen wir in der Tiefe die vom Westwinde aufgewühlte Timorsee, und am Ufer brachen sich die Wellen mit grosser Gewalt, da die westlich vom Dorfe Paga gelegene Landspitze nur wenig Schutz gewährte. Wir eilten nun durch eine Thalenge nach dieser Ortschaft, in deren Nähe nach Osten ein kleiner Bergstrom sich ins Meer ergiesst, wahrscheinlich der von uns vor kurzem überschrittene. Der Seestrand ist sandig, theilweise von grossen, geschliffenen Steinen bedeckt; auch ritten wir über Strecken hinweg, die Aehnlichkeit mit asphaltirtem Fussboden hatten, nur dass hier und da Löcher und Spalten von der Gewalt der See Zeugniss ablegten. Unser nach Osten gerichteter Ritt endete gegen 4 Uhr Nachmittags in Sicca an der Südküste von Flores. Wir hatten zum Durchmessen der Insel neun Stunden gebraucht. Zunächst suchte ich den Missionar Herrn Lecoq mit meinem Empfehlungsschreiben des Paters Bonicke auf und wurde sehr freundlich aufgenommen, wie überall in den Tropen, wo das Erscheinen eines Europäers, als des Trägers von Neuigkeiten, häufig die Zeitungen ersetzen muss. Der Posten in Sicca ist für den wackern Belgier nicht ohne Gefahr. Nicht nur das Klima ist ungesund; die Pfarrkinder sind noch nicht taktfest im Christenthum und werden wegen ihres Glaubens von den wilden Bergbewohnern immer mit Krieg bedroht. Diese haben schon zu verschiedenen Malen Anschläge gegen den Missionar auszuführen versucht, als er nach Maumeri unterwegs war. Ihm verdanke ich das, was ich über Opfergebräuche und Sitten in Sicca erfahren habe. Er führte mich nach dem Hause des Radjahs, das die andern Häuser an Grösse bedeutend überragte, aber auch seine ganze Sippe zu beherbergen schien. Ein Webstuhl und ein Opferstein wurden mir vom Radjah verkauft, dagegen musste ich mich mit dem Anschauen seines Goldschatzes begnügen, von dem ich schon in Maumeri gehört hatte. Er bestand u. a. aus einem Helme aus dünnem Goldblech, der einer Maurenkappe (Morion) des 16. Jahrhunderts ziemlich ähnlich, jedoch

ohne Ornamente war. Noch interessanter war ein Halsschmuck von etwa 3 Pfund Gewicht, also ein Stück von nicht unerheblichem Werthe. Man darf wohl ohne Trugschluss annehmen, dass dieser Schmuck auf der Insel selbst gearbeitet ist; denn er bestand aus 10—12 nebeneinander auf einer Schnur aufgereihten, massiven Goldmuscheln, welche eine naturgetreue Nachbildung der Ovula darstellten. Diese Muschel erfreut sich, wie schon erwähnt, nur auf den Inseln der Bandasee einer besondern Werthschätzung. Bei feierlichen Gelegenheiten und auf Kriegszügen legt der Radjah diese Prunkstücke an. Seine Frau zeigte uns goldene Haarnadeln von indischer Arbeit. Mit Lecoqs Hülfe gelang mir der Eintritt in andere Häuser, wo ich die schon früher erwähnten Gegenstände, zum Theil für den heidnischen Gottesdienst bestimmt, erwerben konnte, jedoch nicht ohne Widerspruch einiger Fanatiker, als ein Vorfechter mir aus seiner „Medizinkiste“ einen Klewang, Halsgehänge (wuli), Opferschaalen und Becher, für eine Mischung von Feindesblut und Palmwein bestimmt, verkaufte. Als Zugabe erhielt ich Reste von Trophäen erschlagener Feinde, Stücke von Quasten, Holzspulen, Armringe. Ursprünglich sollten in der Kiste auch Köpfe von Feinden gewesen sein, und Lecoq erzählte, dass die Eingebornen nicht nur das Herz des getödteten Gegners gebraten verzehren, um seinen Muth in sich überzuleiten, sondern auch seine Augen auf Bambusstäbe aufspiessen.

Eine schön geschnitzte Hausschwelle erwies sich bei näherer Betrachtung als der Schiffsschnabel eines Kissaresischen Fischerbootes, Seeauswurf, der auf diese Art Verwendung gefunden hatte. Bezeichnend für den geringen Seeverkehr dieser Gegend war es, dass die Leute keine Ahnung von der Herstellung und ursprünglichen Bestimmung des Holzstücks hatten. Am Abende nahm ich mir bei meinem Gastfreunde Zeit, die nöthigen Aufzeichnungen vorzunehmen. Wir tranken unsern Thee, während draussen der Regen in Strömen niedergoss, aber gleichwohl war das Haus von Neugierigen umlagert, und jeder wollte den weissen Mann sehen, „der alles kauft“. Einzelne wurden denn auch in das dürftige, mit zwei Stühlen versehene Zimmer hinein gelassen und verhört. Sie hatten wegen des Regens ihre Regenmäntel (doko; in Larantuka: salungko) angelegt; aber ich hatte derartige naive Beläge für die dortige Hausindustrie schon in Maumeri erworben und lehnte Angebote dankend ab. Ein solcher Mantel besteht aus einem grossen Palmenblatt, dessen Rippen mit Baumbast an den Blattflächen verfestigt sind, und wird einfach um die Schultern geschlagen und vorn zugehalten, sodass nur der Kopf und die Beine sichtbar bleiben. Besonders drollig sehen die Kinder von weitem darin aus: wie Riesen-Heuschrecken; denn man wird eigentlich von ihnen, da sie sich im Gehen vornüberbeugen, fast garnichts gewahr, als ein Paar brauner Füsse.

Der nächste Morgen liess mich meinen Rundgang durch Sicca fortsetzen. Wir sahen mitten auf dem Dorfplatz die Begräbnissstätte eines Häuptlings: Auf vier Pfählen stand ein Boot, das mit Brettern geschlossen,

die Leiche enthielt. Ein Dach von Palmblättern hielt den Regen ab. Doch werden nur die Häuptlinge so bestattet, die übrigen Todten werden ausserhalb des Dorfes, aber auch in bootförmigen Särgen, begraben, seit das Christenthum Eingang gefunden hat. Früher wurden sie über der Erde beigesetzt. Särge in Bootform fanden wir auf mehreren Inseln der Bandasee wieder, z. B. auf Timor-Laut. Dies hängt mit dem Glauben über das Leben im Jenseits zusammen. Die Verstorbenen müssen über See nach einem bestimmten Ursprungslande zurückkehren, und gewöhnlich wird irgend eine wüste unbewohnte Insel in der Nähe als Aufenthaltsort der Geister bezeichnet. So werden z. B. östlich von Buton gewisse Inseln als Swangi- (böse Geister) Inseln bezeichnet, und die eingebornen Seefahrer machen lieber einen Umweg, als dass sie in die Nähe der verfehmten Oertlichkeit gerathen. In einem Hause machten wir eine überraschende Entdeckung: auf der das Haus umgebenden Gallerie stand der landesübliche Sarg mit einem Todten, wie uns gesagt wurde, schon zwei Jahre lang. Die Hinterbliebenen waren nämlich noch nicht im Stande gewesen, die Kosten des Leichenschmauses zu beschaffen, und so mussten sie sich die unheimliche Nachbarschaft gefallen lassen, bis die nöthige Anzahl von Schweinen, Ziegen und Hühnern beisammen war. Tagelang sollen diese Todtenfeiern dauern, und auf der Nachbarinsel Timor erstrecken sich die Festlichkeiten oft über Wochen hinweg, wobei hunderte von Rindern nebst Kleinvieh verzehrt werden.

Gegen 12 Uhr Mittags liess ich satteln, nahm einen Träger für die neuen Erwerbungen an, erreichte gegen 3 Uhr Kotta und machte wegen einiger Einkäufe einen Halt von einer Stunde. Mit Anbruch der Dunkelheit langte ich ohne Zwischenfall wohlbehalten wieder in Maumeri an.

Während meiner Abwesenheit war mein Reisegefährte Herr Kühn in Galuting (Gilitang) gewesen, einem östlich von Maumeri gelegenen Stranddorfe. Von dort war er mit einem Eingebornen nach einem auf der Spitze eines Hügels wohlbefestigten Dorfe geritten. Steinwälle und Pallisaden umgaben es, und die dort zu Lande nicht seltenen Bronzekanonen verliehen ihm das Aussehen einer kleinen Festnng. Die Ausbeute war jedoch gering. Wir ordneten, da das stürmische Wetter uns am Auslaufen verhinderte, unsere Sammlungen und stellten Kopf- und Körpermessungen an den Eingebornen an, mussten uns aber bei der Weigerung der Bergbewohner, „Bezauberungen“ an sich vornehmen zu lassen, damit begnügen, Leute zu messen, die nach glaubwürdigen Aussagen von Bergbewohnern abstammten. Diese Beschäftigungen wurden am 5. Januar durch die Ankunft eines holländischen Dampfers unterbrochen, der unsere Sammlungen mit nach Makassar nahm. Ein Jagdausflug nach Kotta, auf dem ich neun Tauben von Hühnergrösse (burong-bombo) erlegte, und der zugleich wiederum die Erwerbung der Tempelpfosten bezweckte, erreichte diesen Hauptzweck nicht.

Von Maumeri nach Larantuka.

Am 10. Januar gegen 3 Uhr Morgens konnten wir endlich die Anker lichten und mit einem steifen Nordwestwinde unsere Reise nach Larantuka antreten. Dieses Dorf, eine frühere portugiesische Station, liegt an der Meerenge, die Flores von den Inseln Adonare und Solor trennt, also auf dem schmalen östlichen Ende der Insel. Wir fuhren gegen Mittag zwischen den Bastard- und den Doffer-Inseln hindurch. Zwischen den grösseren West- und den kleineren Ost-Doffer-Inseln schien sich nach Norden eine schiffbare Strasse durch die Korallenbänke hin zu ziehen. Bei Westmonsun scheint die Oertlichkeit ein geigneter Hafen für Boote und kleine Schiffe zu sein. Auch zwischen den Bastard-Inseln führt für Prauen und Boote eine Fahrstrasse hindurch, die von den Missionären wiederholt benutzt worden ist. Grosse Schiffe müssen von dieser Fahrgelegenheit Abstand nehmen wegen der grossen Korallenriffe und Felsklippen. Seefahrer wird es auch interessiren, dass die Celebes-Bucht in ihrem Nordostende einen bequemen und sicheren Ankergrund bei jedem Monsun bietet. Um an unser Ziel zu gelangen, mussten wir längs der Küste das nicht ungefährliche Flores-Head umsegeln. Von diesem kegelförmigen Vorgebirge läuft nach Westen ein Gebirgszug, der allmählich auf einer im Westen ins Meer sich erstreckenden Landzunge (Batu-Payong) sich senkt. Ihr Ufer ist mit Korallenriffen geradezu gepanzert. Sie steigen unvermittelt aus 60—70 Faden Tiefe empor. Hier lief vor mehreren Jahren (1884) eine mecklenburgische Brigg auf und wurde von den wilden Bergbewohnern so gastfrei aufgenommen, dass Kapitän und Mannschaft nur das nackte Leben retteten. Ausser den Kleidern behielten sie nichts und wurden später von Maumeri aus, wohin sie sich retteten, nach Makassar geschafft, um dort durch

Geldsammlungen und Consularunterstützung in den Stand gesetzt zu werden, nach Europa zurückzukehren. Vielleicht hielt die holländische Regierung, als sie das Verfahren der Eingeborenen auf die Klage des Kapitäns für eine Ausübung des Strandrechts erklärte, es für angezeigt, die Seefahrer, die sich im Vertrauen auf die holländische „Oberhoheit“ ohne Waffen, wie unser Kapitän, in jenen Gegenden bewegen, darauf aufmerksam zu machen, dass das Völkerrecht auf Flores noch heute höchstens einen Schuss Pulver werth ist. Wir umsegelten gegen Abend das Cap und sahen auf den Bergen viele Feuer was auf eine zahlreiche Einwohnerschaft schliessen lässt. Stossweise und plötzlich kam der Wind aus den Felsklüften und setzte die Seetüchtigkeit unserer unglücklichen Prau auf eine harte Probe, sodass wir nicht schnell genug die Segel herunterlassen konnten. Ebenso gefahrvoll ist mir in den norwegischen Fjorden das Kreuzen erschienen, wo aus den Felsscharten mit jäher Gewalt sich die Böe in die Segel des Fischerboots stürzt. — Auch heute versäumte unser Bungava, natürlich unter Berufung auf seine zehnmalige Anwesenheit in dieser Strasse, die Gelegenheit nicht, eine glänzende Ortskenntniss an den Tag zu legen. Obwohl die Seekarte deutlich ein mit vielen Riffen umgebenes Inselchen Serbete anzeigte, bestritt er dessen Vorhandensein bis zu dem Augenblick, wo ich von meinem Sitze auf der Raae aus deutlich die Brandung hörte und gleich darauf ein Riff sah. Es gelang uns zum Glück noch rechtzeitig der Gefahr zu entrinnen, aber blos, um beinahe einer zweiten in den Rachen zu laufen; denn unbelehrt durch die Unzulänglichkeit seines Wissens wollte der Bungava gegen 2 Uhr Nachts die Prau in den Hafen von Larantuka steuern. Doch weder er, noch die an diesem Punkte unzuverlässige Seekarte hatten Recht. Der vom Flores-Head nach Süden sich erstreckende Bergzug setzt sich nämlich nach Angabe der Karte in einem Zuge bis Larantuka und von da weiter nach Westen fort. Als der Steuermann nun plötzlich keine Berge mehr an der Küste erblickte, glaubte er uns in der Strasse von Adonare, und hielt die bergfreie Strecke des Horizontes für die Strasse von Larantuka. Aber er überzeugte mich glücklicher Weise nicht von der Richtigkeit seiner Annahmen, und wir warfen nach beständigem Lothen auf 15 Faden Anker. Der nächste Morgen zeigte, dass wir etwa 10 Meter entfernt vor einem Riffe lagen, und die vermeintliche Strasse von Larantuka ein auf der Karte nicht angegebenes, eine englische Meile breites Thal war, durch das man bequem von der Ostküste nach der Flores-Bucht gelangen kann. Wahrscheinlich ist hier eine alte versandete oder durch unterirdische Kräfte gehobene Meeresstrasse.

Nach dem ersehnten Hafen von Larantuka gelangten wir am 11. Januar gegen 4 Uhr Nachmittags, indem wir uns lediglich der starken Strömung überliessen, die trotz des heftigen Gegenwindes unsere Prau lustig um sich selbst herum nach Süden trieb, bis wir auf der Höhe von Larantuka

Segel beisetzten und so unser Ziel erreichten. Hier lag eine europäische, gut aufgetakelte Brigg aus Singapore, und wir waren nicht wenig erstaunt, sie im Besitze eines Chinesen und durchweg mit farbiger Mannschaft besetzt zu sehen, ein Beweis, dass der Sohn des Reiches der Mitte keinen Geschmack an Prauen und den heimischen Dschunken fand. Dieser Zug ist bezeichnend für die Chinesen in Holländisch-Indien, wo sie den grössten Theil des einheimischen Handels und des städtischen Grundbesitzes an sich gebracht und viel von europäischen Gewohnheiten angenommen haben. Gesellschaftlich halten sie sich schon mit Rücksicht auf das Machtverhältniss der Europäer zu diesen, und wenn sie auch ihre volksthümliche Kleidung beibehalten haben und häufig noch chinesische Frauen heirathen, so ist doch ein grosser Theil ihrer Haushaltung von modernem Zuschnitt. Ich lernte in Makassar einen chinesischen Rheder und Schiffhändler kennen, der sogar seine Muttersprache gegen Malayisch und Holländisch so vertauscht hatte, dass er selbst mit seiner chinesischen Frau in den fremden Sprachen verkehren musste.

Wir wurden in Larantuka von dem Ober - Posthalter (gesakheber), Herrn Worms auf das zuvorkommendste empfangen und in seinem Hause untergebracht. Auch in diesem Dorfe war eine Jesuitenmission mit Kirche, in noch grösserem Massstabe als in Maumeri, eingerichtet und ein Nonnenkloster, dessen neun Schwestern die Erziehung von 160 Mädchen leiteten. Eine deutsche Schwester Cäcilie aus Jülich unterrichtete die Kinder in Musik. Wir sind den Nonnen für ihre bereitwilligst gewährten Mittheilungen über Gebräuche des Volks und für ihre Hilfeleistungen beim Sammeln verpflichtet. Nach der Abreise des Posthalters, der von dem in diesen Tagen auf einem Kreuzer anlangenden Gouverneur von Timor nach dorthin in Geschäften mitgenommen wurde, befiel mich zum ersten Male das Fieber, und ich genoss die gastfreundlichste Pflege der Väter, die unermüdlich bei Tag und bei Nacht um mein Wohl besorgt waren. Der Gouverneur benutzte seine Anwesenheit, um einen neuen Radjah einzusetzen, und diese Haupt- und Staatsaktion musste durch ein Fest gefeiert werden. Am 18. Januar, einem auch für das Königreich Preussen bedeutsamen Tage — si parva licet componere magnis — erschienen mehrere Unterhäuptlinge mit zahlreicher, bewaffneter Begleitung, um der Unterzeichnung des Abhängigkeits-Vertrages beizuwohnen, durch den der Radjah Don Lorenzo in diese seine neue Würde von dem Gouverneur eingesetzt wurde. Don Lorenzo beschwor die unversiegelte Urkunde, erhielt als Zeichen der Herrschaft einen mit einem Goldknopf und holländischem Wappen versehenen Stab, die roth uniformirte Schuljugend exerzirte und sang unter Leitung des Bruders Zimmermann nach bekannter Melodie: „Gott erhalte Don Lorenzo“ und über dem Ganzen auf der Terasse der Posthalterei thronte der Gouverneur, umgeben von dem Stabe der übrigen Radjahs. Während dessen wurden



Krieger aus der Solor-Strasse.

natürlich, denn ohne Schiessen darf es nicht abgehen, vom Kreuzer siebenmal die Kanonen gelöst, die liebe Schuljugend gab zwei Salven ab, und schliesslich löste sich in einer regellosen Schiesserei die allgemeine Feststimmung auf, die von der Blechkapelle der Schüler durch die holländische Nationalhymne auf den höchsten Grad gesteigert wurde. Larantuka hatte einen neuen Herrscher, und Alles lief nun auseinander.

Als ich am Fieber krank lag, machte mein Reisegefährte Herr Kühn einen Ausflug nach der Südost-Spitze von Adonare. Dort pflog der edle Radjah von Trong, einem auf Terassen sich erhebenden Dörfchen, der preislichen Beschäftigung des Arrak-Trinkens, unterbrach sich aber darin bei der Annäherung eines Weissen, „der alles aufkaufen wolle". Der „gesunde Menschenverstand" hob also auch in Trong eine Eigenschaft an uns hervor, die, wohin wir auch unsere Schritte lenkten, als Zeichen einer gelinden Verrücktheit galt. Seine Herrlichkeit versprachen demgemäss zwar dem Fremdling, ihm Unterstützung in seinen Geschäften zu leihen, hielten es aber nicht mit ihrer amtlichen Stellung, die selbst hierbei — denn wozu wäre sie sonst — hervorgekehrt wird, für unvereinbar, um Pulver und Arrak zu betteln. Da nichts verabreicht wurde, blieben die versprochenen Verkaufsgegenstände aus, und Herr Kühn war froh, nach einer im zeltüberdachten Boot zugebrachten Nacht nach dem Nachbardorf Lamahala mit heiler Haut weiter fahren zu können.

Nachdem meine Fieberanfälle sich etwas gelegt hatten, benutzte ich die Zeit, in der wir keinen Handel trieben, zu Ausflügen nach der Nachbarinsel Adonare und machte dort die Beobachtungen über das Aussehen der Eingebornen, die ich der bessern Uebersicht halber oben bei der Schilderung der Floresen wiedergegeben habe. Auf Adonare, das ziemlich bevölkert ist, und wo die Bevölkerung sich gleichfalls in Küsten- und Bergbewohner scheidet, liegt der Marktplatz von Wuri, an einem in die See mündenden Bache, der sich durch seinen Reichthum an achteckigen Bergkrystallen auszeichnet. Man schleppte sie uns eimerweise heran. Dort entwickelte sich an dem Markttage ein buntbewegtes Leben; denn von Flores herüber kamen zahlreiche Leute, die Fische gegen Mais, Reis und Früchte austauschten. Ein Rochen mit hammerförmigem Kopfe von etwa 5 Fuss Länge und derselben Breite, wurde an Ort und Stelle ausgeschlachtet und stückweise an die Bergbewohner verkauft. Sie waren sämmtlich mit Pfeil und Bogen, Schild und Lanze bewaffnet. Die Schilde waren von Holz, vier Fuss lang, eine Hand breit und mit Muscheln und Menschenhaar-Büscheln verziert.

Unter manchen Gegenständen waren diese eigenthümlichen Schutzwaffen am meisten bemerkenswerth. Die Leute von Larantuka brachten u. a. selbstgewebte Sarongs zu Markte, die schön gefärbt und mit reichen Mustern versehen waren. Auch von Solor waren Krieger erschienen, Waffenschmiede,



Häuptling im Kriegsschmuk. (Ost-Flores.)

die selbstgefertigte Schwerter und Lanzen an uns verkauften. Die Schwerter haben einen langen mit Blei ausgelegten Horngriff. Das Horn stammt von den dort vorkommenden, wilden Büffeln, die auf dem westlichen fast baumlosen und mit hohem Grase bestandenen Theil von Solor gejagt werden. Es ist nicht unmöglich, dass diese Thiere von verwilderten Rindern abstammen, die von den Holländern im 16. Jahrhundert eingeführt worden sind. Jetzt liefert Australien den Missionären in Larantuka Zuchtrinder.

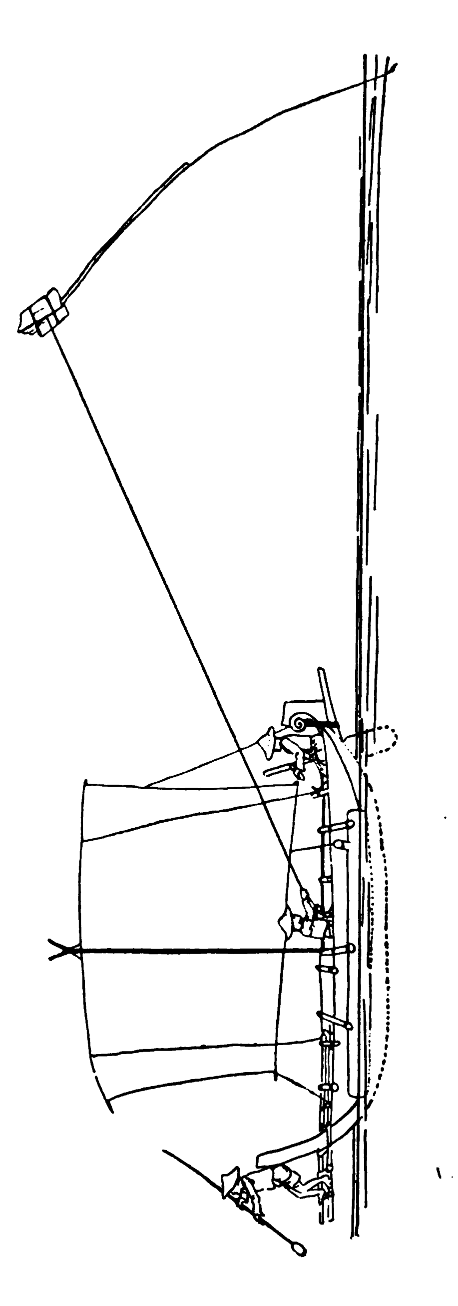
Nach Beendigung des Marktes bestiegen wir unser Segelboot und fuhren nach dem östlicher an der Küste gelegenen Dorfe Wuri selbst. Hierbei hatten wir Gelegenheit, die Fischer bei ihrer Thätigkeit zu beobachten. Zieht der Fisch tief im Wasser, so wird er gespeert, und zwar wird der Speer entweder wuchtig, oft bis zu einer Tiefe von drei Faden, hinabgeschleudert, oder der Stossende behält (bei geringerer Tiefe) den Speer in der Hand. Hierbei steht er kerzengerade auf einer Bambusleiter, die wagerecht weit über den Bug des Schiffes hinausragt. Von diesem Punkt aus hat der Fischende die beste Umschau in dem krystallklaren Wasser, während ein oder zwei Leute lautlos und vorsichtig mit einem Ruder oder einer kurzen Bambusstange vorwärtstreiben. Die meist aus einem Baumstamm bestehenden Boote, deren Modell man im „Museum für Völkerkunde" betrachten kann, sind mit Auslegern und einem grossen Quersegel versehen, das natürlich bei dieser Art von Fischfang nicht benutzt wird. Ein Deck ist nicht verhanden. Die Wanten sind an den Auslegern oder deren Querbalken befestigt, und, um dem Fahrzeug in dem beständigen Wechsel von Feuchtigkeit und Sonnengluth seine Form zu erhalten, werden die Seitenwände des Bootes mit Querbalken auseinandergehalten, die zugleich als Ruderbänke dienen.

Die beschriebenen Auslegerboote sind, was ihre Grundform betrifft, augenscheinlich eine Nachahmung der Badjuresenboote (bi-bida oder beatbido in der Bajasprache). Die Fahrzeuge dieser »Sea-gypsies«, Seezigeuner, (vergl. Wallace „In Maley-Archipelago" 1869 II., pag. 478 fg.) ermangeln jedoch der Ausleger; denn sie sind auch ohne sie seetüchtig. Doppelte Ausleger würden bei schwerem Seegang dem Schiffe zum Verderben gereichen; es würde von den Wellen auseinandergeschlagen werden. Daher kommen Ausleger auch nur in verhältnissmässig stillem Wasser zwischen den Koralleninseln vor. Ein Badjuresenschiff enthält ausserdem stets eine Art Deck von gespaltenem Bambus. Man muss darauf recht behutsam einhergehen; denn für europäische Stiefelabsätze ist es nicht berechnet, und man bricht durch, ehe man sich dessen versieht, wie es meinem Reisegefährten auf Djampea erging.

Zur Aufbewahrung der Fischharpunen dienen hirschgeweihähnliche Gestelle an beiden Längsseiten des Bootes.

Das Auge des Steuermanns ist beim Segeln unverwandt nach der Wind-

fahne (gani-gani-ani) gerichtet. Sie besteht aus drei bis vier, an einer Schnur in Abständen befestigten Federbüscheln, die an einem Stabe an der Windseite auf einem, das Boot in der Höhe von 2 Fuss über Bord überspannenden



Fischfang mit dem Drachen.

Querbalken im Winde spielen, während der Steuermann an der Leeseite seines Amtes waltet. Es giebt auch Windfahnen aus Holz in Gestalt eines Hahnes, dessen Hinterkörper von einem Fähnchen nach europäischem Muster

gebildet wird. Ausser den Fischerbooten von badjuresischem Typus sind auch für längere Fahrten plumpe Boote aus einem Baumstamm in Gebrauch. Zum Schutze gegen die Wellen ist der Bord erhöht durch eine Wand von zusammengefalteten Palmenblättern und Stangen von einem Fuss Höhe. Dies kommt nur auf Flores und den Nachbarinseln bis Alor vor. Die Boote führen keine Quer-, sondern ein einfaches Sprietsegel.

Wir sahen die Fischerei auf See hier in einer ganz eigenthümlichen Weise betreiben; ruhig zog ein Segelboot seine Bahn, und zwar ging es so dicht als möglich am Wind, und seitlich davon folgte ein Drache aus Palmblättern. Er war mittelst einer langen, dünnen Schnur mit dem Boote verbunden, sein Schwanz war etwa 2—3 Meter lang, und das Schwanzende hüpfte auf den Wellen auf und nieder. Zuerst glaubten wir, es handele sich um ein Spiel; später wurden wir indess gewahr, dass der mit grosser Kunst immer in derselben Höhe gehaltene Drache an seinem Schwanzende einen Köder trug und als Angel diente. Der Köder bestand aus dem dichten, baumwollähnlichen Gespinnst einer Spinne (lawalawa; weiter östlich sakarawang genannt), das vermöge seiner Beschaffenheit kein Wasser aufsaugt und den Fisch zum Anbeissen anlockt. Hat er einmal zugeschnappt, so kann er die Zähne nicht mehr aus dem aufgelockerten Gespinnste herausziehen. Auf Banda-nera, einer Molukken-Insel, ist dieselbe Fangart gebräuchlich, nur dass dort stets gegen den Wind gerudert wird. In der Regel wird für grössere Fische eine Angel aus Messingdraht mit Gelenken, wie die bei uns übliche Darge, im Kielwasser des kreuzenden Bootes ausgeworfen. Als Köder umhüllen den Angelhaken Pisangblätter oder lebhaft gefärbte Hahnenfedern. Auch mit Pfeilen werden die Fische geschossen, oder im flachen Wasser durch die Weiber mittelst Körben gefangen. Verstecken sich die flüchtigen Wasserbewohner in dem Korallengeäst, so greift man auch wohl zu giftigen Pflanzen, die in Bambus eingeschnürt, in das Wasser gesteckt werden und die Fische betäuben. Als wir von Wuri zurückkehrten, kam beim Anblick der fischenden Leute auch uns die Lust an, unsere Mittagstafel reicher als sonst zu bestellen. Der uns begleitende Posthalter Herr Worms holte Dynamitpatronen hervor, und wir schleuderten sie unter die lustigen Kaltblüter, die schaarenweise an der Oberfläche des Wassers spielten. Eine Wassersäule stieg empor, und die See bedeckte sich mit todten und verwundeten Fischen. Die Eingebornen, denen das Verfahren nicht unbekannt war, eilten vom Ufer herbei, um beim Einsammeln zu helfen. Dies war nicht so einfach. Die erhoffte Beute wurde von der Strömung weggerissen, in die Tiefe hinabgewirbelt, oder setzte sich im Korallengeäste fest. Da konnten die Eingebornen ihre Kunst als Schwimmer oder Taucher beweisen, und sie thaten es nach Kräften. Etwa 200 Stück einer Makrelenart wurden uns abgeliefert.

Wir blieben bis zum 30. Januar auf die Gastfreundschaft der Missionäre angewiesen. Bis dahin hatte es ununterbrochen gestürmt und geregnet. Die See ging hohl, und an ein Auslaufen war nicht zu denken. Als endlich das Wetter umschlug, und der Sonnenschein das Meer in tiefstem Blau erglänzen liess, ging es ans Abschiednehmen.

Wir dankten den braven Männern, die mich so aufopfernd während meines Fiebers gepflegt hatten, und rasch entführte uns die Strömung nach der Flores-Strasse zu. Schon nach einer Stunde war die Kirche und ihr niedriger Thurm aus Eisenblech unsern Augen entschwunden. Nur der 5170 Fuss hohe, die Station überragende Berg Illimandiri diente uns noch lange als Landmarke.



Von Larantuka nach Alor.

Der gütige Leser wolle entschuldigen, wenn ich bei der Abreise von Larantuka etwas vom Wetter erzähle, was ja eigentlich ein verpönter Unterhaltungsstoff ist. Der West-Monsun, der unsere Beförderung übernommen und in dieser Periode erst am 1. Januar in Maumeri mit voller Kraft, recht ungebärdig, sich eingestellt hatte, war fast ununterbrochen mit schweren Regenböen über Meer und Land dahingegangen und hatte namentlich, wie wir später hörten, in Makassar bei seinem Einsetzen Häuser und Bäume umgerissen, Schiffe auf den Strand getrieben und die Zufuhr frischer Lebensmittel abgeschnitten. Auch wir hatten genugsam die Ungezogenheiten des jungen Monsuns erfahren und freuten uns, als er ausgetobt hatte und uns in schlanker Fahrt an den gefürchteten Strudeln zwischen Lumdlen und Adonare in der sogenannten Dutsch-Gat (Boleng-Strasse) vorbei führte. Ebenso entwischten wir der wüthenden Strömung der Strasse von Maritza, die zwischen Lumdlen und Pantar hindurchjagt und selbst von Dampfschiffen ängstlich gemieden wird; denn hier bewahrt bei Sturm weder Dampf, noch Segel, noch alle Geschicklichkeit des Seemanns das Schiff vorm Scheitern. In früheren Jahrhunderten hatte die Holländische Ost-India-Compagnie die Boleng-Strasse benutzt, aber schliesslich als zu gefährlich aufgegeben.

Gegen 2 Uhr Nachmittags liess der Wind plötzlich nach, und wir warfen dicht bei der kleinen, in der Strasse zwischen Pantar und Alor gelegenen Insel Pura-Ketjil Anker, wobei uns die Eingebornen hilfreich an die Hand gingen. Den kleinen Dienst belohnten wir mit einigen Flaschen Arrak; aber damit hatten wir den Trinkern das Verlangen nach Mehr eingeflösst und konnten uns vor ihren unverschämten Betteleien nur retten, indem wir eine Flasche des begehrten Getränks ins Wasser schleuderten und so eine Jagd danach veranstalteten. Natürlich war sie von Erfolg begleitet,

und ausser der Flasche holten die gewandten Taucher auch ihre mit Steinen beschwerten Fischreusen vom Meeresboden herauf und verspeisten von dem Fange, was wir ihnen nicht abgekauft hatten, roh ohne jegliche Zuthat. Wieviel der Genuss des Arraks zu dieser Ernährungsweise beigetragen hat, vermochte ich nicht zu unterscheiden.

Die Leute sahen dunkler aus, als alle anderen Eingeborenen der bis jetzt besuchten Inseln, waren ziemlich schlank, sehr wild und hatten krauses Haar. Um 4 Uhr wollten wir unsern guten, eisernen Anker heraufholen; aber er hatte sich mit seinen fünf Klauen so fest in den Korallen verfangen, dass beim Heraufwinden unsere 20 Faden lange Kette zerriss. An Tauchen war bei einer Tiefe von 14 Faden nicht zu denken; und so wird das Meisterstück der Hamburger Schmiedekunst wohl bis an das Ende der Tage dort unten ruhen. Die Windstille hielt noch immer an. Drüben konnten wir in einer Entfernung von 3—4 englischen Meilen die Hütten auf Alor erkennen, und so beschlossen wir hinüber zu rudern, ohne zu ahnen, welchem Glanzpunkte unserer Reise wir uns näherten. Die Mannschaft legte sich tüchtig in die Riemen, und schon waren wir nur hundert Schritt von Alor entfernt, als urplötzlich der durch Ebbe und Fluth, und zwar hier durch die Fluth, bedingte Wechsel der Meeresströmung eintrat. Das Wasser, das bisher nach Norden der Bandasee zugeströmt war, kam mit unwiderstehlicher Gewalt zurück, wir hörten den Zuruf der Aloresen und hatten nicht mehr Zeit ihnen ein Lebewohl zuzurufen. Sie schwenkten ihre Palmblattfackeln — denn es war inzwischen 7 Uhr und finster geworden, — aber schon begann unsere Prau einen tollen Zirkeltanz. Rings um das Schiff herum kochte in unzähligen Strudeltrichtern der weisse Gischt, Gurgeln und Brausen wie an einem Wasserfall, unheimlich und unheildrohend, wurde laut, und bei ihrer beständigen Kreisbewegung neigte sich die Prau bald rechts, bald links. Jeden Augenblick meinten wir zu kentern und trieben hilflos an einer kleinen Insel vorbei nach Süden, bis wir plötzlich gegen 9 Uhr Nachts von einer Gegenströmung, die sich vor einer Landspitze gebildet hatte, in ruhigeres Wasser getragen wurden. Hier konnten wir mit unsern letzten zwei Ankern Grund fassen und lagen bis Mitternacht fest. Während dieser Zeit liefen an dem etwa 100 Meter entfernten Ufer die Eingebornen bei Fackelschein umher und suchten uns mit Geschrei zum Landen zu ermuthigen: warum, werden wir gleich sehen. Ich liess 100 Faden Tau in unser Boot packen, und fünf Ruderer sollten damit ans Land fahren, um die Prau heranzuwarpen. Doch ehe wir uns des versahen, wurde das Boot von der Strömung weggerissen, und wir hatten die grösste Mühe, es wieder heranzuziehen. Inzwischen trat die Ebbezeit ein, und mit ihr kehrte der Strom aus Süden zurück. Die Prau fing an zu stampfen, und während wir noch erwogen, ob wir nicht vielleicht die Ankertaue kappen sollten, gab es einen

furchtbaren Ruck, und mit Zurücklassung eines Ankers hatten wir wieder freie Fahrt, indessen der andere, ein eiserner Anker, in der Gewalt der Strömung wie ein Stück Holz an seinem Tau hinterhergeschleift wurde. Bevor wir noch mit dem Aufwinden fertig waren, befanden wir uns schon wieder auf einem Wasser, dessen wilde Bewegung das Vorhandensein von Riffen verrieth. Jetzt sprang eine Brise von Süden auf. Wir setzten ein kleines, europäisches Segel und versuchten in eine Bucht einzulaufen; aber weder dies gelang uns, noch konnten wir zwischen der erwähnten, kleinen Insel und Alor hindurch in ruhigeres Wasser gelangen, sondern hatten alle Hände voll zu thun, unser angehängtes Boot, das hier bei den rasenden Umdrehungen umschlug, untersank und im Emportauchen den Boden der Prau einzustossen drohte, zu retten. Alle schrieen, ich solle das Tau kappen, und das Boot, das wie ein todter Wallfisch hinter uns herschwamm, verloren geben; aber es gelang mir mit Hilfe der ganzen Bemannung dasselbe auf Deck zu ziehen. Während der Beschäftigung mit diesem Rettungswerk hatte uns der Strom wieder drei englische Meilen nordwärts geführt, und erst jetzt, als der Wind stärker einsetzte, konnten wir mit einer Gegenströmung uns dem Ufer von Alor an der Stelle nähern, die vor 8 Stunden beinahe von uns erreicht war. Wir warfen Anker und befestigten die Prau mit einem starken Seil an einem Gummibaum. Allein kaum nach einer Viertelstunde kam ein starker Gewittersturm aus Südwest herauf, der Anker liess nach, und nun glaubte ich, es sei die letzte Stunde unseres Fahrzeugs gekommen: Ich wollte mich eben zur Ruhe niederlegen, als ein furchtbarer Krach uns das Zersplittern der quer über das Hintertheil des Schiffes laufenden Ruderbank anzeigte; die Rotangbefestigung der Ruder zerriss, und der Kiel stiess mehrere Male auf die Klippen. Ich weiss noch heute nicht, wie schnell ich wieder auf Deck kam, galt es doch die Früchte der ganzen Reise zu retten. Zum Glück gelang die Rettung, nachdem wir dreiviertel Stunden lang mit Bambusstangen die Prau vom Ufer abgehalten und so vorm Zerschellen geschützt hatten. Dann legte sich der Sturm, und nach der erneuten Festlegung des Ankers konnten wir uns alle dem redlich verdienten Schlafe hingeben.

Gegen 9 Uhr — die Sonne stand schon hoch am Himmel — weckten uns fremde Stimmen. Fünf oder sechs Eingeborne unterhielten sich über unser Schiff, und einer von ihnen zeigte uns den Weg nach Gross-Alor. Wir gingen das Ufer entlang, durchschritten das Dorf, den Sitz des Radjahs, ohne Aufenthalt und suchten das südlicher gelegene Klein-Alor auf. Hier wohnte der Posthalter Miseroe, selber makassarisches Halbblut, in Mitte einer Bevölkerung von makassarischen Einwanderern, die schon vor langen Jahrzehnten dort festen Fuss gefasst haben. Sie sind durchweg am Strande ansässig; denn die eigentlichen Aloresen haben sich höher am Ufer hinauf angesiedelt.

Das Dorf gewährt einen gefälligen Anblick; die Häuser haben eingezäunte Gärten, und Mango-, Pisang- und Cocosbäume spenden reichlich Schatten.

Die Insel Alor, von den Engländern und auf vielen Karten Ombay genannt, ist ungefähr 50 englische Meilen lang und liegt auf 124° 15′ — 125° 16′ L. O. G. und 8° 51′ — 8° 30′ S. Breite. Einen Büchsenschuss von Alor entfernt, durch einen reissenden Meeresarm davon geschieden, liegt die kleine Insel Pulo-Ketjil, die gleichfalls bewohnt ist. Dahinter, in der Alor-Strasse, tauchen noch zwei kegelförmige Inseln Pura-Bessar und die schon erwähnte Pura-Ketjil im Süden und eine flache im Norden, Pandjang, auf, während der Horizont nach Westen durch die hohen Berge der Insel Pantar abgeschlossen wird. Auf Pantar wird Kaffee gebaut, natürlich nur in kleinem Massstabe, da bloss mit den Aloresen ein wenig Handel getrieben wird. Wegen der reissenden Strömung liegt die Insel ziemlich ausser allem Verkehr. Bis jetzt wird, was bemerkenswerth erscheint, obschon gutes Kaffeeland vorhanden ist, auf den von uns besuchten Inseln, ausser auf Timor, kein Kaffee gebaut. Trotzdem die makassarischen Ansiedler Versuche gemacht haben, Kaffeepflanzungen auf Alor anzulegen, scheiterten sie damit doch am Widerstande der Eingeborenen, von denen die Bäume in dem Glauben, sie würden dem Maisbau schaden, vernichtet wurden. Dass sie mit diesem Aberglauben ein Werk der Cultur hindern konnten, bietet eine treffliche Illustration zu der vorzüglichen, holländischen Colonialverwaltung.

Die Bergzüge auf Alor verlaufen von Westen nach Osten, und zwar theilen sie sich im Westen derart, dass sie eine tief in das Land östlich von Klein-Alor hineinschneidende Bucht, in deren östliches Ende sich ein kleiner Fluss ergiesst, umrahmen. Die Berge sind um die Bucht herum ein paar tausend Fuss hoch, theilweise bewaldet und mit einzeln stehenden Häusern besetzt. Diese liegen so hoch an den Bergen hinauf, dass bei dem herrschenden Wassermangel das Wasser stundenweit in Bambusrohren hinaufgeschafft werden muss, ein Umstand, der bei der Kriegsführung sehr mitrechnet, da man den Gegner durch Durst zur Uebergabe zwingen kann.

Wir wurden von Herrn Miseroe bereitwillig unterstützt, und er schickte, indessen wir uns in seinem Hause ruhten, 10 Mann mit zwei eisernen Ankern und Tauen nach unserer Prau. Gegen 6 Uhr Abends erschien sie vor Klein-Alor und wurde zwischen Insel und Festland verankert, jedoch schon am nächsten Tage musste sie wegen der starken Strömung nach Dolulu geschafft werden.

Dieses grössere Dorf ist an der erwähnten, tiefen, Kebula genannten Bucht gelegen, die an die nordischen Fjorde erinnert, und einen schönen ruhigen Ankerplatz bietet. Wir gingen von Klein-Alor eine halbe Stunde zu Fuss quer über die Landspitze nach Dolulu, überwachten dort das Verankern der Prau und ordneten das Zurückschaffen der wichtigsten Handelsartikel

und unserer Sachen zum persönlichen Gebrauch, sowie des Proviants an. Am 2. Februar machten wir einen Rundgang in Klein-Alor bei den heidnischen Eingeborenen und besichtigten dabei ihre Götzenbilder. Diese waren auf einem 4 Fuss hohen Pfahle vor der Giebelwand der Häuser in die Erde gepflanzt und bestanden aus Holzfiguren. Bald hatten sie die Gestalt von Prauen*), bald von Krokodilen und Gekos (tokai). Man opfert in den Prauen, bei Krankheiten oder im Herbst, Dankopfer an den Geist Boï-Hari, auch Banati Hari, von den Bergbewohnern Ular-Wawi (Schlange — Schwein) genannt. Auch sah ich hier zuerst das Idol des vielgenannten Ular-Naga. Seine Besichtigung war insofern mit Schwierigkeiten verbunden, als die Weiber die Götzen sofort ins Haus schleppten, sobald wir denselben unsere Aufmerksamkeit zu widmen begannen. Am Abend liessen wir uns nach



Opferprau (kora-kora).

Gross-Alor rudern und besuchten hier den Radjah. Hier fiel uns ein werthvolles Stück in die Augen, ein ungefähr drei Fuss langes Praumodell (kora-kora), das als Opferschaale diente. Auf demselben waren Holzpuppen befestigt. Mit Schwert und Schild ausgerüstet, stellten sie Ahnenbildnisse vor, die Krankheit und Unglück mit ihren Waffen vom Hause fern halten sollen. Deshalb wenden sie sich auch nach allen Seiten hin. Das Ganze ist dem Nitu oder Hanarah geweiht. Hanarah wird auch als Holzfigur besonders dargestellt, ebenso wie ein Götze Jëusu, der von einer kleinen Insel Pulo-Kambing im Osten von Alor stammte. Jëusu ist wahrscheinlich eine Ver-

*) Die Prau findet sich als religiöses Emblem auf allen Inseln bis Neu-Guinea; sie wird als Opfergefäss in den meisten Gesängen der Eingeborenen bei Feierlichkeiten bezeichnet, wie z. B. auf Letti, wo es im Opfergebet beim Purkafeste heisst: „Das schwarze Holz [die Trommel] hat gerufen, die Prauen des Dorfes sind mit Gaben überfüllt.“

stümmelung des Wortes Jesus, dem wir in der Form Gióse noch einmal auf Alor begegneten. Es wurde damit eine Holzfigur bezeichnet, die zum Schutze der Felder aufgestellt war. Man opfert dem Hanarah übrigens nicht blos in der üblichen Opferschaale am Hausgiebel, sondern fertigt kleine Boote an, die, mit lebendigen Hühnern, Reis, Sago, Eiern u. s. w. angefüllt, in die See gelassen werden. Das Bild des Hanarah pflegt auf dem Felde Aufstellung zu finden, und hier werden ihm die Erstlingsfrüchte dargebracht. Ich will hierbei nachtragen, dass mir die Nonnen in Larantuka erzählten, sie hätten lebendige Hühner, die an einem zugespitzten Baumstamme in die See hinausgestossen waren, am Strande aufgefischt.

Leicht ging der Kauf der interessanten Prau nicht von statten, noch schwieriger war der eines Ular-Naga. Der Radjah hatte Gewissensbedenken und verwies uns an seinen Vater, einen steinalten, weisshaarigen Mann. Diesem setzten der Posthalter und ein Chinesen-Mischling aus unserer Begleitung tüchtig zu; aber der Alte wollte das Heiligthum nicht veräussern. „Was soll ich machen, wenn ich Fieber bekomme, wenn ich krank werde; wem soll ich dann opfern?“ Die Leute glauben nämlich daran, dass der Ular-Naga Krankheiten verursachen und heilen kann, und alljährlich wird ihm eine Ziege geopfert. Schliesslich wurde dem Greise begreiflich gemacht, er könne sich ja leicht einen neuen Götzen herrichten lassen, und nach gewaltigem Feilschen kam das Geschäft zu Stande. Wir gaben Waaren im Werthe von 22 Gulden, darunter Stoffe und eine Kiste Arrak. Ursprünglich wollte der Besitzer, um ein Einweihungsfest für den neuen Ular-Naga geben zu können, für 80 Gulden Waaren haben; denn sieben Tage lang müsse er dem Volke ein Fest geben und dabei sieben Ziegen schlachten und reichlich Arrak spenden. Nachdem aber das Eis einmal gebrochen war, erhielten wir noch einige andere Götzen ausgeantwortet, die Modelle eines drei Fuss langen Krokodils, eines Stachelrochens (baikela) und eines Geko, an die sich folgende Haussage knüpfte. Es träumte jemand, er sei von einem der Thiere gebissen worden; er vergass aber den Traum, bis zu dem Augenblicke, wo er in eine Krankheit verfiel. Da wurde ihm von einem Wissenden bedeutet, er solle dem Thiere, dass ihn (im Traume) gebissen habe, opfern. Das geschah denn auch in der Weise, dass das Bild des Thieres in Holz geschnitzt, und in der landesüblichen Weise in der Schaale die erforderlichen Spenden niedergelegt wurden.

Vom Posthalter erfuhren wir, dass hier, wie auf allen diesen Inseln der Glaube an Geister und Gespenster sehr lebendig sei. Man unterscheidet drei Arten von Swangis und glaubt steif und fest an Hexenmeister. Wer mit einem dieser gefährlichen Leute in Streit geräth, büsst dafür mit einer Krankheit oder irgend einem Unglücksfall. Der also Behexte wendet sich dann an einen der Zauberer (sanró), die ähnlich wie

die Schamanen der nordischen Völker aus dem Entzaubern, d. h. dem Heilen von Krankheiten ein Geschäft machen. Wir konnten leider einem derartigen Verfahren bei der Kürze unseres Aufenthaltes nicht beiwohnen; die Sanrós sind auch als Regenmacher und Quellenerschliesser und was sonst in dieses Fach schlägt gesucht. Verkörpern sich also böse überirdische Mächte, wie wir gesehen haben, in lebenden Menschen und lassen diese als Swangis Unheil anrichten, so erfüllt doch die Phantasie des Eingebornen den Raum noch mit andern unsichtbaren Geistern, den Tawenis und Malekas. Ich bemerke, dass Zauberei auf holländisch toveri heisst. Der Gleichklang mit Taweni ist unverkennbar, und es bleibt fraglich, ob mit Taweni wirklich eine bestimmte Klasse von Geistern, oder ob nicht blos ganz allgemein mit Taweni das Leben und Weben der Geisterwelt bezeichnet werden soll. Man versteht unter Taweni die Geister von Ermordeten, die an unbekannten Stellen im Busch heimlich vom Mörder verscharrt worden sind. Sie finden im Grabe keine Ruhe und schweben Nachts zwischen den Häusern und auf den Strassen umher; wer ihnen begegnet, wird von ihnen geschlagen und muss sterben. Die Angst der Eingebornen, zur Nachtzeit ihre Wohnungen zu verlassen, ist geradezu kindlich und nur aus dem felsenfesten Glauben an die Taweni oder andere Geister zu erklären. Es gelang mir z. B. auf Nord-Timor blos durch Androhung von Bestrafung meine eingeborenen Gepäckträger Nachts zum Wasserholen zu bewegen. Dabei handelte es sich nur um das Durchmessen einer Strecke von kaum hundert Schritt, und die Nacht war sternenklar. Die Malekas wurden mir als Geister der verstorbenen Vorväter erklärt. Sie sind bösartig, wenn ihnen nicht geopfert wird, aber lassen sich durch Opfer besänftigen, ein Glaube, der im ganzen Archipel verbreitet ist; doch habe ich blos auf Alor für diese Geister den Namen Maleka gehört. Ausser dem Krokodil, Stachelrochen und Geko wird auch das Schwein (baba oder buaja) verehrt, vor allem aber der Ular-Naga. Wir haben 17 Stück dieses Ungeheuers erworben, darunter mehrere, die uns als Ular-Naga-Harimau und als Frau des Ular-Naga bezeichnet wurden. Ebenso wurde uns ein Sohn*) des Ular-Naga verkauft.

Aeusserlich unterscheiden sich die verschiedenen Idole durch keine characteristischen Zeichen von einander, und wir stehen hier vor einem Räthsel; harimau bedeutet auf Malaiisch Tiger, und mit einiger Einbildungskraft kann man in der bunten, fleckigen Bemalung die Nachahmung eines Tigerfells erblicken. Sie ist aber auch bei den nicht als harimau bezeichneten Idolen vorhanden. Ob bei diesen die fleckige Schuppenhaut einer Schlangenart [Ular - Naga, Drachen - Schlange] dargestellt werden soll, wage ich nicht zu entscheiden. Dass auf Alor gewissermassen eine Ular - Naga - Familie, aus

*) Dies Idol hat einen Fischkopf, entspricht aber in seinen übrigen Theilen vollständig den andern Ular-Nagas.

Mann, Frau und Kind bestehend angenommen wird, ist befremdend. Eine Erklärung dafür zu ermitteln war mir nicht möglich, aber es steht fest, dass die Eingeborenen die angegebenen Unterschiede ohne Besinnen machten. Der Tiger ist übrigens auf Alor nur durch Erzählungen bekannt und kommt nur auf der westlichsten der kleinen Sunda-Inseln, Bali, vor. Dort wimmelt es freilich von Tigern. Die Darstellung des Ular-Naga fand ich auch auf der Lafette (badati) einer kleinen Salutkanone, ferner als Schiffsschnabel (bigara). Mit dem Cultus hängen auch zweifellos kleine, ausgestopfte Fische und aus Palmblättern (kabako) geschnitzte Fische zusammen, die an den Hauseingängen angebracht waren.

Der Eingang in die Häuser wurde uns nicht verwehrt, wozu die Begleitung des Unter-Radjahs, Capitän-Laut, beitragen mochte. Ein Hausschlüssel ist nicht nöthig; denn Thüren sind nicht vorhanden, sondern blos Thüröffnungen. Wir steigen die Treppe zu dem auf niedrigen Pfählen stehenden und aus Bambusstämmen zusammengefügten Hause eines Eingeborenen hinauf und befinden uns damit in einem Zimmer, das sein Licht durch mehrere kleine Fensteröffnungen erhält. Da es nicht regnet, sind die Schieber aus Palmblatt zurückgezogen, sonst müsste man sich mit dem Lichte begnügen, das reichlich durch die Spalten der Wände eindringt. Ebenso undicht ist der aus glatten, flachgeklopften Bambusstreifen bestehende Fussboden. Wir gerathen mit ihm in nähere Berührung, da der Hausherr uns zum Platznehmen auffordert, was mit untergeschlagenen Beinen auf dem uns von der Natur verliehenen Sitztheile geschieht. Unser Blick verfolgt einen Geko, jene graziösen Thierchen, die durch ihre Beschäftigung als Fliegenfänger das Privilegium der Unverletzlichkeit erworben haben. Der Geko läuft behende an der Wandfläche empor und verschwindet, da ihn keine Zimmerdecke hindert, im Nebenraume, wohin er nach Uebersteigung der 10 Fuss hohen Wand leicht gelangt. Unser Blick kann frei bis zum schrägen Hausdach schweifen, von welchem lange Schnüre herabhängen, die in Haken auslaufen und zum Tragen der schon an anderer Stelle beschriebenen Teller- und Tassenhalter (silawaka) dienen. Auch in den Wänden stecken Bambussplitter, die ebenfalls mit Schnüren versehen sind, und wir bemerken, dass eigentlich der ganze Hausrath in der Luft schwebt zum Schutze gegen Mäuse, Ameisen und andere Thiere. Wo sollten auch die thönernen, schön verzierten Trinkbecher (gallo), die Tassen (kaha) und die Waschgefässe für die Hände (laming-lima) Aufstellung finden? Möbel sind nicht vorhanden, und das niedrige, mit Matten überdeckte Gestell von Bambus an der einen Längswand dient dem Hausherrn als Schlafstelle; Betten sind hier wie in ganz Indien den Eingeborenen eine unbekannte Bequemlichkeit, das Klima macht ihre Benutzung unnöthig. Auf dem Gestell finden einige grosse Körbe mit Deckeln (kalepi) zur Aufbewahrung der Kleider Platz,

daneben stehen für den Hausherrn und die Hausfrau je zwei Körbe für Siri-Pinang, die einen für den Hausgebrauch und zum Anbieten für Gäste (senopa), die andern für die Reise bestimmt. Der für die Männer heisst hoka, für die Frauen hitta, und es wäre ein grober Verstoss gegen die gute Sitte, wollte uns unser Wirth aus dem Sirikorb seiner Frau dies Genussmittel auf dem Präsentirteller aus Lontarablättern (boko) anbieten: es wird streng zwischen den beiden Geschlechtern unterschieden, und dies geht so weit, dass auf der Reise sogar ein Korb mit zwei gesonderten Abtheilungen zur Aufnahme von Speise für Mann und Frau mitgenommen wird (tanatan-nonkoba). Daneben stehen auch noch einige Marktkörbe (kaweli) und Tabakskörbe (gallo-tabako). Wir nehmen dankend die angebotene Gabe entgegen und verständigen unsern Wirth, er möge sich nicht mit seinem zum Besuch anwesenden Bruder beim Essen stören lassen. Die Hausfrau bringt jedem zwei geflochtene Teller (boko) mit Reis und mit Fisch in dunkler Kräutersauce; vor der Mahlzeit wird jedoch von den strengen Muhamedanern die übliche Waschung der Hände vorgenommen. Dann fahren die Essenden mit den blossen Fingern in den Reis und führen ihn zum Munde, während sie den Fisch mittelst Muschellöffeln (hanoro-bingan-kala) verspeisen. Den Gästen zu Ehren werden zuletzt Cocosbecher mit Palmwein gereicht. Mit Erlaubniss des Wirthes begeben wir uns in die Küche im hintern Theil des Gebäudes, wo auf dem durch Erdaufschüttung hergerichteten Heerde ein Feuer unter den auf Steine gestellten Töpfen brennt. In dem einen Topf, der mit kochendem Wasser gefüllt war, befand sich ein zweiter, kleinerer Topf (kaha) der Maisgrütze enthielt. Ueber einem anderen Topf voll kochenden Wassers wurde von der Frau ein Holzgeräth (tanaté) mit der linken Hand gehalten, während sie unter fortwährendem Schlagen auf das Holzgeräth einen zähen Reisbrei durch einen siebartigen Löffel durchlaufen liess. Hierdurch wurde eine fadenförmige Speise, nach Art unserer Maccaroni, hergestellt. In der Küche sahen wir ferner eine Form aus Thon für Maiskuchen (hoa) und ein Brett zur Herrichtung des Teiges (kaju-kiri-kiri). Bambusrohr als Wasserbehälter (tukasa), Holzschaalen (hau) und thönerne Essschaalen (proe) bildeten das übrige Küchengeräth. Nach der Bereicherung unserer culinarischen Kenntnisse wurde uns ein Blick in das Frauengemach gestattet. Neben den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, die denen des Männergelasses entsprachen, lag hier ein Webeapparat (tananin-nowang) mit einem angefangenen Salendang, dem Ueberwurf für Männer, und ein vollständiges Webeinstrument für schmale Schamgurte (tananin-kawaka). Es werden darauf Frauen-Sarongs von ausgezeichneter Schönheit, und überhaupt nur schmale, 30—60 cm. breite und bis 2,6 m lange Stücke gewebt. Um den Sarong aus dem länglichen Gewebe herzustellen, schneidet man es in der Mitte durch und näht die so gewonnenen Hälften zusammen, sodass man jenes sackförmige Kleidungsstück ohne Boden erhält.

Neben der Webevorrichtung fand ich auch einen Spinnrocken (tanuing). Er hat wenig Aehnlichkeit mit den bei uns gebräuchlichen und besteht aus einer wagerechten Planke, auf der das Spinnrad an einem hölzernen Ständer angebracht ist und mittelst einer Kurbel bewegt wird; an dem einen Ende der Planke befindet sich die Spindel. Soll gesponnen werden, so setzt sich die Frau auf ein schön geschnitztes Brett (paniko), das über die Planke auf die Erde gelegt wird, um das Hin- und Herschwanken des Rockens zu verhindern, und bewegt mit der Hand das Spinnrad. Das Material zum Spinnen liefert die wilde Baumwollenstande, die sich auf allen Inseln, besonders aber auf Luang findet, wo auch die besten Spinner anzutreffen sind.

Die Baumwolle wird durch eine einfache Maschine entkernt, die mit unsern modernen Wringmaschinen die grösste Aehnlichkeit hat. Die Walzen, die das Zerquetschen der Kerne besorgen, sind an den Enden spiralförmig gekerbt, und das Rohmaterial wird während der Umdrehung der Walzen mit der Hand dazwischen geschoben, ein ziemlich umständliches Verfahren. Die Reinigung und Auflockerung der so behandelten Wolle wird folgendermaassen vorgenommen: Man breitet sie auf einer Matte aus, und hält ein Instrument darüber, das wie ein Bogen (benuhu) geformt ist. Seine Sehne wird mit einem Haken (kai-kai) in die Wolle hineingeschnellt, und dadurch fliegen die zerquetschten Kerne aus ihr heraus; so wird die ganze Masse aufgelockert und ist nun zum Spinnen fertig.

Als wir nach umfangreichen Einkäufen wieder aus dem Hause herabkletterten, spielten die Kinder auf dem Platze davor mit Kreiseln (kotte), ganz wie bei uns zu Lande. Wir beeilten uns, unsere Sammlung durch die hier üblichen Fischgeräthe zu vervollständigen. Der Fang wird mit Wurfnetzen, Bogen und Pfeil (dada), hauptsächlich aber mit Reusen (kanopau) betrieben.

Die mit Steinen beschwerte, manchmal 10 Fuss lange Reuse, die einen Durchmesser von 5—6 Fuss hat, wird bis zu 6, durchschnittlich 3—4 Faden Tiefe hinabgelassen. Sobald sie den Grund erreicht hat, taucht der Fischer hinterher und stellt sie in der Regel mit der einen Seite gegen irgend ein Korallenriff, worin die Fische Zuflucht suchen. Soll die Reuse gehoben werden, so geht ihr Besitzer mit einem Kopfsprung in die Tiefe, befestigt eine Leine an ihr und zieht sie daran ins Boot. Gewöhnlich ist die Beute nicht sehr gross, was bei dem Fischreichthum jener Gewässer verwunderlich erscheint.

Am Montag, dem 6. Februar, machten wir uns in Begleitung des Posthalters und des Capitän-Laut früh um 5 Uhr von Dolulu auf in einem mit acht Ruderern bemannten Boot, um einen der Märkte zu besuchen, die jeden Montag tief im Innern des Kebula-Fjordes abgehalten werden. Zwei Boote mit dem chinesischen Mischling und Eingewanderten schlossen sich uns an. In flotter Fahrt durchmaassen wir den etwa 12 englische Meilen langen Fjord

und legten an seinem Nordufer an. Hier begannen Mangrovebüsche den Strand zu umsäumen und setzten sich bis zur Mündung des Flusses fort, der, wie schon erwähnt, sich am östlichen Ende in die Bucht ergiesst. Zwischen den Mangroven wuchs Cycas revoluta in grosser Anzahl; Herr Schmidt in Erfurt, der leider inzwischen verstorbene Blumenzüchter, hatte uns beauftragt, ihm die Wurzeln dieser Palmenart mitzubringen. Zu unserem Bedauern sind wir nicht mehr an diese Stelle zurückgekommen, und so unterblieb das reichen Gewinn verheissende Botanisiren. Und doch habe ich gerade Angesichts der herrlichen Landschaft und des guten, vor jedem Winde geschützten Ankergrundes mit meinen Reisegefährten ernstliche Erwägungen angestellt, ob wir nicht eines Tages hierher zurückkehren sollten, und ob nicht dieses ganze, den Fjord umgebende Gelände von der holländischen Regierung zu pachten und in Kaffeepflanzungen umzuwandeln wäre. Der Boden eignet sich vorzüglich für den Kaffeebau, und die abergläubische Scheu der Eingebornen vor diesem Baum würde sich schon mit Güte oder Gewalt überwinden lassen.

Vorläufig war unser Geschäft anderer Art. Etliche hundert Bergbewohner, Männer, Frauen und Kinder hatten unserer Ankunft schon lange entgegengesehen und Siri-Pinang und Mais zum Tauschen aufgestapelt. Es war eine ausnehmend wilde Gesellschaft, die gleichwohl in dem Augenblicke, als sie die Gesichter zweier Weissen sah, mit entsetzlichem Geschrei ihren Kram zusammenraffte und bergaufwärts von dannen stob. Hätte nicht der Capitän-Laut den Anführer noch erwischt und ihm gut zugeredet, so wäre wahrscheinlich unsere ganze Expedition vereitelt gewesen. So gelang es nach vielem Hin- und Herrufen, die Leute wieder von dem mit Buschwerk und Gras bestandenen, sanft aufsteigenden Abhängen herbeizulocken. Wir standen hier einem Stamme gegenüber, der kleiner als der floresische Bergstamm und einige Töne dunkler in der Hautfarbe war. Wie viel von der Färbung auf Rechnung des Schmutzes zu setzen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Wasser wird von diesen Leuten nur zum Kochen und Trinken benutzt. Dass es auch zum Waschen dienen könne, ist ihnen unbekannt, und die unter ihnen verbreitete, juckende Hautkrankheit, die sich im Abschilfern der Epidermis äussert, ist wohl durch den herrschenden Wassermangel auf den Bergen und die dadurch hervorgerufene Unreinlichkeit zu erklären. Auch entwickeln sie eine Ausdünstung, die zwar nicht so heftig wie bei manchen Negern, aber keineswegs erquicklicher ist.

Ich bemerke, dass sämmtliche nachstehende Bezeichnungen — soweit nicht anders angegeben — aus der Sprache der Bergbewohner stammen. Kein Mensch konnte uns näheres über die Bergbewohner mittheilen. Hier wäre ein Sprachforscher am Platze, mehr als auf den andern Inseln, wo die wilden Stämme schon in den Verkehr mit der Küste so hineingezogen sind, dass Dialektmischungen sich vollzogen haben, die Bergsprache mit Malaiisch

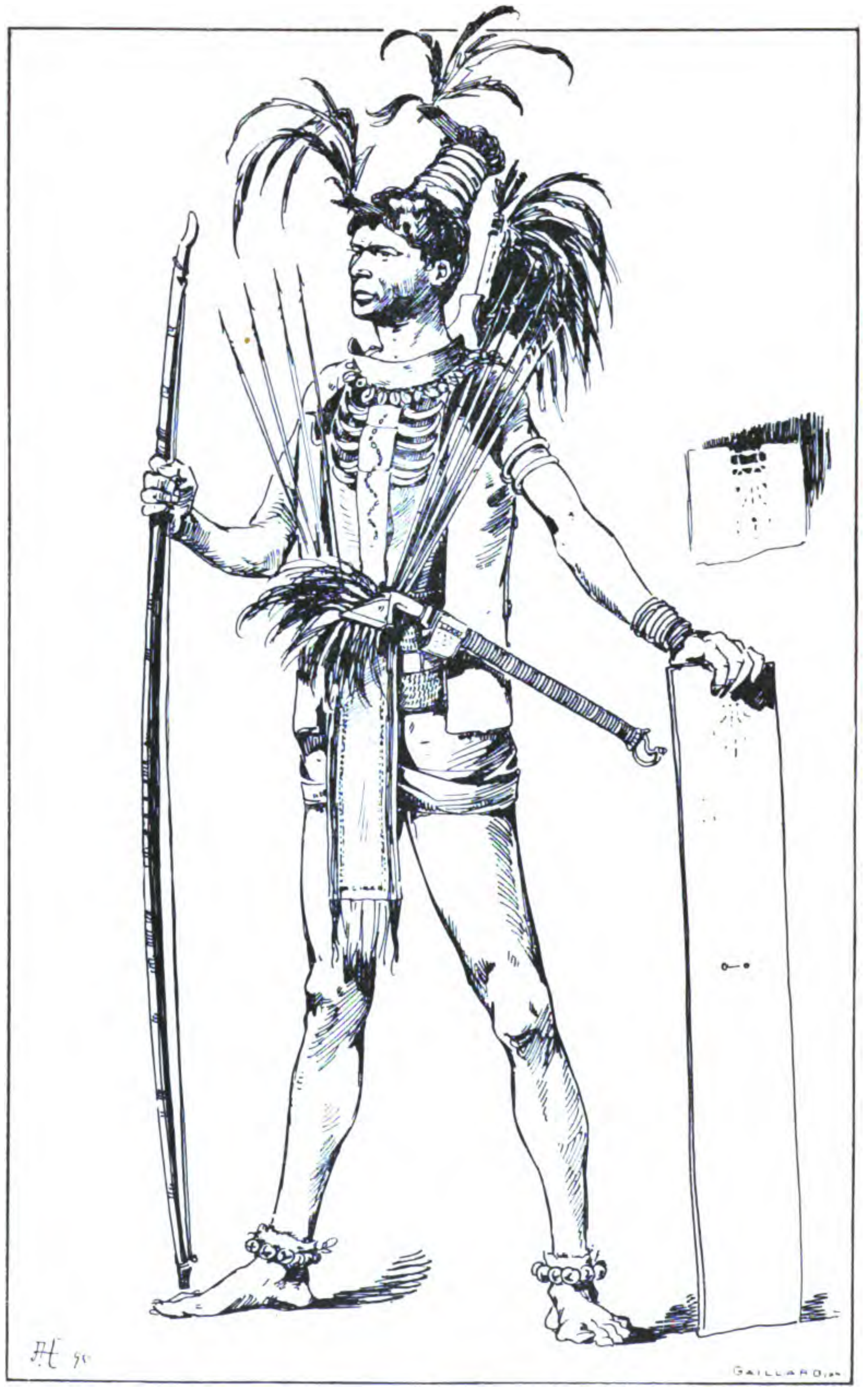
durchsetzt erscheint, und ohne grosse Schwierigkeiten eine Verständigung zwischen Berg und Küste möglich ist, während hier die auf einer Insel von etwa 400 deutschen Geviertmeilen seit undenklichen Zeiten zusammenlebenden Stämme noch heute kaum anders als durch Geberden ihren Gedankenaustausch bewerkstelligen können, und dieser betrifft doch nur ein engbegrenztes Gebiet von Tauschartikeln.

Fast durchweg war das Haar der Wilden lang und kraus. Es wurde von den Männern nach hinten zurückgestrichen und auf dem Scheitel zu einem schräg nach vorn stehenden, 6 Zoll langen Wulst vereinigt. Dieser war mit Lianen dicht umwickelt, sodass der Wulst einen Cylinder bildete. Ueber die Lianen (bré) waren entweder roth gefärbte Pisangblätter, oder ungefärbte Baumrinde (awuttu-ob) gewunden, die ihrerseits wiederum mit roth gefärbten Rotangstreifen (alepp) spiralförmig dicht bewickelt war. Aus dem Cylinder quellen an der Spitze die Haare heraus, und an diese Stelle werden die mit abstehenden Federn oder Ziegenhaaren verzierten Kämme*) (ill-all-awotune) gesteckt. Unterhalb des Wulstes wird in dem zusammengezogenen Haar des Vorderkopfes gleichfalls ein ebensolcher Kamm getragen. Bei den Weibern fällt das Haar lose herab. Ausser dem Kopfputz hatten die wilden Marktbesucher Muschelringe am Oberarm; auch wurde ein kreisrund gewachsener Schweinszahn als Armring (babi-ulor?) getragen, und um den Hals Zierrath von Glas, Perlen (ba-apet), Bambus, Holz (meilan-awami). Halsketten (für Frauen) aus zweierlei Früchten wurden dalippa-awami genannt. Wie armselig das Leben der Leute ist, zeigt ein Halsband, dessen hervorragendstes Stück eine Scherbe von holländischem Steinzeug ist (maipa-awami).

Die Weiber gingen mit unbedeckter Brust und hatten nur einen aus vielen Schnüren bestehenden Schamgurt (hä-dull-pä-hämpet), der an einem schmalen Bambusstreifen (lä) befestigt war. Ebenso waren viele Männer blos mit einem Gurt (lä-ahem) bekleidet. Manche von ihnen trugen auch einen fussbreiten Gürtel, aus Rotangstreifen geflochten (pa-ité oder pete) und die hervorragendsten Krieger waren sogar mit Lederpanzern (kassi, an der Küste lobo oder lobok genannt) ausgerüstet. Sie bestanden aus vier geschickt zusammengehefteten Theilen, einem Brust-, einem Rücken- und zwei Seitentheilen, sodass das Ganze einem rechtwinkeligen Kasten ohne Boden und Deckel glich. Die Vorderseite ist zuweilen mit einem sehr characteristischen Schmuck (nemang-waha) aus Schweinszähnen und Muscheln verziert, die wie

*) In der Küstensprache: Kamm = behi. So heisst aber auch bei den Bergbewohnern der Bogen, der von dem oberhalb Gross-Alor ansässigen Bergstamm poå genannt wird. — Bei den Küstenbewohnern sind richtige Kopfringe im Gebrauch: für den Tanz (knobo) und für den Krieg (bingan-kalla). An der Küste haben diese Gegenstände andere Bezeichnungen. Der Lederschild heisst kalili, der Gürtel: bana.





Krieger aus der Kebula-Bucht (Alor).

eingelegt erscheinen. Auf den linken Arm wird der drei Fuss lange Lederschild (halelu) gestreift; und diese Ausrüstung genügt völlig für die dort zu Lande üblichen Angriffsmittel. Unter der Rüstung befand sich ausserdem der erwähnte Rotanggürtel; zwischen ihn und den blossen Körper wurden die Pfeile, oft bis zu 20 Stück, gesteckt und ragten unter dem Panzer vor dem Gesichte hervor, sodass der Krieger durch ein Gehege von Pfeilspitzen hindurchschaute. Auf keiner andern von mir bereisten Insel habe ich eine ähnlich unbequeme Aufbewahrungsweise von Pfeilen gesehen, und das Marschiren über Berg und Thal muss in dem steinharten Lederpanzer ungemein beschwerlich sein.

Gegen Klewanghiebe schützt der etwas höhere, das Genick deckende Rückentheil, und für die Beweglichkeit des Kämpfenden ist durch Ausschnitte unter den Achselhöhlen gesorgt. Zwei Oesen an dem Rückentheil dienen zum Hindurchziehen eines starken, mit Federn besetzten Rotangstreifens (hiwalo), der hinter dem Kopfe des Kriegers frei hin- und herschwankt. Bei den Sioux, den Apachen und den Mexicanern der Conquistadoren-Zeit kommt ein ähnlicher Aufputz vor. Finsch erwähnt den Gebrauch von Lederpanzern auf Neu-Guinea an der Nordküste, in Kaiser-Wilhelms-Land und am Flyfluss (l. c. S. 337). Die Gepanzerten trugen keine Waaren und schienen als Bedeckungsmannschaften mitgekommen zu sein. Ausser Pfeil und Bogen trug fast jeder Mann den von der Küste stammenden Klewang und zuweilen eine Lanze. Diese sollten aus dem noch gänzlich unerforschten, östlichen Theile von Alor stammen.

Häfen besitzt diese Gegend nicht, und noch Niemand hat versucht, sie dem Verkehr zu erschliessen. Die Küstenbewohner interessiren sich nicht dafür; denn sie verachten die Wilden, und es wird wohl den Europäern vorbehalten bleiben, das Dunkel, das über der Insel lagert, zu lichten. Dass es noch nicht geschehen ist, erscheint wunderbar, denn jahraus jahrein sieht der nach Australien fahrende Schiffer nächtliche Feuer auf den Bergen des östlichen Alor aufflammen. Aber bis jetzt hat die Civilisation noch nicht einmal den Versuch gemacht, es zu streifen.

Auffallend war die Seltenheit der Lanzen; wir haben nur das eine Exemplar erwerben können. Die Pfeile*) der Küstenbewohner waren auch mit glatten Eisenspitzen (huppo), häufiger mit gedrehten eisernen Spitzen und vielen Widerhaken (lesso), seltener mit Knochenspitzen (kawete) versehen. Auch gebrauchen sie Pfeile zum Fischen (dada). Ein Klewang (rugi-glamang) trug ein Büschel Menschenhaare. Die Lederschilde waren schmucklos, Holzschilde schienen nicht üblich und nur an der Küste geführt

*) In der Sprache der Bergbewohner heisst der Pfeil mit glatter Eisenspitze: aburi; mit Bambusspitze: buwote; mit gedrehter Eisenspitze: lehu; der Vogelpfeil mit stumpfer Spitze: dudup. Die generelle Bezeichnung für Pfeil ist nama.



zu werden, wo sie schwarz und und roth bemalt und mit Schnitzereien versehen sind (krabi). Sie sind beinahe mannshoch und haben an der Innenseite ausser den beiden Handhaben eine Schleife zum Festhalten der Pfeile. Kleine Schilde (tabangan) gebrauchen die Vorfechter an der Küste. Sie sind in der Mitte kaum 4 Zoll breit, wenig über 2 Fuss hoch, laufen spitz nach beiden Enden zu, und das obere Ende ist als menschliches Gesicht geschnitzt, und zuweilen mit Augen aus Muscheln versehen. Diese schmalen Schutzwaffen dienen zum Auffangen dei Pfeile, einer Thätigkeit, die eben so grosses Geschick wie Muth erfordert. Der Ehrenname prani, so viel als Tapferer oder Held, wird den Vorfechtern daher wohl nicht mit Unrecht beigelegt. Beim Besuche der Märkte oder bei Gängen über Land pflegt der Küstenbewohner einen etwa 3 Fuss hohen, mit einem Griff versehenen Schild (dobi) und eine Keule (bardjun)*) mitzunehmen. Zuweilen wird sie auch mit einer stacheligen Fischhaut versehen. Bei den Bergbewohnern bemerkten wir diese Art der Bewaffnung nicht.

Leicht wurde uns hier die Erwerbung von Gegenständen nicht gemacht, wie schon aus der Einleitung der Verhandlung hervorging. Als sich die erste Aufregung über die unheimlichen Weissen gelegt hatte, entwickelte sich der übliche Marktverkehr. Unsere Gefolgschaft tauschte gegen erbärmliche Messer mit Holzschaalen, rothe Leinwand geringster Qualität und Fische von den eingeschüchterten Wilden deren Feldfrüchte ein, und ich begab mich vorsichtig unter die handelnden Gruppen, um nun meinerseits mein Geschäft in Fluss zu bringen. Der Kapitän-Laut nahm seine sämmtlichen Sprachkenntnisse zusammen und redete auf eine Frau ein, während ich ihr ein Stück Zeug vor die Augen hielt und mit einem Messer ihr Halsband abschnitt. Da es ganz eng den Hals umschnürte, und der Knoten auf andere Weise nicht zu lösen war, musste ich zu diesem Verfahren greifen. Ein fürchterlicher Lärm entstand. Vermuthlich hatte das Weib einmal etwas von europäischen Halsabschneidern gehört; aber der Kaufpreis beruhigte sie bald, und ich konnte weiter handeln.

Besonders beliebt waren die den Eingeborenen gänzlich unbekannten, schwedischen Zündhölzer. Ich entzündete mehrere und lockte damit Käufer an, die mich bald in dichten Massen umstanden, jedoch mit unverhohlenem Misstrauen. Dies war wohl durch das Benehmen eines Küstenbewohners verstärkt worden, der einer Frau ihre Waaren hatte wegnehmen wollen und dadurch einen Auflauf hervorgerufen hatte. Kein Stück wurde mir eher anvertraut, als bis ich die Gegengabe dafür überreicht hatte; zuweilen offenbarte ein unwilliges Verzerren des Gesichts und ein Abwenden des Kopfes, dass keine Einigung zu erzielen war.

*) In der Sprache der Bergbewohner oberhalb Gross-Alor: baipall.

Nachdem wir das Geschäft erledigt hatten, sollte das Vergnügen kommen. Der Capitän-Laut besiegte durch Befehle und Zureden die Störrigkeit der Wilden, und sie gaben uns einen Tanz zum Besten. Man zog die Weiber herbei und machte bunte Reihe. Fünfzehn Leute — die jedoch ihre Waffen nicht aus der Hand legten — stellten sich im Kreise zusammen und wurden scheinbar von einem Vorsänger ausserhalb des Kreises durch Zurufe in ihren Bewegungen geleitet. Zunächst wurde von allen Tänzern unter eintönigem, von Händeklatschen begleiteten Gesange ein Schritt nach dem Mittelpunkt des Kreises gethan, und dabei der rechte Fuss in der Schwebe gehalten. Dann traten alle einen Schritt zurück und bewegten sich langsam nach links, wobei mit dem linken Arm der Nacken des Nachbarn umschlungen wurde. Der Tanz dauerte etwa 10 Minuten und wurde ohne Feuer, mit sichtlicher Unlust ausgeführt. Räthselhaft blieb uns ein selbst nach europäischen Begriffen sehr schönes, nur mit einem schmalen Gürtel „bekleidetes" Mädchen, dessen Typus sich von den Eingeborenen so unterschied, wie etwa ein Eskimo von einem Engländer. Man hätte sie mit ihren schwarzen, glatten Haaren für eine Spanierin halten können. Sie war grösser und heller von Hautfarbe, breit von Hüften und war vielleicht einmal als Sclavin hierhin verkauft worden. Wir werden auf Wettar auf die in der ganzen Inselflur herrschende Sclaverei näher einzugehen haben.

Wir nahmen gegen Mittag am Strande ein frugales Mahl von Reis, Fischen und Thee ein und beehrten uns, den Häuptling der Bergbewohner, der sich durch kein anderes Merkmal, als einen gewebten Sarong (Küstenarbeit) von seinen Unterthanen unterschied, dazu einzuladen. Er sollte übrigens die Ablieferung des Tributs [?] von Landeserzeugnissen an den Capitän-Laut vermitteln, das einzige Zeichen der schattenhaften Oberherrschaft der Holländer. Dann bestiegen wir unsere inzwischen von der Fluth gehobenen Boote und setzten über den hier kaum 150 Schritte breiten Fjord an das Südufer über.

Hunderte von dunkelhäutigen Marktbesuchern erwarteten uns hier. Ihre Mienen waren nicht gerade die freundlichsten, und ein von einem einzelnen ausgeführter Kriegstanz schien die ablehnende Haltung der Bevölkerung auszudrücken. Der Tanz bestand in einem wilden Umherspringen, wobei der Klewang mit grosser Kraft nach allen Seiten hin geschwungen wurde. Ein einziger Panzer und ein gestickter Kriegsgurt waren die Ausbeute an dieser Stelle, und nach Erledigung der Marktangelegenheiten fuhren wir nach Dolulu zurück, jedoch nicht ohne vorher durch Abbrennen von chinesischen Feuerwerkskörpern eine heillose Verwirrung unter der Sippschaft angerichtet zu haben. Mit fürchterlichem Geheul sprangen die Kerle durcheinander, stiessen sich mit den Köpfen, fielen hin, rissen aus und erregten durch die unfreiwillige Komik dieser Scene unser höchstes Ergötzen. Das war unsere

Rache für ihr garstiges Maulen. Als sich die Erregung gelegt hatte, kam der allen Wilden angeborene Humor zum Durchbruch. Sie drängten uns lachend nach, und jeder wollte etwas von den wunderbaren, krachenden und funkensprühenden Dingern abhaben. Doch nur der Häuptling erhielt ein Packet davon, um damit ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm zu erregen und groben Unfug zu verüben. Vielleicht haben wir ihm auch mit diesen aus Singapore stammenden „Crackers" ein Mittel, und noch dazu ein unblutiges, zur Besiegung seiner Feinde geliefert; denn Schiesspulver und seine Wirkungen sind dort gänzlich unbekannt.

Eine ähnliche „Sensation" erregten wir bei unserer Ankunft in Klein-Alor durch unseren Leierkasten. Ein dunkles Gerücht von dem Vorhandensein des Wunderinstrumentes hatte die eingeborenen Weiber aus dem oberen Dorfe nach der Wohnung des Posthalters gelockt, und die Frau Posthalterin trug uns die Bitte des schönen Geschlechts vor, die Kurbel des geheimnissvollen Kastens in Bewegung zu setzen. Obwohl es schon nach 10 Uhr war, kamen wir der Pflicht der Galanterie nach, und bald tönten durch den grossen Saal die Klänge der Wacht am Rhein. Die braunen Damen erstarrten und umschlichen zitternd die höchst verdächtige Kiste, aus der die nie gehörten Töne hervordrangen, und selbst einige Straussche Walzer vermochten nicht ihre offenbare Furcht zu bannen. Was für fürchterliche Mären sie in der Umgegend darüber verbreitet haben mögen, haben wir freilich nie erfahren. Das aber ist gewiss, dass ein Berlinischer Leiermann sein Brod dort nicht finden würde. Den Tanz, den wir eigentlich als Entgelt erwartet hatten, bekamen wir erst am andern Tage zu sehen. Zwei Männer sprangen regellos bei Trommelklang (Trommel: bawa) hin und her, wobei die Schellen ihrer Knöchelgehänge (giling) laut rasselten. Mit Schellen waren auch ihre Klewanggriffe verziert.

Der 7. Februar wurde mit Packen und Ordnen der Sammlungen und dem Ankauf der beiden uns geliehenen, eisernen Anker ausgefüllt. Es war uns nämlich nicht geglückt, unsern verlorenen, eisernen Anker aufzufinden, obwohl wir die besten Taucher zu diesem Behufe engagirt hatten. Der Anker musste wohl 13—14 Faden tief festsitzen, und selbst der gewandteste Schwimmer auf Alor kann höchstens eine Tiefe von 10 Faden erreichen. Die Melanesier sollen allerdings, wie mir australische Perlfischer erzählten, 18 Faden tief hinabgehen. Schliesslich versuchten wir mit steinbeschwerten Tauen die Ankerklauen zu erfassen, aber vergeblich: wir bezahlten den Versuch mit dem Verlust eines 15 Faden langen Taues.

Interessant war auf dem Heimweg der Gesang unserer Ruderer. Sie suchten sich während der mehrstündigen Fahrt dadurch anzufeuern und bei uns die Gebelaune zu erwecken. Irgend einer hob z. B. an: „Der Herr hat viel Arrak und wird uns davon geben", worauf der Chor die Zeile wiederholte. Da aber der Herr keinen Arrak gab, hiess es weiter: „Der Herr hat



Frau aus Klein-Alor.

viel Tabak, er wird uns davon geben", und so ging es fort und fort mit dem Herzählen aller Herrlichkeiten, ein Gebrauch, der im ganzen Archipel bis zu den Arrow-Inseln wahrgenommen werden kann.

Zwei Familien aus Pulo-Kambing (Ziegen-Insel), die zum Besuche anwesend waren, erzählten uns von dem Vorhandensein von Götzen in ihrer Heimath und verkauften uns den schon erwähnten Jëusu, der sie auf ihrer Reise begleitet hatte. Ein Besuch auf dem an der Ostspitze von Alor liegenden und dicht bevölkerten Eiland erschien uns bei der Wildheit seiner Bewohner nicht gerathen. Hatten sie doch in der Mitte der siebziger Jahre sogar die Bemannung eines englischen Kanonenboots, das dort Peilungen vornahm, mit Waffengewalt am Landen gehindert.

Der Posthalter versicherte uns auch, es seien auf Alor in den wohlhabenden Familien alte Bronzegefässe und Gongs als Heirathsgut vorhanden. Sie sind zum Theil angeblich mit getriebenen Ornamenten ausgestattet, sollen sehr alten Ursprungs und in der Erde aufgefunden sein. Zu Gesicht haben wir sie nicht bekommen und konnten nicht feststellen, ob es sich um indische oder ost-asiatische Arbeiten handelt. In Britisch-Columbien werden gleichfalls in den begüterten Familien der Indianer den Töchtern als Ausstattung oder als Erbstück kupferne Schilde mitgegeben. Sie sind aus reinem, aufgefundenem Kupfer auf kaltem Wege geschmiedet und haben einen sehr hohen Werth. Es werden unter Umständen bis 3000 Dollars dafür gezahlt. Die Hudson-Bay-Compagnie versuchte derartige Schilde nachzubilden und als Tauschartikel einführen zu lassen; aber die Indianer nahmen diese Nachahmungen höchstens für 5—10 Dollars in Kauf. Sollten die aloresischen Bronzen in der That in der Erde aufgefunden sein, so hätten wir in ihnen Zeugnisse einer längst entschwundenen, früher aus dem Westen eingedrungenen Colonisation zu erblicken. Ich erinnere nur an die Bronzefunde auf Saleier und das auf Bonerate ausgegrabene und von uns erworbene Buddahbild aus Bronze.

Am 8. Februar setzten wir die Segel bei, um durch die Alor-Strasse nach Süden zu gehen und durch die Timor-Strasse die Insel Wettar zu erreichen. Wir hätten zwar den directen Weg durch die Flores-Strasse einschlagen können, allein die See ging hohl, der Wind stand aus Norden und die Strömung führte nach Süden, sodass wir ihr zu folgen beschlossen.



Nachtrag zum Capitel über Alor.

Wir geben in diesem Nachtrag ein Verzeichnis der Namen derjenigen Gegenstände, die im Text nicht erwähnt sind, aber für Sprachforscher ein Interesse haben dürften.

Bekleidungs-Gegenstände und Schmucksachen:

Männerhose (selten im Gebrauch): leko.
Männersalendang: noa-sanai.
Hut: bloku.
Frauensarong: kawate.
Armringe aus Muscheln für Männer: kehe-kalla.
Armband aus geschliffenen Muscheln, am Handgelenk getragen, wird wie die Halskette: mange genannt.
Kamm zum Kämmen aus Bambus: danaka.
Kamm zum Kämmen aus Horn: kiri.

Hausgeräthe:

Doppellöffel: erus.
Holzzange: hanipe.
Muschellöffel: hanoro-bingan-kala.
Bambusgefäss: tukasa.
Kürbisflasche: katabo.
Tragekorb: sopi-surung.
Tragekorb mit zwei Abtheilungen: tanatan-non-koba.
Korb für Siri: tanatan-malunai.
Korb für Mais oder Reis: labali.
Wasserschöpfer: tanimba.
Kratzer aus Cocosfaser zum Glätten des Gewebes: ari-tuha-kaponai.
Knäulkorb aus Cocosschaale: kaha-brani-apa.
Halbmondförmiger Schaber aus Cocosschaale zum Abstreifen des Schweisses: panasi.
Kalkdosen aus Kürbis: katawo.
Kalkdosen aus Bambus: loma.
Kerzenhalter aus Holz: panduma.
Besen aus Cocosfaser: ari.
Schleifstein: elu.

Waffen:

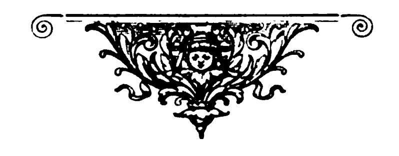
Patronentasche (aus Timor stammend): sinto.
Schwerthefte aus Holz: natte.

Geräthe für die Schifffahrt:

Wasserausschöpfer für Boote: prako.
Wimpel: bulo-angin.

Aus der Sprache der Bergbewohner an der Kebula-Bucht.

Halskette aus Glas- und Fruchtperlen für Frauen: nanatu-pa-awami.
Halskette aus Früchten oder Holzstückchen für Männer: alahepa-awami.
Ohrringe aus Messingdraht für Frauen: lahom-awellmi.
Ohrringe aus Schildpatt oder Messing für Männer: de-e-awellmi.
Solche aus Knochen: hiwi-trop-awellmi.
Löffel aus Cocosschaale: huru.
Marktmaass: tuaie.



Von Alor nach Wettar.

Zuerst liess sich die Fahrt recht gut an; Wind und Strömung arbeiteten zu unseren Gunsten, sodass wir gegen 5 Uhr Nachmittags das an dem Südende der Alor-Strasse belegene Inselchen Twerin erreichten. Hier flaute die Brise plötzlich ab, und der Strom begann wieder nach Nordosten den eben von uns zurückgelegten Weg zurückzufliessen. Es war ein kritischer Augenblick: wir sahen uns in Gedanken schon wieder in den Wirbeln und Riffen jenes verwünschten Fahrwassers und machten uns gefasst, ein unvorhergesehenes Wiedersehen mit Herrn Miseroe zu feiern. Allein wir gaben das Spiel noch nicht verloren, unsere Leute legten sich mit dem Muthe der Verzweiflung in die Riemen, und eine schwache Luftströmung aus Osten ermöglichte es uns nach Süden zu kreuzen, bis im Laufe der Nacht unter wechselnden Regenböen der Strom wieder umsprang, und wir mit Wind aus Süd und Süd-Süd-Ost die Timor-Strasse nach Osten hinaufsegeln konnten. Der nächste, wunderschöne Morgen liess uns klar auf der Backbordseite die Höhenzüge von Alor und auf der Steuerbordseite die hohen Berge von Timor sichten. Die See hatte sich beruhigt und gewährte uns Musse zum Segelausbessern, und als sich bei der Nachmittags aufspringenden Westbrise ein richtiger Delphin an der Schleppangel zum Abendbrot einfand, hob sich die Stimmung merklich. Das weisse Fleisch des Fisches lieferte uns allen eine treffliche Mahlzeit, ein Schicksal, das am nächsten Mittag ein fünf Fuss langer Hai theilte. Unsere Reise war in der Nacht vom 9. zum 10. Februar bei schwachem Winde nicht sonderlich von Statten gegangen; wir hatten uns der Nordküste von Timor genähert und bekamen erst am 10. Vormittags wieder flottere Fahrt, die uns nach einigen Stunden die Ostspitze von Alor passiren liess. Hier stürzten von dem hohen Gebirge unter starkem Nordwest-Wind Regenböen auf uns hernieder. Die Insel Pulo-Kambing

hob sich wie ein schwarzer Felsklotz aus dem Meere; aber vergeblich suchte ich, angesichts der in der Dunkelheit aufflammenden Lichter eines Dorfes an der Südostspitze der Insel einen Ankerplatz: wir mussten in dem Unwetter weitersegeln. Der Regen fiel in Strömen, die Nacht war sehr dunkel, doch trotz des Sturmes und der überspritzenden Wellen schliefen unsere Makassaren den Schlaf des Gerechten. Endlich fing es an zu tagen, der Regen hörte auf, und durch die Wolken erblickte ich gegen 5 Uhr Morgens die scharfen Umrisse der hohen Küste von Wettar, die hier eine Landspitze in die See unter 126 Grad 3 Minuten östlicher Länge und 8 Grad 7 Minuten südlicher Breite hinausschickt. Da wir die Südwestspitze der Insel, die uns eine gute Landmarke zur Ortsbestimmung geboten hätte, verfehlt hatten, wussten wir nicht genau, wo wir uns befanden, und segelten in einer Entfernung von ein paar englischen Meilen an der Küste entlang, in der Hoffnung, Menschen zu sehen. Die Karte bedarf hier einer Berichtigung, insofern sie hier eine 18—20 englische Meilen lange Bucht nicht in ihrer thatsächlichen Tiefe angiebt. Die Bucht gewährte uns infolge der Vorlagerung der Landspitze ein ruhiges Fahrwasser; am Ufer toste freilich die Brandung. Endlich gegen Mittag gewahrten wir am Strande Palmen und Brodfruchtbäume, und wenn dies als sicheres Anzeichen menschlicher Ansiedlungen nicht genügt hätte, so wirbelte nun auch Rauch hinter den dichten Baumgruppen auf. Wir liessen die Anker fallen, und ich stieg mit einigen Leuten in das Boot. Am Strande hielt von einem Haufen Eingeborener nur ein junger Mann Stand und gab uns die Auskunft, dass ein sicherer Landungsplatz hinter der nächsten Landzunge Tanjong läge.

Wir nahmen den Jüngling ins Boot; aber die Seekrankheit, die ihn sofort niederstreckte, zeigte, mit welch seeuntüchtigem Volke wir es zu thun hatten. Leider konnten wir mit der uns folgenden Prau in der nächsten Bucht, einem ziemlich guten Ankergrund bei Westmonsun, nicht bleiben. Der Radjah des dort liegenden Dorfes wies uns nach dem 2—3 englische Meilen östlicher gelegenen Ilwaki, wo der Posthalter wohnte. Doch war dort der Ankergrund entschieden schlechter. Wir warfen gegen 2 Uhr Nachmittags Anker. Die Prau nahm tüchtig Wasser über, sodass wir, trotz unserer 3 Anker und der Befestigung mittelst eines Taues an einem Baum, mit uns zu Rathe gingen, ob wir das Schiff nicht aufs Land ziehen sollten. Die Windstille der nächsten Tage überhob uns glücklicher Weise dieser Arbeit. — Die Landschaft ist schön. Die Bergzüge reichen oft bis ans Ufer, sind wild zerrissen, und die röthlichen Felsen färben mit ihren Verwitterungsprodukten den Thalboden. Sie erheben sich bis zu einer Höhe von einigen tausend Fuss, also weit höher als Riedel angiebt, der sie höchsten auf 400 Meter schätzt. Kalkfelsen, Diorit, Porphyr, Quarz und in den höheren Lagen grauer Sandstein, Glimmer und Serpentinconglomerate bilden die Gebirge, die theil-

weise mit Gras, oft auch mit Eucalyptus, Melaleuca-Arten, Santalum album und Borassus flabelliformis bedeckt sind. Viele kleine Bäche stürzen sich aus Klüften und Schlünden in die Brandung, und von Ilwaki leitet ein Bächlein in nördlicher Richtung in ein stellenweise breites Thal, das reich mit Canarien- und Gummibäumen bewachsen ist. Am Ufer, im Garten des Posthalters Heidte gedieh ein mächtiger Mangobaum, eines der grössten Exemplare, das mir jemals im Archipel vor Augen gekommen ist, und das der ganzen Dorfbewohnerschaft Früchte lieferte. Ausserdem, kaum 10 Fuss über dem Wasser, standen vor dem Hause mehrere Kaffeebäume. Sie gediehen prächtig und berechtigten zu den besten Erwartungen, da sie schon nach fünf Jahren die Haushaltung des Posthalters auskömmlich versorgten. Unzählige, metallisch schimmernde, blaue Schmetterlinge, die sich nur bei den Kaffeebäumen zu zeigen pflegen, umschwärmten sie; aber vergeblich, denn die Früchte hatten schon angesetzt. Zwischen den Häusern des Dorfes und hinter ihnen erstreckten sich üppige Maisfelder.

Wir schifften am 12. Februar unsere Sachen aus und genossen hier wie überall auf unseren Stationen, die Gastfreundschaft des Posthalterhauses. Vor allem nahmen wir Bedacht auf die Expedition unserer Sammlungen und liessen zu dem Zwecke für den im März fälligen Regierungsdampfer Kisten herrichten. Das Material dazu bestand aus den Rippen der Lontarapalme und Bambussplittern. Eine solche Kiste ist zum Nutz und Frommen künftiger Ethnographen als Muster im „Museum für Völkerkunde" aufbewahrt; denn sie ist elastisch und kann allen Stössen Widerstand leisten. Sie wird folgendermaassen hergestellt: Durch eine 8 Fuss lange Palmenrippe werden in Abständen von 1 Fuss, acht 2 Fuss lange, spitze Bambussplitter gestossen, sodass sie eine Art von Zaun bilden. Hierauf wird Rippe auf Rippe übereinander durch diese Splitter hindurchgestossen, bis eine Wand entsteht. Vier solcher Wände und zwei entsprechend kleinere werden zusammengefügt, und die Kiste, die nach der Verpackung mit Rotangseilen dicht umschnürt wird, kann ihre Reise auf tausende von Meilen antreten. Während der Tischlerarbeiten machte ich einige Jagdausflüge in das schon beschriebene Thal und schoss ein paar Tauben. Im Grase fand ich eine kleine 1½ Fuss lange Schlange, graugrün von Farbe, mit serpentinfarbigen Flecken. Da das Reptil am Schwanz augenförmige Ringe hat und ihn in Vertheidigungsstellung empor richtet, behaupten die Eingeborenen, es bisse mit Kopf und Schwanz. Das Thier wird für sehr gefährlich gehalten, Grund genug für mich, es zu vernichten. Das Geschrei der Papageien leitete mich zu einem wilden Kirschbaume, dessen grauweisse, grosskernige Früchte offene Tafel boten und mich mit ihrem süsssäuerlichen Geschmacke erquickten. Meine Hoffnung, hier auf Bergbewohner zu stossen, ging aber nicht in Erfüllung. Die Leute, die ich antraf, unterschieden sich in keiner Weise von den Küstenbewohnern,

und der Posthalter scheint mit seiner Behauptung, dass die Bergbewohner, der alte Alfurenstamm, vollständig ausgerottet seien, Recht zu haben. Er wollte auch nichts von den von Riedel angegebenen Dörfern im Innern wissen. Möglicher Weise hat Riedel einzelne Ansiedlungen, deren er fünf mit Namen angiebt, für Dörfer angesehen. Dieser erfahrene Schriftsteller legt den weiblichen Eingeborenen zum Theil einen kochinchinesischen Typus bei. Mich erinnerten ihre Züge auch etwas an die mongolische Rasse, eine Aehnlichkeit, die jedoch wohl nicht den Werth hat, den ihr manche Reisende beilegen. Die Eingebornen waren heller von Hautfarbe, als diejenigen der bisher besuchten Inseln. Sie sind von schlankem Körperbau und haben langes, ziemlich glattes Haar, das auf dem Hinterkopfe zusammengebunden und mit hölzernen Haarnadeln (sasuku plur. sasukon) geschmückt wird. Auch werden Bambus-Kämme (nui-o) und Hornkämme (nui-karbau-norun) von beiden Geschlechtern getragen. Nur von Frauen benutzte Haarnadeln heissen essasuku. Im Kriege trägt der Vorfechter das Haar ähnlich wie auf Alor, nur wird es hier nicht durch Lianen, sondern einen 4 Zoll hohen Holzring (uranhahan), zusammengehalten. Die Holzringe (klêuh) der gewöhnlichen Krieger sind bedeutend niedriger. Im Holzringe befindet sich ein Loch zur Aufnahme des an einem Holzstab befestigten Busches von Hahnenfedern.

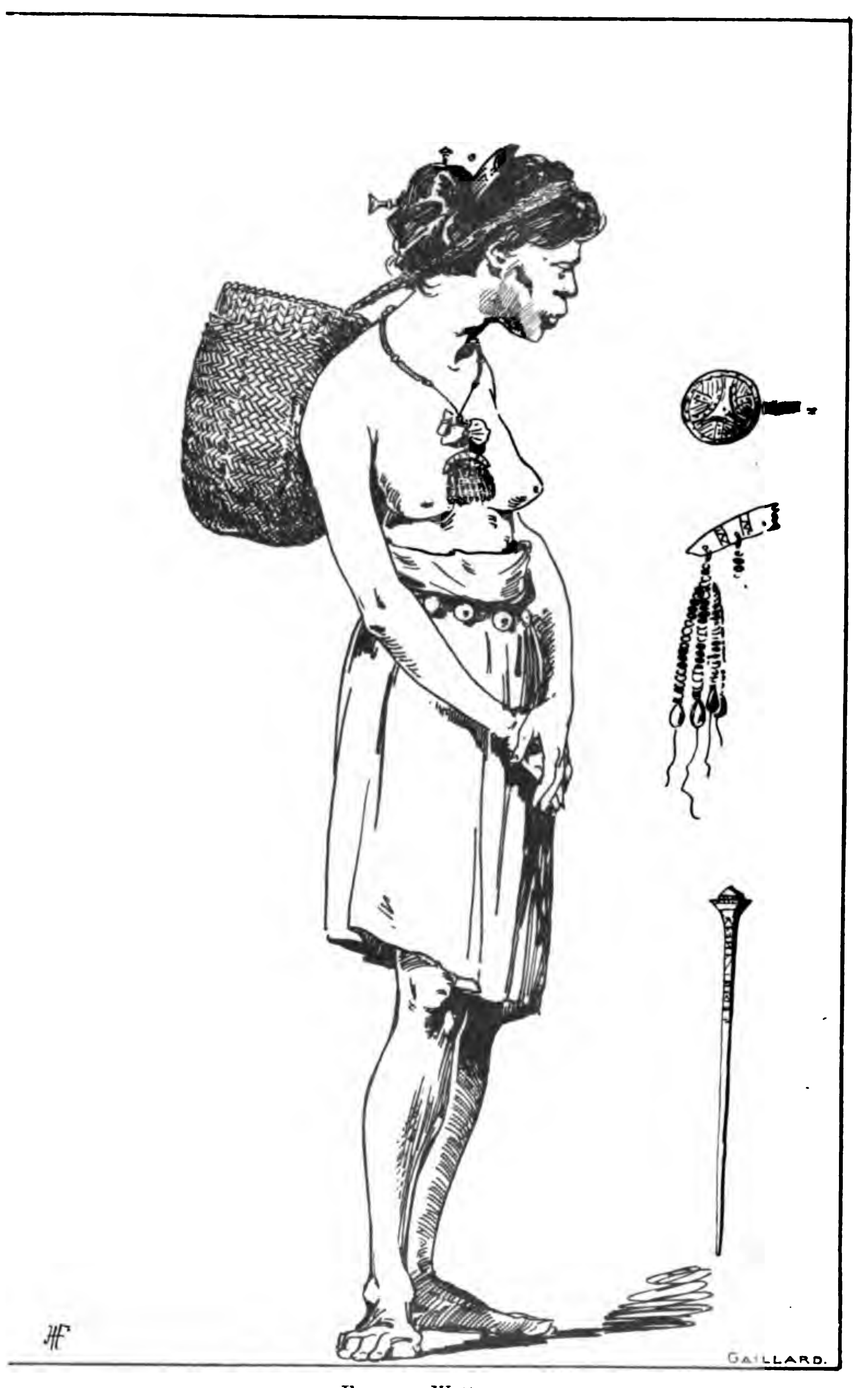
Wir sahen die also geschmückten Leute eines Tages einen wenig charakteristischen Tanz zum Klange einer grossen, von zwei Mann geschlagenen Trommel (tittir) aufführen. Diese Trommel besteht aus einem gehöhlten Palmstamm und ist an beiden Seiten mit Ziegenfell bespannt. Sie wurde aufgehängt und mit Stöcken bearbeitet. Eine andere Art kleinerer Trommel (tobur) hängt der Medizinmann über die linke Schulter, presst sie mit dem linken Ellbogen an die Seite und schlägt unter eintönigem Zaubergesang (loli; luli heilig) abwechselnd mit der Handfläche auf den Trommelrand und mit den Fingern auf das Fell, während er den kranken Menschen umtanzt.

Die Tracht der Bevölkerung besteht bei den Männern aus einem schmalen, gewebten Schamgurt, bei den Frauen aus einem baumwollenen, gewebten Sarong; vereinzelt wird von letzteren auch in dem schon civilisirteren Ilwaki eine Jacke getragen. Die Bekleidungsgegenstände werden nicht auf der Insel hergestellt, sondern fertig von der Weberbevölkerung des benachbarten Kissars eingeführt. In den vom Handel noch nicht berührten Ortschaften wird die Kleidung aus dem Baste eines Baumes (ai-har) angefertigt, und Schamgürtel und Sarong heissen dann iknuhi. Der Bast ist filzartig und weisslich-grau. Zum Festhalten des Sarongs bedienen sich die Frauen eines Gürtels (gaihs) aus Messingdraht, mit Zinnknöpfen besetzt. Männer wie Frauen schmücken sich mit Halsketten aus Cocos und Glas, von denen Zierrathen (habi-nihs) herabhängen, die aus einem halbmondförmigen, knöchernen Bogen mit etwa 10 daran befestigten, doppelten



Krieger von Wettar.

D. Schild ist falsch; vgl. [illegible], [illegible] Beiträge (Int. Arch. f. Eth. 1891) Taf. VIII Fig 9, 10.



Frau von Wettar.
(Gewöhnlich gehen die Frauen aus Ilwaki mit bedecktem Busen.)

Perlenschnüren bestehen, und, wie fast alle derartigen Schnüre, mit dem Korn einer Grasart abgeschlossen werden. Auch werden daran kleine Bürsten aus Schweinsborsten zur Säuberung der durch das Siri- und Tabakkauen verunreinigten Zähne getragen. Bei Verlobungen werden die Halsketten getauscht. Der Verlobung gehen Unterhandlungen mit den Eltern und Verwandten der Braut voraus. Eine andere Art Halsschmuck, mit Thierschwänzen und -Zähnen versehen und von den Männern getragen, wird kanuruk-hat-mea genannt. Der Jäger glaubt dadurch Glück auf der Jagd zu haben. Zum Schutz gegen die bösen Geister wird auch ein Amulet (ai-amut-naplolu; naplolu = böser Geist; lolu = luli) und zur Stärkung der Tapferkeit im Kriege ein Schmuck (ai-amut-azwai) getragen; ihr dürftiges Aussehen verräth nicht ihre Bedeutung. In Tuchstücke sind Würzelchen, Dornen, Rinde, Reiskörner und Hölzer eingenäht, deren Untersuchung keine besondere Behandlung erkennen lässt; sie werden wahrscheinlich von den Medizinmännern geweiht.

Wenn uns gegenüber die Bevölkerung freundlich erschien, und kein kriegerischer Geist sich regte, so ist dies wohl nur dem geschickten Verfahren des Herrn Heidte, des einzigen Posthalters auf Wettar, zu danken. Man hatte uns gewarnt, die Nordküste zu besuchen, weil dort ein streitbares Volk seine Unabhängigkeit gegen die makassarischen Händler vor einigen Jahren nachdrücklich vertheidigt hatte. Ein einziger Matrose einer Prau war dem Gemetzel entgangen, das die Eingeborenen wegen Plünderung ihrer Cocospalmen unter der Mannschaft angerichtet hatten. Zahlreicher Kriegsschmuck berechtigte auch in Ilwaki zur Vermuthung, dass kein Fremder sich Uebergriffe erlauben dürfte.

Zunächst fielen uns die auf der Reise, im Kriege und beim Tanzen angelegten Kniebänder (etalulu) von Bocksfell mit nach oben gesträubtem Haar, in die Augen, mit denen fast alle Männer versehen waren. Jeder Mann trägt sein Buschmesser mit Scheide und Gurt (elur-nor-kabban-nortalli), zuweilen auch einen Klewang (opi). Stets sind an dem Griffe Amulete angebracht, in rothes Tuch eingewickelte, „besprochene" Kleinigkeiten von Holz, Wurzeln etc., und als Verzierung Ziegenhaare an der äussersten Kante, in die der runde Griff ausläuft. Ausserdem hängen klappernde Muscheln an Schnüren herunter und zuweilen ein Stück hartes Holz zum Wetzen des Messers. Das Schwert steckt in einer hölzernen Scheide (kabban). Wir bemerkten drei Arten von Lanzen, davon zwei für den Krieg (teër-ruan und teër-tatuhun), beide mit einem etwa einen halben Fuss langen, eisernen Schuh versehen; das Lanzenblatt ist fast einen Fuss lang und ohne Widerhaken. Sie entsprechen fast genau den auf Timor üblichen. Bevor der Kämpfende eine Lanze auf den Feind schleudert, stösst er die übrigen in die Erde. Eine dritte Art von Lanzen (teër-ladok) ist ein richtiger Jagdspeer mit Widerhaken. Seine Gebrauchsart macht den eisernen Schuh überflüssig; die Spitze wird in einer Scheide verwahrt. Bässler (Ethnographische Beiträge) ver-

wechselt die Lanzenarten und bezeichnet den Jagdspeer als Kriegslanze. Die Nachbarschaft von Alor giebt sich in den Schilden zu erkennen; sie bestehen aus zwei Theilen. Der eine (kalan) entspricht in seiner Form dem auf Alor von den Vorfechtern gebrauchten tabangan, mit dem Unterschiede, dass die gesichtsähnliche Verzierung nicht an der oberen Spitze, sondern in der Mitte des Schildes sitzt. Dieser kleine Schild (kalan) hat zwei Seitenflügel und wird mit dem zweiten, grösseren Theil des Schildes (eralili) so befestigt, dass er mit ihm ein Ganzes bildet. Das Eralili besteht aus einem Stück Büffelleder mit einer runden Oeffnung in der Mitte, durch die man mit der Hand hindurch greifen kann, um den durch eine Oese vor die Aussenfläche des Eralili gesteckten Kalan festzuhalten. Getragen wird die eigenthümliche, nur auf Wettar vorkommende Schutzwaffe an einer Bastschnur über der Schulter. Interessant war es uns, wie selten Pfeil (ramma-isi) und Bogen (ramma) vorkommen, und wie gleichmässig alle Pfeilspitzen aus Holz gemacht waren, während auf anderen Inseln die Spitzen in Form und Material die bunteste Abwechselung zeigen. Der Posthalter gab an, dass der Gebrauch des Blasrohres (pubut-lolon) den des Bogens verdrängt habe. Die Blasrohre haben die Länge von etwa 3 Meter, die dazu gehörigen Pfeile die ganz ungewöhnliche Länge von etwa einem Meter und sind im ganzen Archipel einzig in ihrer Art. Die Pfeile (pubut-isin) aus Bambussplittern werden mit Federn umwickelt. Für ihre Feuersteinschlossgewehre schleifen sich die Leute aus Korallen oblonge Kugeln (ilat-isin) zurecht. Der Vogelfang wird auch mit Schlingen (karak-leti) betrieben. Besonders gilt die Jagd damit den wilden Hühnern, die sehr scheu sind. Sie haben ein braunes Gefieder und die Grösse unseres Haushuhns. Ich werde auf den Key-Inseln darauf zurückkommen. Auf Wettar befestigt man ein Korbgeflecht am Fusse eines Baumes und streut Mais hinein. Das Huhn, das die Lockspeise durch eine Oeffnung herausholen will, bleibt mit dem Kopf in einer dahinter angebrachten Schlinge stecken. Da die Bevölkerung sich selten mit Fischfang beschäftigt, waren auch wenig Fanggeräthe vorhanden. Eine Art von Netz (gai) wird zum Fischen zwischen den Korallenbänken benutzt. Pfeil und Speer kommen weniger in Anwendung, wohl aber das Betäuben der Fische mit giftigen Kräutern. Den Schildkröten stellt man mit Harpunen (ruan-plau) nach. Die an langer Stange befestigte Spitze wird so geschleudert, dass sie das Schildpatt durchdringt, mit dem Widerhaken sitzen bleibt und sich beim Widerstand grösserer Thiere von dem Schaft löst, jedoch durch eine Leine mit der Hand des Fischers in Verbindung bleibt. Dieser steht in einem Boote mit doppelten Auslegern. Es ist aus einem Baumstamme gearbeitet und hat sogar Sitzbänke mit Rückenlehnen, ein sonst im Archipel nicht beobachteter Luxus.

Während unserer viertägigen Anwesenheit untersuchten wir einige Häuser:

Ihre innere Einrichtung entsprach der auf Ost-Timor üblichen. Männer, Weiber, Kinder schliefen getrennt auf staffelförmig sich hinter einander erhebenden Bambusgestellen. Der Fussboden des Hauses diente als gemeinsamer Wohnraum. Das Haus gewährt von aussen den Anblick eines bis auf eine Entfernung von 2—3 Fuss sich dem Erdboden nähernden Daches. Man sah, dass es an den vier Ecken und in der Mitte der Längs- und Querseiten von Balkenpfeilern getragen wurde, konnte aber die horizontalen Balkenlagen unter dem darüber hängenden Blätterdache nicht erkennen. Unter dem Hause tummelten sich die Schweine. Ein Zaun umgab den Raum darunter, und ein zweiter umschloss zuweilen das Grundstück, und wenn mehrere zusammenstanden, auch die Nachbarhäuser. Um das Vieh von dem Betreten der bebauten Felder abzuhalten, war schliesslich das ganze Dorf umzäunt, und der des Weges Unkundige muss lange suchen, bis er eine nur für einen Menschen bestimmte, schmale Oeffnung, die ins Freie führt, gefunden hat. Auf die Dielen des Hausinnern werden Matten aus Pandanusblättern (porro) gebreitet.

Auch hier bemerkten wir einen Unterschied in der Benutzung der Geräthschaften für beide Geschlechter, ein Brauch, den Finsch auch in Neu-Guinea festgestellt hat. Der Sirikorb für Männer heisst gabir, der für Frauen pitu. Die davon unzertrennliche Kalkdose wird aur-hatti genannt, und regnet es, so nimmt der Mann einen besonderen Korb (tokas) für dies Genussmittel auf Reisen mit. Tragekörbe (gabor), Körbe für Feldprodukte (tuir), Tellerdeckel (hai-matta), Siebe zur Sagoreinigung (nor-tais), ein Bohrer nach Art unserer Centrumsbohrer (errelai), Löffel aus Nautilusschaalen (nuru-lilu), ein Messergriff aus dem dort seltenen Kamuniholz*) (sihit-ulu), ein griffloser Fächer aus Palmblatt zum Entfachen des Feuers (agehi), das im Archipel gebräuchliche Feuerzeug (gadó-ai-muri), eine Opferschaale (lokor) das Modell eines Reisstampfers (lesu) und eines trogförmigen Sagostampfers (gorró), sowie eine ringförmig gekerbte Keule (kubalo) zur Bearbeitung des Baumbastes mit der dazu gehörigen Unterlage (nutu-ha) waren die Erwerbungen, die wir bei dem Besuche der Häuser machten. Ein originelles Musikinstrument war die ageht, eine Art Guitarre. Die Saiten waren in der Weise hergerichtet, dass die obere Schaale eines faustdicken, einen Fuss langen Bambusrohrs mit dem Messer der Länge nach vom Stamme getrennt und aus ihm 7—8 Längsstreifen in Zwischenräumen zurecht geschnitten waren. Diese Längsstreifen, die an ihren Enden noch mit dem Bambus verbunden sind, werden durch darunter geschobene Hölzchen, die als Steg dienen, angespannt und geben beim Darüberfahren Basstöne von sich, wobei das hohle Rohr den Resonanzboden bildet. Auf Flores und auch auf den andern Inseln sind ähnliche Instrumente gebräuchlich, nur wechseln die Namen dafür. Auf Flores nennt man sie

*) Wahrscheinlich Zimmetholz.

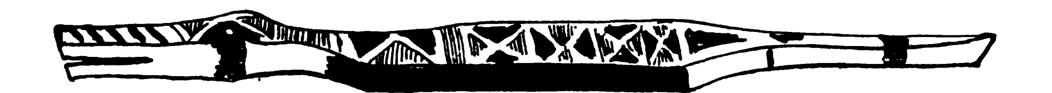
santo, eine Bezeichnung, die wohl portugiesischen Ursprungs ist und damit zusammenhängt, dass bei religiösen Festen „heilige“ Musik gemacht wird.

Was die religiösen Vorstellungen der Wettaresen betrifft, so haben wir dieselben schon gelegentlich gestreift bei Erwähnung der Amulete und des Medizinmannes. Er beschwört Krankheiten nicht nur durch Zaubergesänge und Trommeln, wie wir oben erzählt haben, sondern wendet ein „Madesi“ genanntes Verfahren an. Ein mit dem gleichen Namen bezeichnetes Götzenbild in Gestalt einer Schlange hängt, mit Medizinen verbrämt, an einem Stabe in der Behausung des Zauberers, des Helfers in allen Leibesnöthen und bei allen Gebresten. Wird er herbeigeholt, so pflanzt er zunächst den Stab mit dem Götzen vor dem Krankenhause auf und entfernt sich. Nach Verlauf einer Stunde erscheint er wieder, und nun beginnt er den Leidenden zu befragen. Hat er sich vergewissert, an welcher Stelle derselbe Schmerzen fühlt, so spuckt er in seine Hände und reibt und knetet so lange den schmerzenden Körpertheil, bis er einen Stein oder ein Stück Eisen, ein Knöchelchen oder andere Gegenstände aus der bearbeiteten Stelle hervorholt. Hierauf wird dem Kranken bedeutet, er sei gesund, und das Götzenbild wird wieder entfernt. Natürlich handelt es sich bei dem Hervorholen des angeblichen Krankheitserregers um ein mehr oder weniger geschicktes Taschenspielerstück, das ich auch in Nord-Westamerika bei fast allen Küstenstämmen und auch in Ost-Sibirien habe ausführen sehen. Das hierbei benutzte Götzenbild unterscheidet sich äusserlich nicht von den dort üblichen Matakaus. — Eine andere Art, Krankheiten los zu werden, besteht in der Aussetzung eines Prau-Modells (roh oder roh-gala), das mit Holzfiguren bemannt ist. Unter feierlichen Beschwörungen wird das Schifflein in die See gestossen, und der Mannschaft befohlen, die Krankheit mitzunehmen, „da Wettar so arm an Bevölkerung sei“ etc.

Wir haben den Matakau-Glauben zuerst vereinzelt in Kotta auf Flores auftauchen sehen, hier trat er uns schon greifbarer entgegen. Ueberall auf den Feldern und an den Bäumen hängen diese „Verbotsstöcke“. Einige hatten die Form eines Krokodils, von 1—3 Fuss Länge und waren bunt bemalt, andere die eines Beutelthieres.*) Das Krokodil soll, so wurde uns erzählt, einst ein reicher aber geiziger Mann gewesen sein, der seine Feldhüter nicht bezahlte. Zur Strafe dafür wurde er von einem bösen Geiste (Mazeit) in ein Krokodil verwandelt und ihm anbefohlen, fortan die Felder selbst zu bewachen. Kommt nun ein böser Geist, um Schaden anzurichten oder Krankheiten zu verbreiten, so warnt ihn das Krokodil davor und droht ihn zu verschlingen. — Wir haben hiermit also schon einen zweiten bösen Geist (Mazeit) kennen gelernt, aber wie Riedel uns zeigt, scheint ihr Name Legion zu sein. Das Beutelthier erhält seinen Platz gewöhnlich vor den

*) Vielleicht des auf Bäumen lebenden Kusu.

Häusern, zum Schutz gegen Diebe, angewiesen. Andere Matakaus haben die Form des menschlichen Rückgrats. Der oberste Rückenwirbel ist als Gesicht zugestutzt. Wer einen fremden Baum plündern will, soll sich beim Hinaufklettern das Genick brechen — dieselbe Vorstellung wie in Kotta. Alle Matakaus tragen Medizinen, wie auch jedermann an Hals, Brust und Waffen damit versehen ist. Zuweilen werden die Matakaus neben einen mit Blättern dicht ausgeputzten Stock von 1—1½ Meter Länge auf einen besonderen Stock gesteckt. Die Stäbe erinnern in auffälliger Weise an die von den



Verbotsstock in Form eines Krokodils.

Ainos, Giljaken und Golden gebrauchten Opferstäbe, die diese Völkerschaften aus gespaltenen Weidenruthen zurechtschnitzen. Die Opferschaale, die zu den Matakaus gehört, hier wie auf der östlich gelegenen Nachbarinsel Kissar lokor genannt, ist aus Blättern geflochten und unterscheidet sich nicht im geringsten von den im Osten gebrauchten.

Eine Hauptrolle in der Dämonologie spielt der Paibai-Wawaki, über dessen Eingreifen in das Geschick des Menschen folgende Sage geht. Ein junger Mann besass eine schöne Schwester, die er eifersüchtig bewachte. Gleichwohl bemerkte er eines Tages, dass sie sich in interessanten Umständen befand, und auf Befragen erklärte sie, mit dem Paibai Wawaki vertrauten Umgang zu haben. Der Onkel wider Willen beschloss diesen bei seinem nächsten nächtlichen Besuche abzufassen und verband seine Hand durch eine Leine mit der seiner auf dem oberen Bambusgestell des Hauses schlafenden Schwester. Durch ein Zupfen wurde er gegen Mitternacht geweckt und erblickte den Gott in der Umarmung seiner Geliebten. Der zur Rede gestellte göttliche Liebhaber gab sich seinem Schwager zu erkennen und erklärte, nie mehr zurückkehren zu wollen; man solle seinen Sohn nach ihm benennen; wenn man Wünsche an ihn hätte, solle derselbe ihn um Erfüllung anflehen. Der Sprössling wurde sehr schön und klug, und man dachte nicht mehr an die Verheissung des Gottes. Da spielte das Kind eines Tages mit seinen Genossen, die sich mit Pfeil und Bogen ergötzten, und äusserte den Wunsch gleichfalls Waffen zu besitzen. Alsbald fielen Pfeil und Bogen, ein Schild, eine goldene Lanze und ein Schwert vom Himmel. Mit diesen Waffen erfocht das Kind später als Mann grosse Siege, heirathete die Tochter eines Radjahs, und nach seinem Ableben holte der Gott die Lanze wieder. Pfeil, Bogen und Schild sind im Laufe der Zeit

verschwunden, nur das Schwert wird noch im Tempel von Ilwaki (umah-malihi) aufbewahrt. Dort befindet sich auch das Ahnenbild des Maoiak — nach Riedel Malihi — eines Stammvaters der Wettaresen von Ilwaki, dessen Hilfe bei Kriegszügen angerufen wird. Ein dreitägiges Fasten ist vor dem Aufbruch in den Krieg geboten. Das Original dieses Idols konnten wir nicht erlangen und haben dem „Museum für Völkerkunde" nur eine angeblich genaue Copie davon überliefern können. Das Schwert soll ganz von Rost zerfressen sein. Wir haben es leider nicht zu Gesicht bekommen und wollen unsere Mittheilungen über Wettar nach dem im Jahre 1886 erschienenen Werke von Riedel: „De sluik en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua" ein wenig ergänzen.

Der Autor hatte in seiner Eigenschaft als holländischer Vicegouverneur Gelegenheit, sich auf das Eingehendste über das Leben und Treiben seiner Unterthanen zu unterrichten, und bewerkstelligte dies, indem er von jeder ihm unterstellten Insel mehrere Leute nach seiner Residenz Ambon schaffen liess, wo er sie in aller Musse befragen konnte. Selbstverständlich hat er auch an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt, sodass seine Angaben fast durchgängig, soweit ich beurtheilen kann, den Thatsachen entsprechen. Nach ihm ist die Insel Wettar von Ost-Timor aus bevölkert worden, und von dort stammen angeblich Opfersteine und Steinbeile, Heiligthümer, die wir freilich nicht gesehen haben. Die Alfurenrasse ist, wie ich bestätigen kann, wahrscheinlich verschwunden. Ob blos der Krieg dies verursacht hat, oder ob Erdbeben und der grosse Bergsturz, von dem die holländischen Seefahrer des 17. Jahrhunderts berichten, die ehemals dicht besetzte Insel entvölkert hat, wage ich nicht zu entscheiden. Noch jetzt erzählen die Eingeborenen von einem metergrossen Pygmäen-Volke, das in 10 Dörfern mit ca. 3000 ehelosen Einwohnern unsichtbar hausen und den Feldfrüchten Schaden thun soll. Nur Köpfe-Schneller können sie erblicken. Gegenwärtig unterscheidet man vier Stände auf Wettar, die Vorfechter (arau-rai), den Adel mit den Unterhäuptlingen (lalait), das Volk (aäwüt) und die ata, die Sklaven. Aufsteigen in eine höhere Klasse ist ausgeschlossen, darum kommen auch Wechselheirathen selten vor, und die Heirath einer Sklavin degradirt den Mann und seine Nachkommenschaft. Der Sklave kann nie frei werden.

Wir haben schon in früheren Kapiteln der Sklaven Erwähnung gethan und wollen hier bei diesem wunden Punkte der Niederländisch-Ost-Indischen Colonien ein wenig verweilen. Ueberall wird der Kreuzzug gegen die Sklaverei gepredigt, aber unter den Augen der holländischen Verwaltung wuchert sie ungestört, wie etwas Natürliches, fort. Der Menschenhandel ist über Timor, Alor, Kissar, Luang, Key, kurz überall in der Banda-See und auf den Molukken unter den Alfuren verbreitet, scheinbar uncontrollirbar. Als Preis für einen Sklaven muss man auf Wettar ein Schwert, ein Gewehr, zehn Schüsseln, vier Sarongs und ein Schwein zahlen.

Jetzt wo alle Welt die Güte hat, dem Sklavenhandel in den deutschen Schutzgebieten seine Aufmerksamkeit zu widmen, dürfte es angemessen sein, diejenigen, die ein stürmisches Vorgehen gegen die Händler verlangen, darauf hinzuweisen, dass eine so alte Colonialmacht wie Holland, trotz verhältnissmässig günstiger Umstände, gar nicht daran denkt, der Barbarei im Archipel zu Leibe zu gehen. Es wäre nicht unangebracht, wenn ein Theil des Eifers gegen die Sklaverei hierher abgelenkt würde, wo er unzweifelhaft bessere Erfolge erzielen könnte.

Wenn wir die von Riedel gesammelten Angaben überschauen, müssen wir den Insulanern eine ziemlich lebhafte Phantasie zugestehen. Ihr Vorstellungskreis ist erfüllt von Schemen: Das Dunkel der Berghöhle, der Monsun mit seinen Stürmen, das Schwanken der Baumwipfel offenbart ihnen die Anwesenheit der Geister, nicht freundlicher Gottheiten, sondern verderblicher Dämonen, die zu böser Stunde als Schreckensgestalten im Busch auftauchen. Da ist der Wemarara, ein menschenähnliches Wesen mit einem Schlangenkopf im Walde gesehen worden, und der Weisse, der Fremde, wird von ihm mit Krankheit geschlagen. In der Grotte des Berges Magore haust der Nurun-Mesak, ein Bock mit einem Menschengesicht, der auf der rechten Kopfseite ein Hirschhorn trägt. Er verbreitet Krankheit unter den Eingeborenen. Es ist natürlich, dass besonders die Höhlen der Bergwildniss der Sitz der Unsichtbaren sind. Im Berge Metahürü walten der Tetlau und seine Frau Herua, alte Leute, als Schützer der von den Vätern überkommenen Sitten und Gebräuche, und wenn Mädchen oder Frauen davon abweichen und ohne Begleitung von männlichen Verwandten sich im Gehölz aufhalten, entführt sie der Kluan-telü nach der Grotte von Elabu, um an ihnen das Exempel irregulärer Schwägerschaft zu statuiren. Er beruft sich dabei wahrscheinlich auf das Beispiel seiner göttlichen Kollegen im klassischen Alterthum, die es ebenso machten. Und sahen nicht auch nach Mose I, Cap. 6, 2 „die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten"? Auch der Verderber der Feldfrüchte Itobühai, der in den Wäldern umherstreift, hat eine Grotte (im Berge Eleta-hürü) zur Wohnung gewählt. Er hat die Gestalt der schon erwähnten Pygmäen und ist der eigentliche Waldgott. Dieselben Befugnisse wie dem Tetlau kommen dem Baumgott Nam-Üpü zu, der im Canarien-Nussbaum wohnt. Bewegen sich aber die Baumwipfel, so ist der Pik-Nitu nicht fern. Er ist der Windbeherrscher, den Sterblichen gewöhnlich nicht sichtbar, und erscheint zuweilen dem Jäger auf der Schweinsjagd. Will dieser nicht dem Tode verfallen, so muss er das erlegte Thier sofort mit sich nehmen. Dem Wilden lebt und webt die ganze Natur; denn neben diesen Geistern giebt es noch andere böse niederer Ordnung, die Swangi oder Rachlulu. Auch die Menschen können in solche ver-

wandelt werden, ein bemerkenswerthes Analogon zu unserem Hexenglauben. Besonders gerathen ältere Damen in diesen Ruf — tout comme chez nous. Ein monatelanger Vorbereitungsdienst bei den Swangis geht der Aufnahme in den Orden voraus. Sie wird mit einem Menschenherzen bezahlt, und dies erlangt der Novize, indem er den Schatten eines Menschen durchsticht. Das Opfer stirbt, und sein in einen Hirsch, ein Schwein oder Beutelthier von jenem verwandeltes Herz fällt als Belohnung in dieser Gestalt dem als Lehrmeister fungirenden Swangi zur Beute. Wie fest eingewurzelt dieser Aberglaube ist, erfuhr ich auf Letti: Zwei Knaben waren mit einander in Streit gerathen, und der eine nannte den andern: „Du Swangi"! Der Beleidigte tödtete seinen Gegner durch einen Klewanghieb und flüchtete in den Busch. Er selbst wurde nach drei Tagen, als ihn der Durst aus seinem Verstecke hervorgetrieben hatte, am Ufer abgefangen und mit einem Speer niedergeschossen. Die Rolle, die das Herz des Menschen bei allen Naturvölkern spielt, ist ihm auch auf Wettar zugewiesen. Das Herz des getödteten Feindes wird im Kriege, wie wir auch auf Flores gesehen haben, verzehrt. Dasselbe geschieht mit der Leber, den Fleischtheilen des Kopfes, der Zungenspitze, und das Blut wird, mit Palmwein gemischt, getrunken. Die Kriegsgesänge, die Riedel anführt, lassen diese Sitte deutlich erkennen. Dass das Köpfeschnellen üblich ist, wurde schon beiläufig erwähnt. Auch hier ist der Unsterblichkeitsglauben verbreitet. Die Seelen der Gefallenen schweben drei Tage nach der Bestattung nach dem Berge Perai, wo sie in die Gesellschaft der höheren Stände aufgenommen werden. Fern von dieser wettaresischen Walhalla auf einem Hügel an der Südküste, also auch noch im Tode abgesondert, hausen die Seelen der letzten Klasse und der Sklaven. Wer ertrinkt, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er bis in alle Ewigkeit in der See herumschweifen muss, ein immerhin reinlicher Aufenthaltsort im Vergleiche zu dem Moraste am Flusse Metluku, in dem sich die Geister derjenigen versammeln, die bei der Ernte der Baumfrüchte herabgestürzt und gestorben sind. Das Einsammeln der Früchte ist nämlich nicht ungefährlich; es kommen viele Unglücksfälle dabei vor, da das Harpuniren der Brotbaumfrüchte von den schwankenden Aesten aus geschehen muss. Diese Seelen sind natürlich nicht sehr über ihr Quartier erfreut und verbreiten nach dem Volksglauben als Swangis in Gestalt von Beutelthieren, Vögeln, Schweinen und Rindern Krankheiten. Auf einem besonderen Vorgebirge hausen die Seelen der in den Wochen verstorbenen Frauen.

Wenn es richtig ist, was Riedel behauptet, dass nämlich früher der Gebärenden das Kind mit einem scharfen Steine aus dem Leibe geschnitten wurde, dann wird die Zahl der Wöchnerinnen am Cap Edenkukun nicht gering sein. Die Nachgeburt wird auf einem hohen Baume ausgesetzt.

Trauer um Verstorbene wird durch die schwarze Farbe des Schamgurtes und

von den Frauen durch schwarze Umhüllung der Armbänder kund gethan. Auch eine Erbschaftssteuer an Früchten und Honig wird von der Wittwe dem Radjah entrichtet. Die Bestattung der Leichname erfolgt in Särgen, und nur die Gräber von Vornehmen sind durch Steinhaufen kenntlich gemacht. Die Todtenfeier findet am Tage nach dem Begräbniss statt und dauert zwei Tage.

Zum Schlusse wollen wir noch einige Worte über die Heirath sagen, die auch hier im wesentlichen einen Kauf bedeutet, der nach Verhandlungen mit den Eltern und Verwandten der Braut zu Stande kommt. Die Annahme des Werbungsgesuches wird dem Bräutigam durch Uebersendung von pubes oder einer gefüllten Tabaksdose aus Palmenblätter als Liebessymbol zu erkennen gegeben. Die Rückgabe der pubes bedeutet die Einleitung der Scheidung. Die Hochzeitsfeier wird im Hause der Braut dadurch eröffnet, dass der Ehekandidat beim Betreten des Festhauses die versammelten Angehörigen der Braut beriecht und mit dem üblichen Nasenreiben begrüsst. Es folgt die Vertheilung des Brautschatzes unter die Verwandten und das Hochzeitsmahl, und nachdem die jungen Eheleute zusammengeführt sind und sich in ein Nebengemach zurückgezogen haben, beginnt eine ohrenzerreissende Trommelmusik und der Gesang einzelner Verse, die einer gewissen Zweideutigkeit nicht ermangeln: „Bearbeite den grossen Garten, das Wetter ist günstig". „Das Wetter ist günstig, rudert anhaltend durch". „Mui-leti (eine Pisangart) ist erfrischend, welcher Genuss!" u. s. w. Die Anspielungen sind durchweg erotischer Natur, und wir verzichten darauf, hierin Riedel weiter zu folgen.

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen ging's an's Abschiednehmen von unserem liebenswürdigen Wirthe, dem wir einen grossen Theil unserer Kenntniss von Land und Leuten, insbesondere der Sprache verdankten.

Leider konnten wir keinen Marsch in's Innere unternehmen und Blutbrüderschaft mit den Eingeborenen trinken, um uns die Wege zu öffnen. Hier, wie im ganzen Archipel schliesst diese, den deutschen Reisenden in Afrika sehr geläufige Sitte, die Verschwägerung der Parteien aus.

Mit schwachem Nordwind stachen wir am 17. Februar, begleitet von den Glückwünschen der gesammten Bevölkerung, frühmorgens in die See, und richteten unser Bugspriet auf die Insel Kissar.



Auf Kissar.

Die Insel liegt zwischen 127° und 127° 10′ östlicher Länge, 7° 55′ und 8° 15′ südlicher Breite; sie ist danach etwa zwei und eine halbe deutsche Meile breit und fünf Meilen lang. Das kleine Eiland zeigte sich unsern Blicken schon früh am 18. Februar, und gegen 11 Uhr Vormittags warfen wir auf der Ostseite im Schutze niedriger Höhenzüge vor dem Dorfe Purpura Anker. Es machte uns Mühe, mit den herbeilaufenden Leuten in Verkehr zu treten; denn keiner war der malaiischen Sprache mächtig. Die Erklärung hierfür ist wohl darin zu suchen, dass gerade bei diesem Dorfe die fremden, handeltreibenden Schiffer wegen des unruhigen Ankergrundes nicht anlegen. Wir wussten, dass kein Posthalter auf der Insel war, sondern nur ein Geistlicher und drei Schullehrer, alle vier ambonesische Christen. Nachdem wir endlich einen malaiisch sprechenden Mann gefunden hatten, liessen wir uns zum Radjah des Dorfes Purpura führen, der uns gastlich aufnahm, mit Apfelsinen erquickte und einen Führer besorgte. Dieser sollte uns nach einem zweistündigen Marsche quer über die Insel nach dem Dorfe Wurili bringen. Wir machten auf der von schönem Wetter begünstigten Wanderung die Bemerkung, dass die Insel eine Hochebene ist, aus der sich zahlreiche Hügel erheben. Die Landschaft war von Büffel-, Ziegen- und Schafheerden belebt, die von Kindern gehütet wurden. Milchwirthschaft ist jedoch trotz des Viehreichthums nicht üblich. Die Eingebornen bearbeiteten den schwarzen Boden für die Bestellung vor. Wir sahen sie in langen Reihen neben einander stehen und hörten weithin ihren Gesang. Sobald das Stichwort fiel, wendeten sie mit einem höchst dürftigen Pfahl (or-waulari), der unsern Brecheisen ähnelt, die Erde um, gewiss eine äusserst mühselige Art von Pflügen. Ein Aufseher schien diese Frohnarbeit zu leiten. Die Leute waren nur mit einem Schamgurt (kornele (he) oder werau oder werneau)



Ackerbauer von Kissar.

und einem flachen Hute bekleidet. Ersteres Kleidungsstück hatte aber auch, wie uns gesagt wurde, den Zweck, durch feste Schnürung das Hungergefühl zu dämpfen, eine sinnige Maassregel, die Arbeitszeit nicht durch Frühstückspausen zu verkürzen. Allenthalben hallte das monotone Singen über die Felder, darein mischte sich zuweilen der Ton der kleinen Bambustrommel (kol-kola) eines Feldhüters, der die Reisvögel verscheuchte. An einer Stelle sahen wir auch, wie jungfräuliches Land urbar gemacht wurde. Die Männer hackten mit Buschmessern das Gestrüpp ab und rodeten die Wurzeln aus, während die Weiber das Holzwerk zusammenschleppten und verbrannten. Man hätte von weitem glauben können, die Herbstfeuer einer Kartoffelernte zu sehen, überall qualmte es gen Himmel, und ein Eingeborner mit der Arrakflasche suchte die Arbeit durch gelegentliche Spenden in Schwung zu erhalten. Die Rodung gehörte dem Orang-Kaja von Purpura, zu dem die Leute in einem Hörigkeitsverhältniss stehen. Während des Marsches sahen wir rechts und links auf den Hügeln Dörfer, theilweise mit Mauern umgeben, doch werden sie zur Zeit der Feldarbeit nicht bewohnt; sondern alsdann dienen dürftige Hütten in der Nähe der Äcker den Bestellern zum Aufenthalt. Wald war nicht vorhanden, nur vereinzelte Pisang-, Cocos- und Mangobäume beschatteten die Feldhütten.

Aus dem Boden trat stellenweise Schieferfels hervor, und wir bemerkten viele Quarzadern in der Nähe der Hügel, an denen uns der Fusssteig vorbeiführte. Die Ebene senkte sich allmählig nach Westen; wir folgten einem Bache, der in einem Thale der Westküste zuströmte, und ziemlich unvermittelt sahen wir beim Umschreiten eines Abhangs Wurili vor uns liegen. Dreissig bis vierzig Häuser standen auf aufgemauerten Terrassen an den Hügelabhängen verstreut zu beiden Seiten des Baches. Sie hatten eine Länge von 40—50 Fuss und waren bis 30 Fuss breit. Zunächst trafen wir auf badende, nackte Kinder. Unter den dunkelfarbigen fielen uns viele von heller Hautfarbe mit blauen Augen und blonden Haaren auf. Man hätte glauben können, deutsche Dorfkinder vor sich zu haben. Es waren Walada, die Abkömmlinge von Soldaten, die hier in früheren Jahrhunderten von den Holländern in Garnison gelegt waren. Diese Mischrasse hat sich seitdem rein erhalten und geht fast nie eine Verbindung mehr mit den Eingeborenen ein, da sie sich als Aristokratie betrachtet. Um so merkwürdiger ist es, dass sie die Landessprache angenommen haben und zum Theil nicht einmal malaiisch verstehen. Auch wir badeten am Abend, wie ich gleich vorausschicken will, an einem kleinen Wasserfall unterhalb des Dorfes, ohne üble Folgen zu spüren. Diese traten erst ein, als wir dasselbe in einem Bache an der Ostküste wiederholten. Das dort stark verunreinigte Wasser rief bei uns allen einen Hautausschlag hervor, der uns mit Jucken und Brennen zwei Wochen lang peinigte.

Wurili bot einen recht malerischen Anblick, und obschon es bloss eine Viertel-

stunde von der See entfernt liegt, kann man wegen der vorgelagerten Hügel diese nicht sehen, wohl aber hört man die Brandung tosen. Von der Höhe aus erblickt man das unendliche, tiefblaue Meer, das nur in der Nähe der Küste einen weisslichen Schein hat. Dieser rührt von den Korallenbänken her, die die Insel umgeben.

Im Südwesten, in einer Entfernung von einigen deutschen Meilen steigt die grüne, wild zerrissene Felsküste von Ost-Timor aus den Fluthen, im Osten die Insel Letti, im Nordosten das Bergland von Roma (Romang). Bei der klaren Luft, einer Folge des reinigenden Westmonsuns, konnten wir auch in weiter Ferne noch die Insel Wettar erkennen. Wir besuchten den Prediger und das Versammlungshaus des Dorfes, eine überdachte, offene Halle, deren Inventar aus zahlreichen Holzbänken und zwei grossen, hölzernen Trommeln bestand. Diese rufen mit ihren mächtigen, tiefen Tönen das Volk zu Versammlungen, Festen und auch zum Kriege.

Ermüdet von der Reise legten wir uns bald im Hause des Predigers nach einem guten Abendessen zur Ruhe nieder. Am nächsten Morgen, Sonntag, dem 19. Februar, erwartete uns die Geburtstagsfeier des Königs von Holland. In der zugleich als Kirche benutzten Schule sangen die Dorfjugend und die zahlreichen Walada unter Leitung des Predigers die Nationalhymne. Ein Lehrer hielt eine Ansprache. Dann folgte das gewöhnliche Festgelärme im Dorfe, und die Menge drängte sich bewundernd um das mit Fähnchen und Wappen geschmückte Schulhaus. Hierbei trat der Gegensatz zwischen europäischer Civilisation und eingeborner Urwüchsigkeit so recht in der Kleidung der Bevölkerung zu Tage. Zwischen den nakten Kissaresen, die einen einfachen Schamgurt als ausreichendes Kleidungsstück betrachten, tummelten sich die Walada in den schwarzen Röcken mit weissen Hemden und europäischen Hüten; einige trugen sogar Schuhe aus Segeltuch, lauter Gegenstände, die der lebhafte Handel mit Australien hierher geführt hat. Obwohl die Einwohner dem Namen nach Christen sind — Muhamedaner giebt es auf Kissar nicht — wimmelte es aller Orten von Matakaus und Bildern der Vorväter, und der Radjah von Wurili, seiner Stellung nach unzweifelhaft Christ, war in diesem Punkt am meisten abergläubisch. Er war nicht zu bewegen, uns den Ankauf von Matakaus und ähnlichen Sachen zu vermitteln, während die offenbaren Heiden in dieser Hinsicht keine Bedenken hegten und uns verkauften, was das Herz begehrte. Wir machten uns noch am Vormittage hoch zu Ross auf den Heimweg. Die Pferde, eine hochbeinige ponyähnliche Rasse, hatte uns der Prediger geliehen. Er versprach uns auf das bereitwilligste, uns Leute mit ethnographisch interessanten Gegenständen zuzuschicken. Auf den Feldern wurde wie am Tage zuvor gearbeitet; das Verbot der Sonntagsarbeit scheint also hier nicht bekannt zu sein. In Purpura angekommen, ging ich mit dem Orang-Kaja durch das Dorf, um Erwerbungen

zu machen; aber da die gesammte männliche Bewohnerschaft auf Feldarbeit auswärts war, konnte ich nur wenige Kleinigkeiten von dem Weibervolk erlangen, doch lernte ich hierbei die Häuser gründlich kennen. Die meisten standen zu ebener Erde, manche jedoch auch auf Pfählen. Die Thür befand sich in der Regel an der Längsseite und führte in einen Raum, der ohne Decke war, sodass man den Hausgiebel erblicken konnte. In diesem Raume befanden sich die Feuerstellen, und von dem Giebel schwebten Bambusgestelle herab, die zur Aufbewahrung von Geräthschaften und Vorräthen bestimmt waren. Auf Querbalken, mit ausgestreckten Armen erreichbar, lagen Lanzen, Bogen, Pfeile und Fischereigeräthe. Unter den Fensterluken waren zum Theil Schlafbänke angebracht. Die übrigen Stuben, den Frauen und dem Hausherrn vorbehalten, hatten eine Decke, sodass sich darüber ein Bodenraum befand, den man mittelst einer Leiter erreichen konnte. Hier werden in Kisten die Gegenstände religiöser Verehrung aufbewahrt, und auf einem Brette am Hausgiebel stehen die Holzbilder der Vorväter, deren Seelen durch eine Luke in der Giebelwand frei ein- und ausspazieren und sich aus der vom Dachfirst herabhängenden Opferschaale ihr Theil holen können. Das Opfer wird regelmässig durch diese Fensteröffnung an seinen Ort gelegt, um die Geister nicht zu erzürnen.

Wir übernachteten an Bord und suchten am nächsten Morgen mit dem Radjah als Lootsen einen besseren Ankergrund am südöstlichen Ende der Insel in der Lakelora genannten kleinen Bucht. Dort ankern bei Westmonsun auch die Dampfschiffe. Die Expedition wäre uns beinahe theuer zu stehen gekommen; denn der Landwind nahm sich unserer elenden Prau dermaassen an, dass wir abtrieben und wahrscheinlich noch an demselben Tage nach Letti gekommen wären. Zum Glück fasste im letzten Augenblick der Anker, und wir hatten das Vergnügen durch mehrstündiges Warpen unser Ziel zu erreichen. Dort richteten wir uns in einer leerstehenden Fischerhütte häuslich ein, schufen sie zu einem regelrechten Laden um und eröffneten sofort das Geschäft mit dem aus Wurili herbeigeströmten Volk. Unter andern Sachen hatte man auch ein vier Fuss langes Holzbild herbeigeschleppt. Es wurde uns als Puiruma-Mauruma (roma = Haus) bezeichnet und hatte im Dorfe Oirata an der Südostspitze von Kissar als „Dorfheiliger" seinen Platz gehabt. Blos Kopf und Schultern waren ausgearbeitet, und die Arme, die mit jungen Palmblättern umwickelt waren, bestanden aus einer durchgesteckten Stange. Zu ihm gehörig war ein absonderlich geformter Stein, in dem man mit einiger Einbildungskraft einen Krokodilkopf zu erkennen vermag. Er war am Fusse der Figur in die Erde gerammt gewesen. Die Nase des ehrwürdigen Ahnenbildnisses fehlte. Sie war durch einen Klewanghieb abgetrennt worden, als im Jahre 1887 die Leute von Wurili das Dorf Oirata mit stürmender Hand genommen hatten. Verschiedene Köpfe hatten die Männer von Oirata auf

dem Platze lassen müssen. Meinungsverschiedenheiten über die Grenzen der Feldmark waren der Anlass des Streites gewesen, und noch jetzt zitterten die Ereignisse jener blutigen Tage in dem Leben der Eingeborenen nach. Die von Oirata näherten sich uns erst nach Abzug ihrer Gegner. Sie sprechen eine andere Sprache als die von Wurili und sollen von Timor stammen. Sie waren dunkler von Haut und hatten krauseres Haar, waren aber, obschon sie etwas verwildert aussahen und vom Handel mit Australien durch die Wurilesen abgeschnitten sind, bescheidener als diese. Die meisten unserer Erwerbungen von Kissar rühren von ihnen her, besonders die Idole, und ergötzlich war es anzusehen, wie sie ihren, ihnen schmählich entfremdeten Puiruma musterten, der im Winkel unseres Ladens einer ungewissen Zukunft entgegenging. Als ich Tags darauf mit dem Sohn des Radjahs von Wurili, Jesaias, die Gegend des Schlachtfeldes durchstreifte, und er mir im schwungvollsten Malaiisch die grossen Kriegsthaten berichtete, wurden wir von Feldarbeitern aus Oirata bemerkt. Die öffentliche Meinung kommt dort zu Lande noch nicht in officiösen Artikeln zum Ausdruck. Die Regierungen der Dorfschaften geben nicht in einer „Nordkissaresischen Allgemeinen Zeitung“ ihre Anschauungen zu erkennen; und so wurde ich Ohrenzeuge, wie die Arbeitenden in Ermanglung derartiger Einrichtungen ihre Ansichten über den letzten Krieg im Gesange zum besten gaben. Mein junger Führer legte sich hinter einen Hügel und hörte gespannt zu: der Ausdruck seines Gesichts liess erkennen, dass nicht gerade sein Lob gesungen wurde. Er war nämlich Anführer gewesen, und sein Herr Papa war wegen der Rauferei von der holländischen Regierung beim Kragen genommen und zur Abkühlung auf ein Jahr nach Letti verbannt worden, wo ich später das Vergnügen seiner bakschischheischenden Bekanntschaft genoss.

Vier Tage lang hausten wir in der Fischerhütte. Mit Sonnenaufgang gegen 6 Uhr, mussten wir auf dem Posten sein, und schon während der viertelstündigen, voraufgehenden Morgendämmerung hörten wir die laute Unterhaltung unserer Geschäftsfreunde, die in hellen Haufen herbeiströmten, und wenn sie auch nicht alle Handel trieben, das Ganze als ein mit einem Jahrmarkt verbundenes Volksfest anzusehen schienen. Unser Standquartier lag am Ausgang eines bachdurchströmten, etwa 100 Meter breiten Thales, und der dort üppig wuchernde Mangrovewald hätte uns wohl einen längeren Aufenthalt verleidet. Drangen wir jedoch tiefer in das Thal ein, so umgab uns bald eine Wildniss von Gummibäumen, Eisenholz und Palmen und die Lianen rankten sich von Stamm zu Stamm, dichte Lauben bildend. Dazwischen glühten gelbblühende Büsche, und ein reicher, farbiger Blumenflor lockte Schaaren von Schmetterlingen, darunter viele mit ganz durchsichtigen Flügeln an, die von Blüthe zu Blüthe flatterten und aus dem dem Bache tranken.

Dreiviertel Stunden lang führt der Fusspfad zwischen sehr steilen, 20—30 Meter hohen Felswänden aufwärts, dann wird der Wald lichter und verliert sich schliesslich gänzlich. Die Abhänge verflachen sich allmählich, und wir stehen vor einem sumpfigen Teiche, in dem Büffel ein beschauliches Dasein führen und freche Krebse den Badenden zwicken. Ich war über die Zudringlichkeit ganz erstaunt und fing ein Gericht der braungrünen Gesellen als angenehme Abwechselung für unsere Küche: Huhn mit Reis und Reis mit Huhn alle Tage, wochen- und monatelang widerstehen nur einem malaiischen Gaumen nicht, und ich verehre Heinrich IV., weil er wollte, dass der Bauer sein Huhn blos jeden Sonntag im Topfe haben sollte. Da die Insel durchweg bewirthschaftet wird, fehlt das Wildschwein, das wilde Rind und der Hirsch gänzlich, nur das Gurren der onomatopoetisch „Bombom" genannten wilden Taube, das Kreischen der weissen Kakadus und der grünen Papageien und Schwärme von Reisvögeln belebten Morgens und Spätnachmittags Wald und Feld. Nur zu diesen Tageszeiten ist solcher Braten zu erjagen; denn nur dann sind sie laut. Sonst sitzen sie still im Laube, und das ungeübte Auge des europäischen Schützen vermag sie nicht zu entdecken. Die Papageien sind übrigens gar keine üble Speise, wenn man die bitterlich schmeckende Haut entfernt hat. Ausser zwei Ausflügen in dem reizenden Thale, die mich auf dem kürzesten und noch dazu schattigsten Wege nach Wurili führten, machte ich einen nach einem alten, verlassenen Dorfe an der Südwestküste, Lekioto. Wahrscheinlich sind die sechs bis acht auf der Spitze eines Hügels belegenen Häuser wegen der Nachbarschaft des feindlichen Oirata geräumt worden. Sie waren noch ziemlich erhalten, und eins davon bot ein ganz besonderes Interesse wegen der darin befindlichen Ahnenbilder und der später zu besprechenden Purkafahnen. Namentlich einem Hause wurde von den Eingebornen eine Art Heiligkeit beigelegt. Ich fand in ihm einen bisher von keinem Schriftsteller erwähnten Hausanker (hana-mur), dessen Bedeutung mir erst später auf Letti klar wurde. Ich werde daher die Beschreibung desselben gleich hier vorwegnehmen. Das Haus in Lekioto besass zwei zu ebener Erde belegene Räume, die beide eine Decke hatten, sodass das Obergeschoss aus einem Boden bestand, zu dem man mittels einer Leiter durch eine Oeffnung hinaufsteigen konnte. Durch diese Oeffnung hing vom Dachbalken ein Rotangseil herunter, das durch einen auf der Stubendiele liegenden Korallenblock von etwa 2—3 Fuss Höhe und 12 Fuss Umfang hindurchging. Drei Fuss über dem Block war an dem Seile ein kreisrundes Brett befestigt, von dessen Rande acht Ovulamuscheln an Cocosfasern herabhingen. Neben der Feuerstelle lag eine grosse Muschel (tridaena gigantea) umgestülpt, unter der die Nabelstränge der in dem Hause gebornen Kinder nach der Aussage meines Führers Jesaias vergraben waren. Beim Betreten des Bodenraumes stiess ich auf sechs kleine Ahnenbilder auf dem Brett unter der Luke und zwei grössere Figuren. Die

eine war ein roh bearbeiteter Pfahl, die andere, mit weiblichen Brüsten, erinnerte durch ihren Gesichtsausdruck, sowie durch die Stellung der untergeschlagenen Beine, an das Bild einer indischen Göttin. Alle übrigen Idole, die wir auf Kissar sahen, hockten mit hochgezogenen Knieen nach landesüblicher Weise. Auf Letti, wo ich den Hausanker in dem sogenannten Tempel zu Tombra wiederfand, wurde mir über den Gebrauch folgendes mitgetheilt: Der den Ahnen Opfernde schüttelt das Seil, sodass die Muscheln klirren und dadurch die Geister von dem Nahen eines Menschen benachrichtigt werden. Dann erst wird der Boden erstiegen und geopfert. — Unterhalb der Idole standen zwei Laden (opo-lahe). Ich schlug den Deckel auf und entdeckte in jeder Kiste je eine der von Riedel oft erwähnten, aber nie beschriebenen Purkafahnen (bandera Purka*). Man darf sich aber darunter keine Fahne in unserem Sinne vorstellen, wie ich es bis dahin gethan hatte. Zunächst glaubte ich, irgend ein Jünger des heiligen Lukas hätte in dieser Behausung einmal seine Sommerfrische verlebt und ein Paar Gliederpuppen vergessen. Aber der Ernst meines Begleiters belehrte mich bald eines besseren. Es waren zwei aus Leinwand genähte, mit Heu ausgestopfte Figuren, deren Grösse der eines Menschen entsprach, nur waren sie ungemein schmächtig. Die Gesichtszüge waren durch Steppnähte hergestellt, ebenso waren Finger, Zehen und Nabel vorhanden, und der wohlgebildete Busen der einen Puppe kennzeichnete sie als weiblichen Geschlechts. Auf dem Kopf und auf den Schultern befanden sich Ösen; mittelst hindurchgezogener Stricke kann man die Figuren an Fahnenstangen aufhissen. Bei dem im Herbste gefeierten Purkafeste werden die Stangen unter dem Nunabaume aufgepflanzt und bleiben dort wochenlang, so lange das Fest dauert. Es wird dem Opolere, (opo = der Alte; lere = Sonne) zu Ehren veranstaltet. Diese höchste Gottheit vereinigt sich gegen Ende des Ostmonsuns durch den Nunabaum mit der Erde Oponuse (nuse = Insel der Erde), um ihr Fruchtbarkeit zu verleihen, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich in den beiden Wechselbälgen die plastische Verkörperung dieser Gottheiten erblicke.

Kein Bitten, kein Flehen, kein Drohen half, ich musste mit blutendem Herzen ohne Opolere und ohne Oponuse abziehen. Nicht einmal Nachbildungen waren zu erhalten. Sonst hatten wir über den Erfolg unseres Tauschgeschäftes nicht zu klagen, denn wir erhielten ein Exemplar der beim Purkafeste gerührten grossen Trommel (tifal-laki-laki; laki = Mann), so genannt, weil der untere Theil den Unterkörper eines Mannes darstellt, kleine Tanztrommeln (kiwal), und die von den Priestern und Priesterinnen auf der Brust an Schnüren getragenen Medaillen (lawang, bezw. mahe). Sie sind aus Messing, haben einen Durchmesser von 3 Zoll, sind dünn wie Papier, und

*) Bandera, portug. Fahne.

weisen verschiedene, eingestochene Figuren auf, theils Fische, theils unregelmässige Vierecke oder Dreiecke, die man vielleicht als eine Art Wappen der einzelnen Ortschaften deuten kann; denn jede derselben hat ein besonderes Symbol, das verehrt wird, wovon wir noch später sprechen werden. Es kommen auch Stücke von Gold und Silber vor. Diese priesterliche Auszeichnung scheint häufiger nur auf Kissar, Letti und Luang verbreitet zu sein und auf den kleinen Inseln der Nachbarschaft. Auf Letti erwarb ich eine solche Medaille aus Gold und will an dieser Stelle erwähnen, dass mir auf Flores der Pater Lecoq in Sikka als Geschenk ein derartiges goldenes Stück übersandte. Er liess mir dabei sagen, es sei von den Bergbewohnern hergestellt. Ich glaubte damals, es stelle den Brustschmuck irgend eines Häuptlings dar, aber ein Vergleich mit den kissaresischen Arbeiten lässt mich jetzt vermuthen, dass ich in ihm einen Cultusgegenstand besitze. Wir sehen auf einer kissaresischen Medaille die eingestochenen Fische mit den Köpfen gegeneinander gestellt, dazwischen befindet sich eine Anzahl Punkte (vielleicht Nahrung), und auf dem Stücke von Flores stehen sich zwei durch einen Baum getrennte Pferde mit erhobenen Vorderbeinen gegenüber.

Ich muss es künftigen Forschern überlassen, festzustellen, ob die in die Augen springende Aehnlichkeit der Medaillen mit einem gleichartigen, religiösen Brauch zusammenhängt. Wenn Forbes, der sie auch auf Ost-Timor angetroffen hat, behauptet, sie würden den Köpfeschnellern für jeden erbeuteten Kopf vom Häuptling zuertheilt, so erscheint dies ganz unglaubhaft, und mancher Krieger, was ich nie bemerkt habe, müsste mit diesen Auszeichnungen über und über bedeckt gewesen sein; denn jene Stämme leben in beständigem Kriege mit einander. Es ist auch nicht anzunehmen, dass auf dem kaum eine Tagereise von Kissar entfernten Timor-Inseln, die überdies in regem Verkehr mit einander stehen, derselbe Gegenstand einem so gänzlich verschiedenen Zwecke dienen sollte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unseren Einkäufen zurück. Eine Menge von Kopfringen der verschiedensten Formen und mit den verschiedensten Bezeichnungen vervollständigten die Sammlung der beim Purkafeste üblichen Gegenstände. Nur bei diesem Feste und im Kriege wird der Kopfschmuck angelegt. Auf den Feldern und in den Dörfern haben wir niemals einen Mann mit einem Kopfring gesehen. Der hervorragendste derselben war (wie fast alle) aus Lontarablättern geflochten und trug einen halbkreisförmigen Aufsatz von Holz, mit Zeug umnäht, auf der Stirnseite, und auf ihm erhob sich ein hoher, buntfarbiger Federstutz, der rechts und links von je einem Fähnchen und einem Holzpüppchen flankirt war, das einen mit einer Lanze bewaffneten Krieger darstellte. Einen ähnlichen mit drei Federstutzen versehenen Aufsatz, der mittelst eines zweizinkigen Kammes im Haar über der Stirn befestigt wurde, erhielten wir aus dem Dorfe Abusir.

Ein Kopfring bestand aus einem halbmondförmigen Holzreifen, der mit einer Schnur auf dem Hinterhaupt zusammengezogen wurde und vier Federstutze trug. Beide Arten Ringe heissen in Wurili: soklei. Ein anderer ist vier Zoll hoch, kunstreich geflochten, von durchbrochener Arbeit, mit einem Stutz von einigen hundert Federn, die auf Stielen von Pferdehaaren und mit diesen an dem Träger des ganzen Stutzes befestigt sind. Dieser Ring heisst ebenso wie einer aus glatten Lontarablättern mit Stutz: manwul-lo-or. In Oirata werden ähnliche Ringe aus gefärbten Blättern ohne Stutz von $^1/_2 - 1$ Zoll Höhe getragen. Die Namen dafür sind verschieden: dagku, reli-nulu (zusammengebogenes Blatt mit eingebranntem Ringornament), seb(e)raku, rapa-nulu (der Federstutz ist durch Blätter ersetzt). Man kann den Rang des Trägers an dem mehr oder minder kunstvoll ausgeführten Ringe erkennen, ähnlich wie in Nordwest-Amerika, wo die Angehörigen der verschiedenen Geheimbünde an den Kopf- und Halsringen genau zu unterscheiden sind. Sie werden in die Stirn gedrückt getragen, so dass sie von Haar frei bleiben.

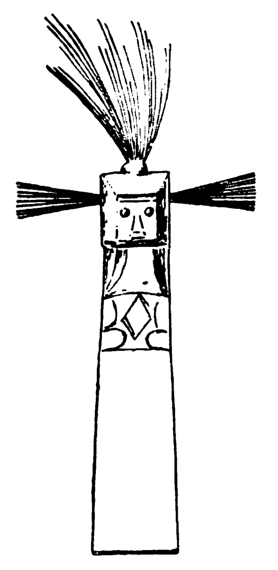
Das Purkafest geht unter dem Nunabaume vor sich; der Platz ist mit weissen Fahnen bepflanzt, und von Priestern (leher-marna-lalape) und Priesterinnen wird die Feierlichkeit mit Gesang und Tanz eingeleitet. Das Volk tanzt Tag und Nacht hindurch, Männer und Frauen, theils gesondert, theils zusammen, die üblichen, manchmal nicht gerade züchtigen Reigen. Das Fest trägt einen priapischen Charakter, worauf auch der mit einem Priapos versehene Untertheil der grossen Trommel hindeutet, die wir in Wurili sahen, und geschlechtliche Ausschweifungen sollen früher auf dem Tanzplatz die Feier begleitet haben. Die Tanzpausen werden durch Massenopfer von Schweinen und den damit verbundenen Schmausereien ausgefüllt, und die Kiefer der Opferthiere, mit Ovulamuscheln besetzt, schwenken die Tänzer in der Hand.

Zu unserm Kaufplatz brachte man uns willig, was wir verlangten, besonders Ahnenbilder. Fast jeder Kissarese trägt ein derartiges Idol in einem Beutelchen von rothem Zeug oder in einem Körbchen um den Hals oder das Handgelenk als Kriegs-Amulet. Das Püppchen, einen bis drei Zoll lang, stellt einen meist hockenden Mann, manchmal auf einer Säule sitzend, dar, und ist aus Horn, Zinn, Elfenbein oder Holz. Die Reichen sollen sogar deren aus Gold besitzen. Sie werden allgemein mit dem Namen „Jene" bezeichnet und erhalten ihre Weihe bei dem Tode eines Menschen, indem man einen Stein neben den Sterbenden legt. Ist die abgeschiedene Seele in den Stein gefahren so stellt man sein inzwischen angefertigtes Bild darauf, und die Seele nimmt Besitz davon. Als sogenannte Dorfheilige wurden uns zwei in einen roh geschnitzten Kopf auslaufende Pfähle verkauft. Sie hatten in Mitten der Dörfer auf regelmässig aufgeschütteten Steinhaufen von Brusthöhe, ($1^1/_2$ Meter im Geviert) gestanden, stammten aus dem in der Nähe von Purpura gelegenen Dorfe Nohowali, hiessen Worbai und Sakeli und scheinen den Sammelnamen



Purkapriester von Kissar.

Aükere zu führen. Jedes der kleinen Idole trägt gleichfalls einen besonderen Personennamen wie Mache-niä-niä, Serenulu, Wollo, Ai-warawara, Pereh, Maubere, Worbai. Wahrscheinlich sind dies die Namen der Vorväter, und ich gebe sie für Sprachforscher. Die in den Häusern am Hausgiebel aufbewahrten Holzfiguren wurden als Heri, Lama-mani, Wukumehe-Laimehe,



Ahnenbildniss (jene).*)
Höhe des Orig. 20,5 cm.

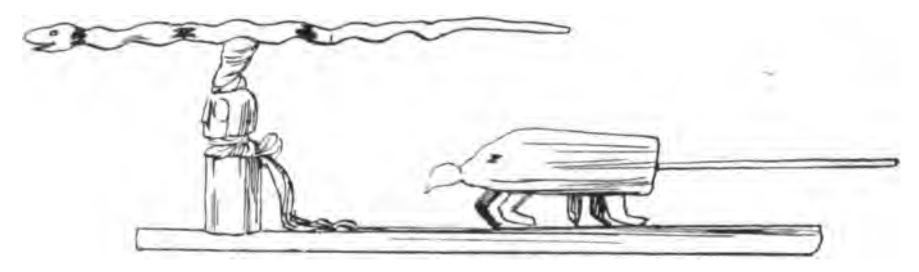
Manunku, Kassilai, Jawreli, Maukisse und zwei weibliche als Koilulumere und Lelimehe-Mahamehe, bezeichnet. Andere dieser Figuren hatten eine specielle Bedeutung. So trugen zwei davon eine Zimmermannsschnur, und eine hiess Ler-nulu. Sie sollen beim Hausbau Opfer empfangen.

Es war nicht immer leicht, den betreffenden Namen zu erfahren; denn eine gewisse Scheu hielt die Leute ab, ihre Vorväter durch Namensnennung gewissermaassen zu entweihen. Auch mochten manche von ihnen, die fremde Figuren im Auftrage der Besitzer verkauften, die Bezeichnungen dafür nicht wissen. Dieselbe Erfahrung machten wir mit den Kriegsmedizinen. Jede hatte ihren besonderen Namen, wie Sitarlene-Watarlene, Ahaumoto-Ahaumera, Apil, Selle, Abileh, Hoi, Lubu-lubu; sie wurden uns nie in Gegenwart anderer mitgetheilt, sondern wir wurden dabei bei Seite genommen, weil der Verkäufer das Geheimniss des Namens hütete, um des Schutzes der Medizin im Kriege nicht verlustig zu gehen. Wir haben daher auch in vielen Fällen den Namen nicht erfahren können. Die besonderen Bezeichnungen der verschiedenen Amulete, die aus Wurzeln, Steinen, Pflanzenresten etc, eingenäht in die

*) Aus den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft", Sitzung vom 30. April 1892.

erwähnten, rothen Lappen, bestanden, haben ihren Grund darin, dass sich zwischen diesen Bestandtheilen jedesmal eines der als „Jene" bezeichneten Püppchen befand, und die ganze Medizin nach ihm benannt war.

Riedel erzählt, einige Leute hätten in ihren Häusern chinesische Götzenbilder, die sie als Tuan-Josi bezeichneten und verehrten. Er leitet josi vom portugiesischen dios ab. Das scheint mir sehr weit hergeholt. Tuan heisst auf malaiisch Herr und in josi kann man mühelos Jesus erkennen. Mir sind dort keine chinesischen Bilder vorgekommen, und vielleicht bezieht sich das von Riedel nach Hörensagen Wiedergegebene auf die von mir in Lekioto aufgefundene Figur von indischem Typus. Als Medizin für Seereisen wurden uns zwei aus Lontarablättern geflochtene Säckchen (Jehun) und ein Wassergefäss aus Bambus (Opo-äë) überreicht. Man opfert gegen Seegefahr auch einen Hahn, der geröstet und ins Meer geworfen wird, nachdem der Prauführer ihn mit seiner kalkbestrichenen Hand an Brust und Nase gehalten und mit dem rechten Zeigefinger dreimal auf das drohende Gewölk hingewiesen

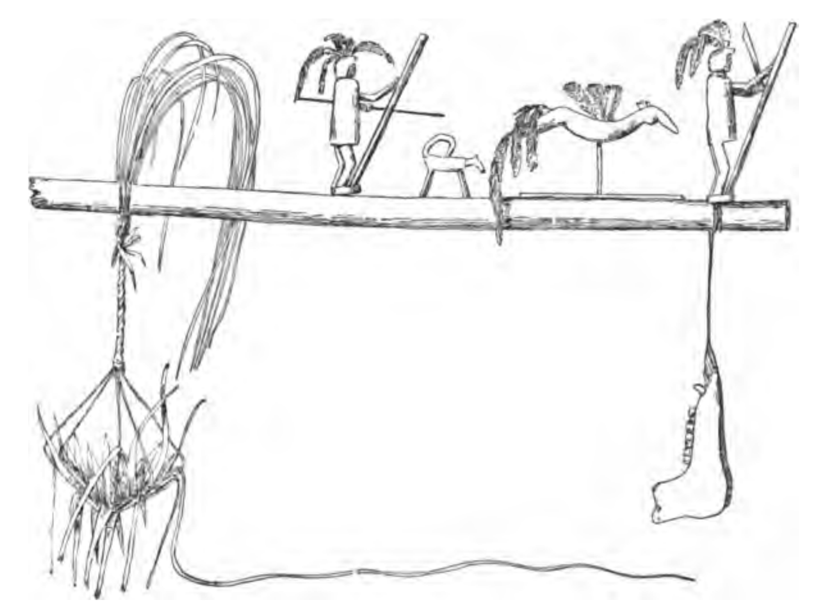


Matakau (Schlange, Mensch und Maus, welche letztere ein Stück Zeug anfrisst).

hat. Erstaunlich war die Mannigfaltigkeit der Matakaus: An allen Wegen und Stegen hingen sie von den Bäumen herab, und das Angebot überstieg schliesslich unsere Nachfrage. Da waren Schlangen aus Holz, roth und weiss gestreift, fast zwei Fuss lang (ne oder jenlabe) ein Hund (ahu), ein Krieger (mamaro), Mäuse (hewer oder ornoho), Fische (sunu), ein Krokodil (lawo), eine Walart (aijku), ein Tintenfisch (rike). Auch giftige Fische waren dargestellt, und zuweilen ganze Gruppen von Kriegern, Schlangen und Vögeln.

Jedes der Thiere soll den seiner Art entsprechenden Schaden, den es anrichten kann, demjenigen zufügen, der ungeachtet der Matakaus sich am Eigenthume seines Herrn vergreift. Mäuse sollen die Kleider des Diebes zernagen, der Tintenfisch soll ihm Schwellungen zufügen, die Schlange ihn beissen u. s. w. Fast an jedem der von uns auf Kissar gekauften Matakaus war der Unterkiefer eines Schweins angebunden, doch habe ich selbst an Ort und Stelle dieses Anhängsel niemals bei den Matakaus bemerkt, und da Riedel erzählt, die Kiefer würden blos zur Erinnerung an Opferfeste aufbewahrt, kann ich mich der Vermuthung nicht entschlagen, dass die erwerbs-

eifrigen Leutchen, um ihrer Waare einen grösseren Werth zu verleihen, uns diese Erinnerungszeichen mit in den Kauf gegeben haben. Handel und Wandel verdirbt auch bei Naturkindern oft den Character. Das erfuhr ich bei den Eskimos in Alaska, die mir anstatt alter Steinäxte prächtige Nachahmungen davon aus Speckstein im trügerischen Halbdunkel der nordischen Winterdämmerung verkauften. Sie hatten den weichen Stein sorgfältig in Thran gekocht und mit Sand eingerieben, und erst einige Zeit später entdeckte



Matakau (Krieger, Vogel und Hund) mit Opferkorb.
Länge des Querstabes 98 cm.

ich, dass die Wilden nicht immer bessere Menschen sind. An vielen Matakaus befindet sich die schon auf Wettar beschriebene Opferschaale (lokor) von verschiedener Form. Zuweilen besteht sie auch aus einer geflochtenen Flasche (harione).

Ausser bei den Matakaus opfert man, wie Riedel erzählt, in den verschiedenen Ansiedelungen verschiedenen Dämonen; in Lebelau wird als Lokalschutzgeist das Krokodil verehrt, in Oirata der Potfisch, in Nomaha das Siebengestirn; andere Geister hausen in den Steinen und Gärten. Die Verehrung der Vorväter scheint allgemein verbreitet zu sein. Cultusgegenstände, die auf die Gottheiten Makarom-manuwe und Makarom-mawakü sich beziehen, bekamen wir nicht zu Gesicht. Die erstgenannte Gottheit soll das Himmelsgewölbe oder die Sonne, die andere die Erde bewohnen. Beide entsprechen also den beim Purkafeste verehrten Opolere und Oponuse, deren Verehrung auch auf Letti und den östlichen Inseln bis Babar verbreitet ist. Kleine

Unterschiede in der Benennung mögen vorkommen; wir haben auf Kissar die von Riedel gegebenen Bezeichnungen Makarom-manuwe und Makarom-mawakü nicht gehört. Letztere Gottheit beschreibt dieser Schriftsteller als eine Schlange im Erdinnern mit goldenem Kopf; der Name Ular-Naga dafür ist ihm unbekannt. Der Glaube an die grosse Schlange, die Herrin über Tod und Leben, als Trägerin des tödtlichen Gifts — „panjeng-naga“, „genommen von der Schlange“ d. h. jemand stirbt — kehrt bis Neu-Guinea wieder. Man nennt sie theils Nag', theils Ular. Besonders interessant und bedeutsam erscheint es, dass auf Kissar die Schlange mit dem goldenen Kopf ebenso ihre Verehrer hat, wie beinah sechs Breitengrade östlicher an der Westküste Neu-Guineas, unter den echten Papuas, bei denen die goldene Schlange Ular-Mas, als Schmuckkette verwendet, das höchste Ansehen geniesst. Ich werde auf Key näher darauf einzugehen haben.

In seiner vollen Kriegstracht erschien eines Morgens ein Mann aus Wurili vor unserer Hütte. Bis an die Zähne bewaffnet kam er, und bepackt mit Waaren wie ein Hausirer zog er wieder heimwärts. Zunächst nahmen wir ihm seinen Klewang (ra-ora-mekem) von der linken Hüfte und seine Kriegskeule (audeul) ab, und ohne langes Handeln überliess er uns auch Pfeil (rāmä-ihi) und Bogen (rāmä) und seine Holzlanze mit breitem, eisernen Blatt (toro-torong). Schwieriger war es schon ihn zum Ablegen seines weiss-gegerbten, runden Lederschildes (dawoi) und seines Lederpanzers (ote, utte) zu bewegen. Ersterer hatte einen Griff, doch kommen auch solche mit zwei Griffen vor. Einer, einem Oiratesen abgekauft, zeigte sogar eine regelrechte, in den Rand eingeschnittene „Grecborte“ und wurde wada-wada (loada-wada?) genannt. Der Panzer ist ein corsettähnlich rundgebogenes Rindsleder, das mit Heften geschlossen wird und nur den Brustkorb deckt. Den Unterleib schützt die mit vielen Bambushülsen versehene Patronentasche (paterone, wie der Name, augenscheinlich alten, europäischen Fabrikaten nachgebildet). Eine an einem Bande umgehängte Tasche (mohon-maka-onna) enthielt ausser Siri das Material zu Flintenpfropfen und die aus Korallen geschliffenen Kugeln (illak-wako). Die dazu gehörige Steinschlossflinte wurde ihrem Besitzer von einem Jungen nachgeschleppt aber von uns nicht gekauft. Es ist selbstverständlich, dass im Gefechte von einem Krieger, der ein Gewehr führt, Pfeil und Bogen nicht gebraucht werden. Doch ist die Lanze auch bei Gewehrträgern im Nahekampf als Wurf- und Stichwaffe üblich. Wer keine Flinte besitzt, wendet für den Fernkampf auch wohl plattgeschliffene oder eirunde, geweihte Steine (wako-na-kopur an; doch sind Schleudern nicht im Gebrauch. An dem Schilde unseres Geschäftsfreundes hing eine kalkgefüllte Bambus-büchse, deren Deckel und Boden herausgenommen werden konnte, so dass sie eine Art Blasrohr darstellt, durch das im Handgemenge dem Gegner ungelöschter Kalk in die Augen geblasen wird.



Krieger mit voller Ausrüstung (Kissar).

Der Krieger war mit dem landesüblichen, baumwollenen Schamgurt, ein Erzeugniss der dort in hoher Blüthe stehenden Weberei, bekleidet. Sie liefert wie auf Letti und Luang schöne Ausfuhrwaare. Darunter besonders eine Art von Umschlagetüchern (snĭker) in lebhaften Farben mit eigenartigen Mustern, die man nach dem Baden zu benutzen pflegt. Beim Weben haben die Frauen geflochtene Musterkarten aus gefärbten Lontarablättern (kanádă; in Oirata: sibi) vor sich. Die Sarongs, deren sich das weibliche Geschlecht bedient, werden durch einen schmalen Gürtel aus Palmrippen um



Männerschamgurt.

den Leib festgehalten (ehe; in Oirata: bato). Dieser ist ornamentirt, und die eingeschnitzten Muster sind mit Kalk eingerieben, sodass sie sich weiss von dem gelben oder dunklen Holze abheben. Hin und wieder dienen auch Nadeln (alfinita) zur Befestigung des Sarongs.

Die Knöchel des Mannes waren mit Streifen von Schaaffell (bibulu) geschmückt, die Oberarme mit Ringen (leli), die Handgelenke desgleichen, selbst an den Fingern trug er Ringe der verschiedensten Art wie alle seine Landsleute. An den Oberarmen der Frauen bemerkten wir keine Ringe. Der Schmuck der Handgelenke war in der Regel aus Hornkoralle (au-mulleï) mit hineingeschlagenen Messingstiften. Ausser den schon beschriebenen Ringen sind als Haarnadeln (assa) Bambusgabeln mit einem Messinghahn als Knopf für Männer, und für Frauen solche aus einem einfachen Horn- oder Messingstabe (kur-kubang) mit ornamentirten Knöpfen aus demselben Material in einem Stück und Haarnadeln mit Federn (aur-roko-roko) üblich. Kämme



Frau von Kissar.

trugen beide Geschlechter (Kamm aus Horn oder Holz mit Hahnenfeder oder Ziegenhaar, beim Purkafeste getragen: naham; bei demselben Feste im Dorfe Abusir üblich: waikeno; Kamm mit Federschmuck aus Wurili: sei-so-or; Männerkamm aus Horn: naham-mo-oni).

Hahnenkämpfe scheinen dort gleichfalls ein beliebtes Volksvergnügen zu sein; der Hahnensporn (kuri-manu) wurde uns auch hier zum Kauf angeboten. Das Feilen der Zähne beim Eintreten der Geschlechtsreife ist nicht durchgängig Sitte und wird mit Steinen (wako-aih-niha) vorgenommen. Wird ein Kind geboren, so erhält es alsbald ein Amulet um um den Hals. Manchmal besteht dieses aus einem aus Knochen geschnitzten Fisch. Die Wöchnerin erhält, wenn sie aus einem anderen Dorfe als ihr Mann stammt, bei der ersten Geburt von dessen Angehörigen eine Lanze geschenkt, die sich von den andern Lanzen dadurch unterscheidet, dass sie einen langen Widerhaken besitzt, und der Ansatz des Blattes mit Ringen aus schwarzem Holz, Elfenbein oder Horn überdeckt ist. Im Kriege wird sie nicht gebraucht und ihr rostiges Aussehen deutete auf ein hohes Alter hin. Die mit diesem Geschenk verbundene Symbolik blieb uns verborgen. Von Jagd kann auf Kissar nicht viel die Rede sein, da kein jagdbares Wild vorhanden ist, Vögel ausgenommen. Man stellt ihnen mittelst Schlingen (ili), fusslangen, gefiederten Blasrohrpfeilen (Blasrohr: o-o-u; Blasrohrpfeil: o-o-u-ibi) und Pfeil und Bogen nach. Lebhafter wird die Fischerei betrieben. Hat ein grosser Fisch angebissen, so wird er harpunirt (Harpune: ker-ian) und in das Boot geworfen. Fliegende Fische verfolgt man mit dem vielspitzigen Wurfspeer (hapak), Schildkröten mit einer besonderen Harpune (kadi-kadi), und beim Fischfang in den Korallenriffen kommen gleichfalls mit Widerhaken versehene Spiesse, auch Wurfnetze und Reusen zur Anwendung, und vom Boote aus der Pfeil auch bei kleineren Fischen. Schöngeschnitzte Vorder- und Hintersteven, so schön, wie wir sie im ganzen Archipel nicht wiedergefunden haben, zeichnen die kleinen Auslegerboote aus.

Da der Wind direct nach Letti hinüberstand, brachten wir am 23. Februar Abends unsere Sachen an Bord und steuerten bei wundervollem Mondschein gegen Mitternacht nach dieser Insel, deren silbern erglänzende Hügel wir schon um 3 Uhr früh sichteten. Nach siebenstündiger Fahrt gingen wir an der Ostküste von Letti vor Anker.



Auf Letti, Luang, Babar und Mulo.

(Letti: 127° 30′ und 128° 30′ ö. L. G. 8° 5′ und 8° 20′ s. B. — Luang: 128° 20′ und 129° 10′ ö. L. G. 8° 5′ und 8° 25′ s. B. — Babar: 129° 30′ und 130° 5′ ö. L. G. 7° 30′ und 8° 10′ s. B.)

Unser Ankerplatz war so schlecht, dass wir nachfolgende Reisende vor ihm warnen müssen. Ein Korallenriff, das bei niedrigem Wasserstande fast trocken liegt, erzeugte eine ziemlich starke Brandung; es verhinderte uns, nahe am schützenden Ufer Anker zu werfen, und wir benutzten die Fluth, um die Barre zu passiren und uns dem Strande zu nähern. Hier war das Wasser so seicht, dass die Prau wiederholt aufstiess. Weit besser sind die Häfen an der Nordküste, wie wir zu unserem Leidwesen erst später erfuhren. Der von Serwaru bietet bei Ostmonsun, der von Tombra bei jedem Winde, da er nach Angabe der Eingeborenen eine Tiefe von 8 Faden hat, für Prauen und grössere Seefahrzeuge einen schönen Ankergrund. Vorgelagerte Korallenriffe halten die Wogen ab und gestatten an einigen Stellen die Einfahrt in das ruhige Wasser. In der Nähe von Letti, kaum zwei bis drei englische Meilen entfernt, liegt im Osten die bergige Insel Moa und dahinter, durch eine schmale Strasse davon getrennt und von Letti aus nicht sichtbar, die niedrige Koralleninsel Lakor. Da bedeutende ethnographische Unterschiede zwischen diesen Inseln nicht zu erwarten, und unsere Zeit zu knapp bemessen war, haben wir weder Moa noch Lakor betreten. Jene soll früher sehr bevölkert gewesen sein; indessen haben auch hier lange währende Kriege mit Letti die Bevölkerungsziffer heruntergedrückt.

Wir besuchten zunächst den Lehrer des in der Nähe gelegenen Dorfes Batumean, erhielten von ihm einen Führer nach dem an der Nordküste gelegenen Dorfe Serwaru und machten uns unverzüglich dahin auf. Wir mussten in einstündigem Marsche die Nordosstpitze von Letti überschreiten

und lernten hierbei den landschaftlichen Charakter der Insel kennen. Sie ist von niedrigen Hügelketten von Osten nach Westen durchzogen, aus denen sich in der Mitte ein hutförmiger, über 1000 Fuss hoher Berg erhebt. Er ist weithin kenntlich, soll vulkanischen Ursprungs sein und wurde von mir wegen seiner eigenthümlichen Bildung noch nach einem halben Jahre recognoscirt und als Landmarke benutzt. Unser Weg führte uns in bedeutender Entfernung davon über eine mit Gras bewachsene, hügelige Ebene, und nachdem wir das Mangrovegebüsch des Strandes und den Wald von Gummibäumen in der Nähe von Batumean verlassen hatten, spendete uns nur ab und zu ein Canarien-Nussbaum oder Gummibaum während der Wanderung Schatten. Kleine Reiss- und Maisfelder zeigten sich hin und wieder, doch schien das Land zum grössten Theil brach zu liegen. Wie uns der Posthalter später erzählte, wird das Dreschen hier in ganz eigenthümlicher Weise vorgenommen. Die Aehren werden auf eine Matte geschüttet, und alle, die dem Besitzer anverwandt und zugethan sind, tanzen auf der lieben Gottesgabe bei Trommelklang herum, bis die Körner von den Hülsen befreit sind. Ernte und Erntefest stehen also in unmittelbarem Zusammenhang. In der Nähe unseres Zieles gingen wir durch ein Wäldchen von Nussbaum und erblickten auf einem Hügel die Dächer des Dorf Tutukai. Die Häuser selbst lagen hinter einer 8 bis 10 Fuss hohen, etwa 5 Fuss breiten Mauer von Basalt-, Trachyt- und Korallenblöcken, ein Anzeichen kriegerischer Zustände. Wir traten in das ziemlich regelmässig gebaute Dorf durch eine Thoröffnung in der südlichen Mauer und verliessen es durch das entsprechende Thor im Norden. Beide Thore hatten keine Thorflügel, und das nördliche war ziemlich verfallen, was anzeigte, dass die Zeiten friedlich geworden waren. Der Weg senkte sich ziemlich steil nach dem Ufer hinab, wo, kaum einen Büchsenschuss entfernt, das Stranddorf Serwaru, der Sitz des Posthalters van Room und eines holländischen Pastors sich innerhalb eines Palmenwaldes in der Länge von mehreren hundert Schritten ausbreitete.

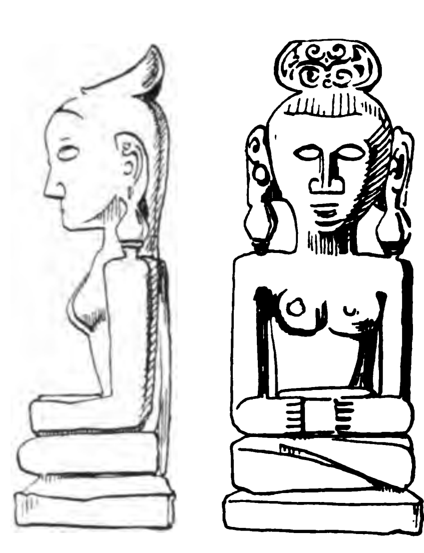
Herr van Room, ein europäisch-malaiischer Mischling von Ambon gewährte uns die stets mit Freuden angenommene Gastfreundschaft, die ausser den Handelsvortheilen uns die Möglichkeit bot, dem schauerlichen Nachtquartier auf der Prau zu entgehen. Lieber einige Mosquitostiche auf dem Lande in den Kauf nehmen, als auf dem Procrustesbett der engen Kabine gegen den Geruch des Kielwassers und die Ausdünstungen der Matrosen die erfolglosen Abhärtungsversuche fortsetzen!

In Serwaru sollen Christen wohnen: die ländlich einfache, thurmlose Kirche bildet den Mittelpunkt des religiösen Lebens. Sie ragt weit über die Hütten des Dorfes hinweg und wird am Sonntag eifrig besucht. Das weibliche Element überwiegt bei den Besuchen, die Einwohner von Tutukai, halten sich als Heiden fern. Der Gottesdienst besteht aus einer malaiischen Predigt und Gesang, der sich von dem von uns in Larantuka gehörten

merklich unterschied. Die Sänger schienen mit drei Tönen die Melodie aller Choräle zu bestreiten, was mehr erbaulich als philharmonisch war. Die sonntägliche Tracht, von den Missionären eingeführt, besteht bei den Weibern ausser dem Sarong aus einem dunkelblauen Leinwandtuche — unserem Haupthandelsartikel — das, über den Kopf geschlagen, vorne den Busen bedeckt und über den Rücken bis auf die Waden herabhängt.

Die Erforschung des Dorfes nahmen wir unter Leitung des Posthalters vor, und wir konnten uns der Bemerkung nicht entschlagen, dass gerade auf dieser kleinen Insel das angebliche Christenthum auch in Serwaru vom Heidenthum überwuchert wird, soweit der Ahnencultus in Frage kommt. Zieht man in Betracht, dass die holländische Garnison früherer Jahrhunderte fast durchweg aus Soldaten katholischen Glaubens, französischen, luxemburgischen und elsass-lothringischen Söldnern, bestanden hat, bei denen die Heiligenverehrung im Schwange war, und dass ihr die Verehrung der Ahnen einigermassen entspricht und sich bei einiger Weitherzigkeit auch mit dem evangelischen Dogma vereinigen lässt, so begreift man, wesshalb alle Versuche der holländischen Missionäre, den Glauben an die Macht der Vorväter auszurotten, bisher gescheitert sind.

Wir fanden die Häuser auf Steinfundamenten aus Cocosplanken erbaut und mit Palmblättern gedeckt. Das Dach war unverhältnissmässig hoch und das Gebäude, um den allerorts frei herumlaufenden Schweinen den Zutritt zu verwehren, mit einer niedrigen Steinmauer umgeben. Das Innere der Häuser unterschied sich von den anderwärts gesehenen dadurch, dass die einzelnen Schlafplätze für die Insassen an den Wänden durch Matten abgetrennt waren, sodass ein einziger freier Raum mit der Feuerstelle übrig blieb. In ihn hinein führte von aussen von der Ost- und Westseite je eine Thüre. Eine regelrechte Zimmerdecke war nicht vorhanden; man konnte durch die Laufplanken des Bodens, der zur Aufbewahrung von Haushaltungsgegenständen und Vorräthen diente, das Dach sehen. Hier wie auf andern Inseln, standen auf einem Brett an der Giebelluke die Holzfiguren der Vorväter, und vor ihnen schwankten im Winde am Aussengiebel die Opfergefässe. Auch hier machten wir wieder die Erfahrung, dass die sogenannten Christen hartnäckig an ihrem Eigenthum festhielten und sich nicht von diesen Penaten trennen wollten. Der erfolglosen Verhandlungen müde, stiegen wir nach Tutukai hinauf. Hier wimmelte es von Ahnenbildern, und zahlreiche Exemplare gaben uns ein vollständiges Bild dieses Cultus. Die von uns erworbenen Stücke haben durchweg ein hohes Alter. Die Eigenthümer veräusserten sie, wie man uns sagte, weil die Geister aus ihnen gewichen und nach dem Aufenthaltsort der Todten (einer Insel, einer Landspitze, einem Berge) zurückgekehrt seien. An den Idolen kann man unterscheiden, welchem Stande der frühere Bewohner angehört hat. Die Angehörigen des ersten Standes, Marna, aus



Ahnenbild einer Priesterin mit Sirikorb.



Ahnenbild eines Mannes aus dem Volke.





Ahnenbild eines Priesters.

dem die Radjahs und Priester (muani-riësre) und Priesterinnen (puata-riësre) hervorgehen, glauben, ihre Ahnen seien an einem Tau vom Himmel herabgelassen worden. Sie bilden die Aristokratie des Volkes und suchen sich durch strenge Strafen vor Vermischung mit den zwei andern Ständen zu schützen. Ihre Ahnenbildnisse tragen Ohrringe, einen Schmuck, den wir überhaupt nicht auf Letti zu Gesichte bekommen haben, und Kopfzierrathe, die an Bischofsmützen erinnern. Doch wechseln die Formen. Wir verweisen auf die Abbildungen. Die Priester hocken wie das Volk im täglichen Leben auf dem Gesäss und haben die gekreuzten Arme auf die hochgezogenen Kniee gelegt, die Priesterinnen dagegen sitzen mit untergeschlagenen Beinen da und halten mit den Händen einen Sirikorb im Schooss. Der Kopf der weiblichen Figuren ist mit einer Art von Haube bedeckt, die lebhaft an den Kopfputz der norwegischen Lappländerinnen erinnert. Jedes der Bildnisse trägt den Namen dessen, den es darstellen soll; so wurden uns die zweier Priester im Geheimen als diejenigen der Herren Dainu und Kini bezeichnet. Das eines Kriegers der ersten Kaste aus Tombra wurde Erwali genannt, und seine Frau Buiketti, von der ein grosses Kriegergeschlecht abstammen soll, trug — das einzige dieser Art — ein Kind im Schooss. Ich bin nicht in der Lage die übrigen Namen der Priesterbildnisse anzugeben, da die etwas geheimnissvolle Art der Erwerbungen, die uns nächtlicher Weile von befreundeter Hand zugeführt wurden, eine Feststellung der Namen unthunlich erscheinen liess. Die Geister werden, wenn ihre Zeit um ist, auch aus den Schränken des Museums den Weg zur heimischen Todteninsel zu finden wissen.

Die Figuren der Angehörigen des zweiten Standes (Wusuru) zeigen eine andere Art länglichen Ohrschmuckes, wie er gleichfalls dort nicht mehr, wohl aber noch auf den Nachbarinseln im Gebrauch ist. Der Kopf trägt in dem aufgerollten Haar den landesüblichen Federstutz. Die Bildnisse der Männer Poro, Meik, Tay, Tassala, das einer Frau, eines Mädchens und eines Kindes Op-Siwi (Grossmutter Siwi), Naramlei und Palmjan wurden uns mit diesen Namen übergeben, ausserdem eine ganze Anzahl anderer, deren Bezeichnung wir im Drange der Geschäfte nicht erfahren konnten. Die gegebenen Namen werden genügen, um darzuthun, dass wir es auch hier mit dem auch bei den Papuas verbreiteten Ahnencultus zu thun haben. Wenn noch ein Zweifel daran herrschen könnte, so würde er völlig widerlegt durch die Figur einer Köchin (koki, augenscheinlich eine holländisch-malaiische Bezeichnung), die einen Kochlöffel als Postament hat, und die einer Prostituirten Nalliei-lawarissi, deren linke Brust von einem Geschwür zerfressen erscheint. Auf Befragen des Posthalters erklärten uns die Eingeborenen diese Darstellung aus dem leichtsinnigen Umgange der jungen Dame mit fremden Schiffern.

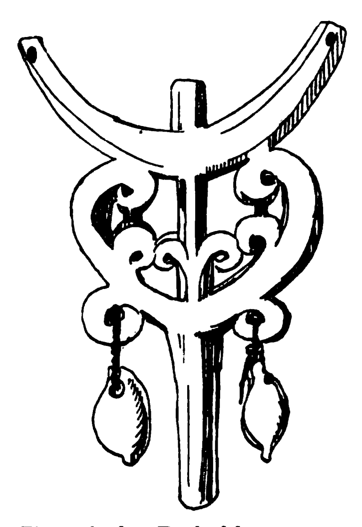
Die Figuren, die Leute der dritten Kaste (Ate) bezeichnen sollen, sind meist ohne Ohr- und Kopfschmuck. Nur zuweilen ist ein Haarwulst an-

gedeutet. Neben den auch hier zu Lande geführten Kriegsmedizinen werden die Ahnenbildnisse, die wir schon auf Kissar kennen gelernt haben, getragen und mit dem Namen des betreffenden Ahnen z. B. Ableare, Porloi etc. benannt. Diese führen hier wie dort den Collectivnamen „Jene“ und werden aus Elfenbein, Ebenholz, Horn und anderem Material hergestellt. Indem ich diese Betrachtung über den Ahnencultus auf Letti schliesse, will ich nicht unerwähnt lassen, dass nach Riedel die Stammmutter dieser Gegend Riise-erne geheissen haben soll, was die oftmalige Wiederkehr der Bezeichnung „riësre“ für Priesterin erklären würde. Wir gingen in Tutukai von Haus zu Haus, um zu handeln. Von eigentlichen Strassen kann man nicht sprechen, doch stehen die Gebäude ziemlich geordnet in Reihen und unterscheiden sich nicht von denen am Strande.

Blos eins davon stand auf mannshohen Pfählen an einem freien Platze. Als wir uns ihm näherten, liefen die Weiber mit Geschrei zusammen und umschwärmten uns wie Krähen, wenn man in die Nähe eines Horstes gelangt. Herr van Room scheuchte sie mit Drohungen in ihre Hütten zurück, und ich konnte ungehindert das geheimnissvolle Haus betreten. Eine Thür war nicht vorhanden. Ich trat zwischen den das Haus tragenden Pfählen hindurch und bemerkte, dass ich mich an keinem Wohn- sondern an einem Cultusorte befand. Ich konnte ungehindert vom Erdboden aus bis an die Blätterbedachung hinaufschauen: eine Gallerie lief im Innern des Hauses an den Längs- und Giebelseiten herum, und ich stieg mittelst einer an die eine Giebelseite gelehnten Leiter hinauf. Ohne mich zu bücken, konnte ich auf der Gallerie einen Rundgang machen und dabei die in unregelmässigen Abständen mit dem Rücken an die Wand gelehnten Ahnenbilder, die alle Anzeichen eines sehr hohen Alters an sich trugen, betrachten. Sie hatten den schon beschriebenen Typus und waren von verschiedener Grösse; es mochte höchstens ein Dutzend davon vorhanden sein. Spuren von Opfern bemerkte ich nicht und kam zu dem Schluss, dass ich mich an einer Aufbewahrungsstätte für Ahnenbilder befand, deren ehemaliger Besitzer längst gestorben, selber nur noch im Bilde in der Erinnerung lebte. Unter diesen Jene befand sich auch ein drei Fuss hoher Pfahl, der in einem geschnitzten Kopf auslief, vor dem unterhalb eine Opferschale mittelst eines Zapfens eingefügt war. Ferner lag in einer Ecke, im Halbdunkel schwer erkennbar, ein Brett, das Kopf und Brust eines Mannes darstellen sollte. Ich ahnte damals nicht, dass ich mit beiden Gegenständen noch ein Wiedersehen feiern sollte. Auch Herr van Room konnte mich nicht über den unerwarteten Fund aufklären. Das Haus wurde uns als Roma-luli (heiliges Haus) oder Roma-sursurde bezeichnet. Auf dem freien Platz in seiner Nähe verbreitete ein alter Nunabaum Schatten, und auf einem Unterbau von Felsblöcken waren die drei Dorfgründer Lot, Dara und Lai aufgestellt. In eine Holzplanke waren drei Pfähle in Abständen

von einem Fuss eingelassen, die, in Höhe von vier Fuss durch ein Querholz verbunden, auf ihren Spitzen die genannten Heiligen trugen. Ueber jedem ragte ein mit Ovulamuscheln behängter, anderthalb Fuss langer Rotang in die Höhe. Am Fusse des dreiblättrigen Kleeblatts lagen verschiedene uralte, vermorschte Jene umher. Theilweise war von ihnen nur noch ein Kopf oder ein Arm erhalten.

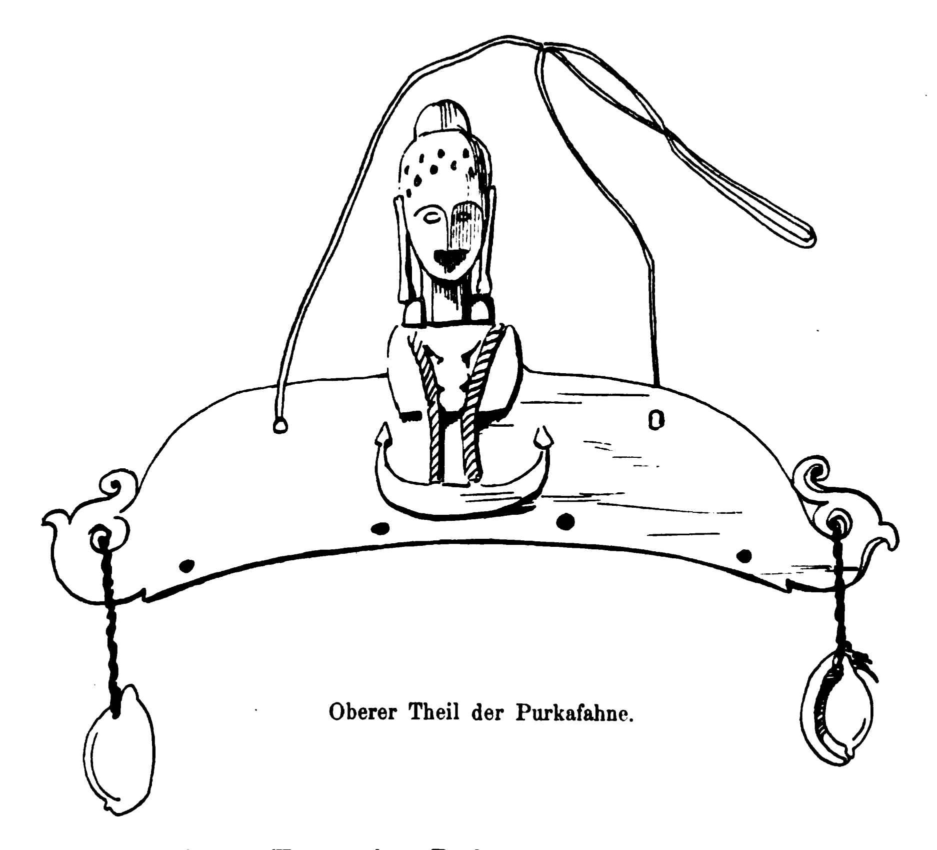
Warum diese Idole hier, Wind und Wetter ausgesetzt, verkamen, während ihre Collegen, die ich eben besucht hatte, im Roma-luli ein beschauliches Dasein führten, konnte mir nicht erklärt werden. Ich hatte durch den Besuch die öffentliche Stimmung gegen mich aufgebracht und wurde mit Misstrauen angesehen. Aber ein Reisender kann, wenn er überhaupt zuverlässige Nachrichten sammeln will, sich nur auf seine eignen Augen verlassen und nicht



Zierrath der Purkafahnenstange.

immer die religiösen Gefühle der Heiden schonen. Wollte man dies thun, so würde man gar nichts erfahren, denn die sogenannten Christen lügen dem Forscher das Blaue vom Himmel herunter, und die Sprachen der kleinen Inselvölker sind zu unbekannt, der Verkehr durch Dolmetscher oft unmöglich, als dass man von einem Heiden sich theoretisch über seine religiösen Vorstellungen unterrichten lassen könnte. Da heisst es eben, practisch zugreifen und mit dem Sammelobject in der Hand weiterfragen. Oft nützt auch das Fragen nichts. So konnte ich trotz aller Mühe nicht feststellen, aus welchem Grunde der oben beschriebene Pfahl mit Kopf im Roma-luli aufbewahrt wurde, und was er bedeuten sollte. Der Diener des Posthalters vermochte uns trotz Hinzuziehung eines andern Eingebornen nur zu sagen, dass der Pfahl luli sei, was natürlich kein Name sondern nur die allgemeine Bezeichnung für jeden Cultusgegenstand ist. Da wir uns noch unter dem

Kunabaume, d. h. auf dem Platze für das hier ganz besonders gefeierte Purkafest, befanden, will ich gleich einschalten, dass ich mit jenem Pfahl später auch das Brett erhielt, das mir in dem Roma-luli aufgefallen war. Ich erkannte in ihm den Obertheil einer Purkafahne. Es stellte den Kopf und die Schultern eines Menschen dar; von dem Halse hing, in Relief gearbeitet, an zwei Schnüren ein halbmondförmiger Brustschmuck herab, den man vielleicht auch als eine Frau ansehen kann. Die Brustwarzen waren angedeutet, und Löcher am untern Bauche dienten dazu, den wie auf Kissar aus Leinwand



Oberer Theil der Purkafahne.

hergestellten übrigen Körper des „Purkagottes“ zu befestigen. Diesen Theil erhielt ich freilich nicht. Man schilderte uns das Purkafest und die damit verbundene Sage genau so wie auf Kissar, und eine jener kreisrunden Platten, die die Priester bei der Feier als Brustschmuck tragen, legt Zeugniss für die Ebenmässigkeit der Gebräuche auf beiden Inseln ab. Die Platte besteht aus Gold.

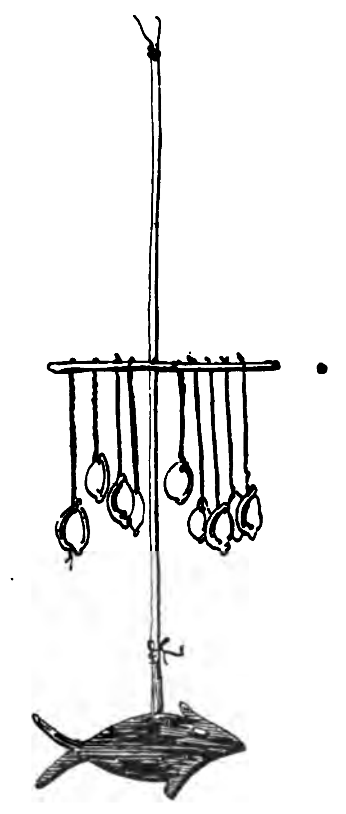
Wir bewerkstelligten hierauf unsern Abstieg nach Serwaru und nahmen das Mittagsmahl bei unserm Gastfreunde ein. Seine Frau leistete uns dabei nicht Gesellschaft. Obwohl sie eine Ambonesin war, litt sie fortwährend am Fieber, ebenso wie unsere makassarische Mannschaft, während beide Theile

in der Heimath davon völlig frei waren. Auch ich hatte in diesen Tagen wieder einmal einen Anfall der tückischen Krankheit. Vorläufig bemerkte ich noch die Zeichen des Herannahens, die Benommenheit des Kopfes, die Gliederschwere und das Reissen, nicht und machte mich beim angenehmen Fächeln des Monsuns nach dem Essen auf, um Tombra zu besuchen. Längs des Palmwaldes schritt ich auf dem Küstensande westwärts, bis eine in die See hinauslaufende Felsenzunge mich zum Steigen zwang. Von der Höhe sah ich das hochummauerte Dorf nach fünfviertelstündigem Marsche, von meinem Standpunkt durch ein leeres Bachrinnsal getrennt, auf einem Hügel liegen. Ich durchschritt es, erklomm jenseits den Abhang und trat durch die Thoröffnung, die nur zu Kriegszeiten mit Steinen vermauert wird, in Tombra ein. Mein Ziel war das wie in Tutukai auf Pfählen erbaute Roma-luli. Zum Theil waren diese Pfähle mit Schnitzereien versehen, und die Giebelwand an der Strasse, aus Längsbrettern bestehend, war mit Figuren von schwarzer und rother Farbe bemalt, Darstellungen von Kriegs- und Jagdscenen, dazwischen Walfische. Die Ausführung war natürlich keine künstlerische, entbehrte aber nicht einer gewissen Naturbeobachtung und brachte das, was dargestellt werden sollte, in verständlicher Weise zum Ausdruck. Es war der erste und einzige Fall einer Hausbemalung, der mir auf der Reise begegnet ist. Der Anblick war überraschend malerisch. Das Gebäude selbst war gut erhalten, nicht so verwahrlost wie das in Tutukai und dreimal so gross. Ich konnte ungeachtet der vor einigen Stunden gemachten Erfahrungen der Versuchung nicht widerstehen, das Innere zu betreten, aber die während meines Verweilens vor dem Hause zusammengelaufenen Frauen wollten sich ins Mittel legen und haschten nach meinen Beinen, als ich die Leiter hinaufeilte. Glücklicher Weise entrann ich der heulenden Menge, und da keiner der Männer mich hinderte, durfte ich mit einiger Musse Vergleiche mit dem Roma-luli in Tutukai anstellen.

Beim Heraufsteigen hatte ich den schon auf Kissar beschriebenen hier an der rechten Seite der Leiter angebrachten Hausanker und seinen am Firstbalken befestigten Strick gestreift und so den Ahnen mein Erscheinen pflichtschuldigst angekündigt. Das Geräth unterschied sich von dem in Lekioto aufgefundenen dadurch, dass unter der mit Muscheln verzierten, kreisrunden Scheibe ein hölzerner Fisch (ikan-luli) hing. Später wurde mir aus einer verfallenen Cultusstätte ein solcher von hohem Alter gebracht und dabei erzählt, dass ihm das Fleisch erschlagener Feinde nebst Reis geopfert werde. Riedel bestätigt diesen Brauch insofern, als er von Menschenfleischopfern spricht, die als Gemengsel von Wange und Zunge des Gegners und Schweinefleisch von goldenen Tellern gegessen würden. Die Hände der Erschlagenen würden zusammengebunden und als Besen zum Reinfegen des Platzes unter dem Nunabaum verwendet. Die Entrüstung über mein Eindringen in das

Heiligthum, in dem zwanzig Ahnenbilder und verschiedene Cultusgeräthe aufgestellt waren, wird begreiflich, wenn man bedenkt, mit welcher Pietät die Leute jeden zum Opfern oder beim Purkafest verwendeten Gegenstand, selbst wenn er längst ausser Gebrauch gesetzt ist, aufbewahren.

Der religiöse Sinn ist ganz hervorragend entwickelt, allerdings wie überall in der Welt mehr bei dem schwächern — ich kann hier wirklich nicht sagen schöneren — Geschlecht. Bei Kriegen richtet sich daher in der Regel der Zorn des Siegers zunächst gegen die Ahnen und den Gottesdienst des Unter-



Hausanker (ikan-luli).

legenen. Die Stangenspitze einer „Purkafahne“*), aus Holz schön geschnitzt und mit Ovulamuscheln behängt, zum Hineinstecken in die Fahnenstange bestimmt, und ein Block, durch den das Bild des Opolere aufgehisst worden war, übergab man mir mit dem Bedeuten, beide Ueberbleibsel seien Trophäen aus längst entschwundener Zeit. Die Sorgfalt, mit der sie so lange aufbewahrt worden waren, spricht für den Grad der Verehrung, den sie einst genossen haben. Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, warum mir

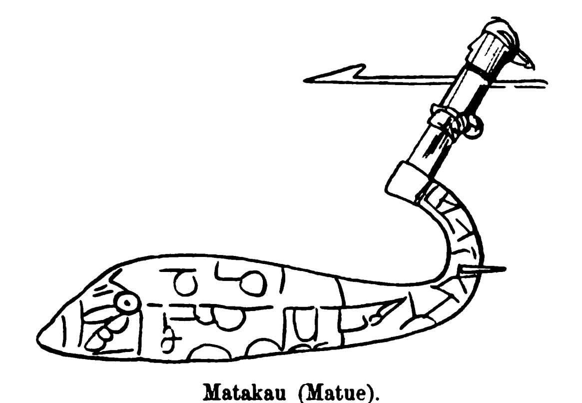
*) Siehe Seite 123.

kein Ankauf von dem Inhalt des Roma-luli gelang. Nur aus dem von Tutukai erhielt ich unter der Hand später noch eine zu dem pfahlähnlichen Götzen gehörige Siridose und eine Wasserflasche (telong) sowie ein Opfergefäss in Form eines Bootes, das zur Aufbewahrung für Gaben an Lai, einen der schon erwähnten Dorfheiligen gedient hatte. Als ich mich wieder nach viertelstündigem Aufenthalt, während dessen die Verwünschungen und das Geschrei der Weiber mich zu eiliger Umschau angespornt hatten, im Freien blicken liess, wurde ich von einem aus der Menge in gebrochenem Englisch angeredet. Mit seiner Sprachkenntniss stand seine europäische Kleidung im Einklang. Von Herrn Kühn war ich hierauf schon vorbereitet worden: es war der Radjah Backer, der Vater des jungen Jesaias von Kissar, der in Tombra als Verbannter zu leben gezwungen war und sich mir zum Cicerone anbot. Als einzigen Vertreter dieser Zunft nahm ich ihn an und machte unter seiner Führung einen Rundgang durch das Dorf, wobei ich an drei Stellen auf Dorfheilige auf sorgfältig aufgemauerten Unterbauten von Stein stiess. Seine depossedirte Hoheit liess es sich nicht nehmen, meine Bekanntschaft auszunutzen und mich weidlich anzubetteln.

Erwerbungen glückten mir an diesem Tage nicht, und ich kehrte gegen Abend unbehelligt nach Serwaru zurück, wo ich die Sammlung der Cultusgegenstände um einige Nummern vermehren konnte und zwar um eine Trommel (tivele) und zwei hölzerne Masken, die eine mit 6 Schweinszähnen an der Mundöffnung (sie wird an einem Zapfen mit den Zähnen vorm Gesicht festgehalten), die andere (kow-kow) mit viereckigen Streifen Ziegenfell besetzt, die Backen- und Kinnbart darstellen sollten. Auf Maumeri waren uns zuerst Tanzmasken begegnet, hier fanden wir sie für Purkatänze wieder, und es wurde uns gesagt, derartige Larven seien in grosser Anzahl vorzugsweise auf Lakor üblich. Die Wilden dieser Insel sollen sehr unzugänglich sein, und trotz des Angebots hoher Belohnung war niemand bereit, uns derartigen Tanzschmuck herbeizuholen. Riedel giebt an, die Lakoresen seien ein Mischvolk von entlaufenen Sklaven aus Letti und Moa, was die Feindschaft zwischen Letti und Lakor erklären würde. Neben Timor lieferte früher besonders die Westküste von Neu-Guinea Sklaven, und heute werden alljährlich noch in dieser Gegend grausame Jagden auf Papuas angestellt (Vergl. Kühn „Mein Aufenthalt in Neu-Guinea“, Festschrift zur Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des Vereins für Erdkunde zu Dresden — Seite 29), die das Material für Key, Arrow, Seram und Goramlaut liefern. Wahrscheinlich ist das häufige Vorkommen von Tanzmasken auf Lakor auf die papuanische Abstammung der Bevölkerung zurückzuführen; denn die Sitte, beim Tanz Masken zu tragen, ist echt melanesisch. Auf den Key-Inseln trafen wir dieselben wiederum an: gesichtsähnliche Masken aus dunkelbraunem Holz, sehr alten Ursprungs, ohne alles Beiwerk.

Mit dem Cultus hängen auch die Grabbeigaben (tade) für kurz nach der Geburt gestorbene Kinder zusammen, Lontarablätter, aus denen eine Anzahl Stückchen herausgeschnitten sind, sodass diese durchbrochene Arbeit ein Ornament darstellt. Ein Haarpfeil für Priesterinnen (siole-riësre) aus Horn erinnert in Form und Ornament an diese Blätter. Einen Ueberrest aus der Steinzeit bilden die Steinbeile (lajer-nisi = Donnerzahn, s. v. w. Donnerkeil), auch hier als Kriegsmedizin verwendet. — Opfergestelle werden auch im Innern der Häuser angebracht für den Opolere.

Der Gebrauch der Matakaus ist gäng und gäbe in derselben Art wie auf den andern Eilanden. Matakau heisst hier Matue, Auge, das Auge, das alles sieht, also auch den Dieb, den es abwehren soll. An der afrikanischen Goldküste ist ein ähnliches Verfahren gegen Diebstahl im Schwange. Das Auge ist dort durch ein Stückchen Spiegelglas ersetzt, das das Bild des Diebes wiederspiegelt, was gewiss der naiven Anschauung der West-Afrikaner



Matakau (Matue).

entspricht. Die beiden Matue von Letti, die in unseren Besitz gelangten, bestehen aus einem Fisch und einem Boote. Bei ersterem, einem abnorm gewachsenen Kürbis, ist durch die Hand seines Verfertigers, der Auge und Schuppen durch Kalkaufmalung angedeutet hat, die Gestalt des Fisches dem Verständniss näher gebracht worden. Auf dem emporgerichteten Fischschwanz steht ein Holzpüppchen aus dem Mark des Sagobaumes mit geschwungener Lanze, welches dem Diebe eine Schwellung des Leibes zufügen soll. — Das Boot ist aus Lontarablättern geschnitzt und mit Püppchen aus demselben Stoff besetzt.

Der Posthalter half uns bereitwillig beim Sammeln und hatte zu dem Zwecke ein Zimmer zu unserer Verfügung gestellt, das von den Kauflustigen umlagert wurde. Es war eine ziemlich harmlose, wenn auch aufgeregte Gesellschaft, die von unserm Gastfreunde unter sich nur mit Mühe in Ordnung

gehalten werden konnte. Raufereien zwischen den verschiedenen Ortschaften gehören nicht zu den Seltenheiten, wobei das Köpfeschnellen das Endziel bildet. Wir haben schon an anderer Stelle der Ermordung eines jungen Mannes und der darauf folgenden Blutrache Erwähnung gethan: der Klewang ruht nicht fest in der Scheide, schnell ist er bei Streitigkeiten gezückt und ein Grund zum Kriege gegeben. Ein Klewang mit einem Korb aus Fischhaut (welsa-palalause) und einer in einer Scheide aus Lontarablättern mit Bockshaaren verziert (mosre-paroë) bildeten unsere ersten Erwerbungen an Kriegswaffen.

Die Schilde werden entweder aus Leder angefertigt und sind rund (kelian-bokokli), $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser, mit Rotangeinfassung und zwei hölzernen Griffen, oder sie bestehen aus Holz, sind mannshoch und etwa einen Fuss breit. Der Kämpfer stemmt den linken Fuss gegen den auf die Erde gesetzten Längsschild und fängt die Pfeile durch Hin- und Herneigen auf. Die Lanzen unterscheiden sich in ihren Spitzen; die mit kurzem, rhombischen, eisernen Blatt heissen kale, die mit eisernen Widerhaken rŏune, die mit Bambusspitzen terŏ. Im Allgemeinen hat die Steinschlossflinte im Kriege Bogen und Pfeil verdrängt. Schön geschnitzte Pulverhörner nahmen wir mit in den Kauf. Interressant ist die von den Frauen gehandhabte Friedensstiftung. Wagt sich ein Weib in den Kampf, entledigt sich des Sarongs und wirft ihn zwischen die Kämpfer, so heisst es: „Die Waffen nieder!" Die weiblichen Friedensapostel werden ihre Freude an dem Brauch haben; ob er, ohne an den Reizen unserer Damen zweifeln zu wollen, auf den Schlachtfeldern Europas mit Erfolg angewendet werden könnte, möchte ich aber bezweifeln: in diesem Zuge der Huldigung für das schöne Geschlecht sind die tapfern Degen auf Letti uns über. Man kann sich überhaupt blos mit der Erlaubniss der Eigenthümerin in den Besitz ihres Sarongs setzen: er ist unantastbar und gilt übrigens auch bei den Papuas als tabu. Herr Kühn hat in West-Neu-Guinea stets einen Tanz zu bestehen gehabt, ehe er eine derartige Robe sein eigen nennen durfte.

Die Fischerei wird auf fliegende Fische mit dem Speer (solŏ) betrieben; sonst sind Reusen (jose), Netze und Bogen und Pfeile im Gebrauch. Erstaunlich mannigfach war der Reichthum an Körben. Da gab es Tragekörbe für Frauen (sessre), Körbe für Feldfrüchte (bug-buge), Vorrathskörbe für Mais und Reis (luhu), Schwingen zum Reinigen der Körner (tatobre) in verschiedenen Formen. Feueranfächer (lew-lewa), Siridosen für Frauen (slili), Tabaks- und Kalkschachteln aus Cocos oder Horn (sokle), Wassereimer (tipu) und hölzerne Speiseteller mit Fuss vervollständigten unsere Sammlung von Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Die Webevorrichtungen entsprechen denen von Kissar, auch die Spinngeräthe sind die gleichen. Das Spinnrad, dem wir auf Alor zuletzt begegnet sind, ist hier



Krieger von Letti.



Frau von Letti.

durch die Spindel (snurne) mit dem dazugehörigen steinernen Wirtel (waku-di-tori) ersetzt. Beim Spinnen hat die Spinnerin zwei Körbchen vor sich; in dem einen (awueni), der mit einem Einsatz versehen ist, wird unten die aufgelockerte Baumwolle aufbewahrt; in dem Einsatz befindet sich Holzasche zum Trocknen der schweissigen Finger. Der andere (sikro), der zur Aufbewahrung des gesponnenen Garnknäuls dient, hat ausserdem die Bestimmung, die Spindel, die wagerecht durch seine Spitze gesteckt wird, zu halten.

In der Männertracht macht sich der Handelsverkehr mit Makassar bemerklich; die meisten tragen den buntkarirten, makassarischen Sarong und waren willige Abnehmer dieses Tauschartikels. Hin und wieder ist noch die Kleidung der Väter, der im Hause angefertigte, handbreite Schamgurt aus Baumwolle (rawe), beliebt; es kommen sogar Stücke aus Baumbast (ware) vor, von demselben Stoff wie auf Kissar, der zuweilen roth gefärbt wird. Die Vornehmen zeichnen sich durch den Salendang aus. Der Anblick eines Lettiresen bietet überhaupt, wie auch der eines gewöhnlichen Malaien, wenig Auffallendes. Das Klima und die Gewohnheit stehen der Einführung der europäischen Tracht entgegen, wie denn auch selbst in Makassar der reiche Eingeborene und Kaufherr sich höchstens zur Anlegung einer weissen Jacke und eines feingeflochtenen Käppchens bequemt, daneben aber am Sarong festhält. So haben denn die Leute auf Letti den phantastischen Schmuck der Wilden abgelegt und begnügen sich mit Kämmen, Arm- und Fingerringen und schützen sich vor der Sonnengluth bei Feldarbeit und Fischfang durch den flachen Hut (tutun-korne), oder wie im ganzen Archipel durch das turbanähnliche, bunte, im Osten vorzugsweise rothe Kopftuch. Roth scheint die Kriegsfarbe zu sein. Das ziemlich glatte Haar wird auf dem Hinterkopf aufgeknotet und hält den langen, von vorne hineingesteckten Kamm aus Horn oder Bambus, der wie auf Kissar und den andern Inseln den aufrecht stehenden Federstutz trägt. Die Ringe um das Handgelenk aus Holz und Horn werden, wenn sie nicht ganz geschlossen sind, ketu genannt. Die aus Holz haben die flache, kantige Form mit schmalem Rücken, wie sie von Letti ab ostwärts Mode ist. Die hölzernen sind mit hineingeschlagenen Messingstiftchen verziert. Die Hornkoralle liefert den Stoff zu geschlossenen Armringen (tewlei). Den Oberarm schmückt der gewöhnlich aus vier Dugongzähnen verfertigte Ring; manchmal werden zwei übereinander getragen. Der Fingerring (keteli) aus Schildpat, Horn, Muschel, Messing, Zinn und anderem Material kommt bei beiden Geschlechtern vor. Das Weib trägt den Sarong (lawre) über dem Busen zusammengerollt und befestigt ihn mit einem Gürtel (lawre-riëwde) über den Hüften. Erst von Babar ostwärts wird der Sarong kürzer, deckt zwar die Kniee, lässt jedoch den Busen frei. Dies hängt wahrscheinlich mit der Verwendung des Baumbastes zusammen, der die Anfertigung grösserer Gewebe nicht erlaubt und die wilde Baumwolle ersetzen muss.

Die Frauen putzen sich mit Ringen um das Handgelenk und Haarpfeilen mit Knöpfen, die das auf dem Hinterhaupte zusammengelegte Haar festhalten. Die von Riedel erwähnten, goldenen und silbernen Halsketten, Arm- und Fussringe, bemerkten wir nicht; sie mögen bei Festen hervorgeholt werden. Wir haben uns bemüht, im Allgemeinen ein Trachtenbild zu geben und wollen nicht in Abrede stellen, dass bei einzelnen Individuen noch andere Schmuck- und Kleidungsstücke in Gebrauch sind. Die Insel steht viel zu sehr mitten im Handelsverkehr, als dass die Tracht eine Eigenart bewahren könnte. Besonders wenig characteristisch ist auf allen von uns besuchten Inseln die Frauentracht gewesen. Einzig in ihrer Art war die in der Kebula-Bucht von Alor, wo die Weiber fast nackt gingen. Ich komme auf diese echten Wilden hier zurück, um, nachdem wir bei der Schilderung der verschiedenen Inseln unsere Bemerkungen über das Aussehen ihrer Bewohner niedergelegt haben, einen Schluss daraus zu ziehen angesichts der Typenmischung, die uns in den Lettiresen entgegen trat. Zunächst fällt die Unbestimmbarkeit der Hautfarbe auf. Die Broca'sche Farbenkarte lässt einen hier völlig im Stich; denn die Farbenabstufungen von hellgelb bis kaffeebraun können nur durch die fortgesetzte Kreuzung der verschiedenen Rassen entstanden sein.

Man darf nicht vergessen, dass auf allen Inseln das malaiische Mischvolk mehr oder weniger festen Fuss gefasst hat, dass sich auf vielen westlichen Inseln Spuren altindischen Einflusses nachweisen lassen, dass der Sklavenhandel, bis vor Kurzem sehr ausgedehnt, viel Papuablut unter die Bevölkerung gebracht hat, und dass noch heute die Bergbewohner, die auf manchen Inseln unverkennbar anderen Stammes als die der Küste sind, fortgesetzt neue Mischungen erzeugen. Wie viel auf Letti diese einzelnen Factoren mit in Rechnung zu ziehen sind, können wir hier nicht entscheiden: so viel ist aber sicher, dass die Frage, ob noch Reste einer von den Malaien und Papuas verschiedenen Urbevölkerung vorhanden sind, auf Letti ebensowenig wie auf Kissar und Luang sich wird entscheiden lassen. Die Bevölkerung dieser drei Inseln ist sich ungemein ähnlich in Haar, Farbe und dem ganzen Aussehen, der sogenannte Alfurentypus fehlt hier ebenso wie bei allen Küstenbewohner der von uns besuchten Inseln. So unzweifelhaft ähnlich sich fast alle Küstenbewohner in Folge der malaiischen Einwanderung sehen, so verhält es sich auch mit der Aehnlichkeit der Bergbewohner von Flores und Alor. Auf beiden Inseln haben sie eine dunkle Farbe, sind schlanker als die Küstenbewohner und haben gewelltes, dichtes Haar, welches sich allerdings ab und zu auch bei den Küstenbewohnern findet. Demselben Stamme könnten die Insulaner von Pura-ketjil angehören.

Bei der Fülle der ethnographischen Unterschiede scheint mir der Sprachforscher die letzte Instanz zu sein, um das über dem Zusammenhang der verschiedenen Stämme ruhende Dunkel zu lichten, obschon man nicht

vergessen darf, dass häufig die Sieger die Sprache der Unterworfenen und Verdrängten angenommen haben. Zweifellos wenig gemischt erscheinen mir die Wilden der Kebula-Bucht und die von Pura-ketjil. Aber auch hier ist die Sklaverei im Schwange, und jenes Mädchen, dessen Aussehen ich mit dem einer Spanierin verglichen habe, ist der beste Beweis, dass auch in dem Erdwinkel von Alor sich Blutmischungen vollziehen, die, schwer kontrollierbar, dem Anthropologen zu rathen geben. Die Verbote gegen die Heirathen mit Sklaven, die bei allen Stämmen erlassen sind, sind der beste Beweis dafür, dass Vermischungen mit fremden Elementen vorkommen. Das eine kann ich aber mit Bestimmtheit sagen, dass von einem reinen Papuatypus weder auf Flores, noch auf Alor, noch auf einer einzigen Insel bis Key ostwärts die Rede sein kann. Der Bergbewohnerschlag hört mit Alor und Timor auf. Aber hier kann vielleicht der Sagenschatz, der oft Ueberlieferungen aus der Urzeit festhält, einen Fingerzeig für künftige Forschungen geben. Die meisten Inseln, selbst die, wo die Alfuren, die eigentliche Rasse der Bergbewohner, vollständig fehlen, haben das gemeinsam, dass auf ihnen gewisse Geschlechter ihre Herkunft aus den Bergen herleiten: die Vorväter sollen daraus entsprungen sein. Da nun andere Familien ihre Abstammung auf das Krokodil, den Tintenfisch, den Walfisch, überhaupt Seethiere, oder das für den dortigen Schiffer noch heute bedeutsame Siebengestirn zurückführen, oder angeben, sie seien über See ins Land gekommen, könnte man aus der Verschiedenheit des angeblichen Ursprunges schliessen, dass eine Einwanderung und Vermischung mit einer älteren, vorzugsweise auf den Bergen ansässigen Urbevölkerung stattgefunden hat. Auf Wettar lebt der Bergbewohnerschlag nur noch in der Ueberlieferung.

Wer jemals einen echten Papua gesehen hat, kann gar nicht auf den Gedanken kommen, einen reinen Angehörigen dieser Rasse vor sich zu haben, wenn er einen schlanken Bergbewohner von Alor erblickt. Das dunkelbraune Haar dieser Leute ist, wie schon bemerkt, nicht kraus, sondern gewellt, was vielleicht mit seiner Behandlung zusammenhängt, indem es stets in einen Wulst zusammengelegt wird. Ich weise also meine Nachfolger besonders auf Alor hin. Dort ist ein engumschriebenes, scheinbar noch ganz unberührtes Gebiet, wie die von mir geschilderten Sprachenverhältnisse beweisen. Einige Dörfer der Südküste stellen Arbeiter für Dilly auf Timor, und diese schienen mir ganz zahm und von einem ganz andern Schlage als die Bergbewohner. Das Bedürfniss Handelswaare zum Verkehr mit den Alfuren zu gewinnen, hat dies zu Wege gebracht. Ein wesentlich anderer Menschenschlag wird uns in der Folge auf Babar und der Timorlaut-Gruppe entgegentreten. Das ziemlich charakterlose Mischvolk der Gruppe Kissar, Letti, Sermata, Moa, Roma, Nila Dammar, Luang, die alle einen lebhaften Verkehr mit einander unterhalten und in innigen Wechselbeziehungen stehen, ist dort verschwunden und ein eben-

mässiger Typus erscheint verbreitet. Allerdings muss man von der Haarstruktur absehen; das Haar ist mehr oder weniger gewellt, aber bei den Männern durchweg mit Kalkwasser behandelt, sodass seine Farbe ein unbestimmtes Hellbraun ist. Dass auf Key ein ganz buntes Mischvolk sitzt. das mit allen möglichen Inseltypen Ähnlichkeiten aufweist, sei hier gleich beiläufig gesagt.

Wir schliessen diese allgemeine Betrachtung und wenden uns dem Fortgange unserer Reise zu.

Unser nächstes Reiseziel war Luang, das nach vierundzwanzigstündiger Fahrt erreicht wurde, nicht ohne Zwischenfall. Der Bungawa hätte uns beinahe wieder einmal in die Irre geführt, indem er im Morgengrauen die Felsmassen der Insel für die kleinen, flachen Inseln an der Westspitze, Metrialam und Metimarang ansah. Das war aber sein letzter Streich, und ich entschied als Seeamt mich dafür, fortan meinem eignen Kopfe und den Karten zu folgen, und die Kenntnisse des grossen Seefahrers auf sich beruhen zu lassen. Ich bin dabei nicht schlecht gefahren und habe Enttäuschungen und Irrthümer dadurch vermieden.

Luang ist mit einem Kranze von kleinen Inseln umgeben, die untereinander durch eine Mauer von gefährlichen Korallenriffen verbunden sind. Man kann die Bänke nur bei Hochwasser mit Prauen überfahren. Grössere Schiffe finden einen sicheren Hafen zwischen den an der Ostspitze belegenen Eilanden Kopuri und Kalapa.

Von Luang an ostwärts sind alle Inseln von seichtem Wasser umgeben, und die geringe Tiefe zeigt sich immer häufiger, je mehr man sich der Torres-Strasse nähert. Bei den westlicheren von uns besuchten Inseln fehlen die characteristischen Vorlagerungen kleinerer Inseln, und die See hat trotz der Korallenbänke ein paar Kabellängen vom Ufer eine bedeutende Tiefe.

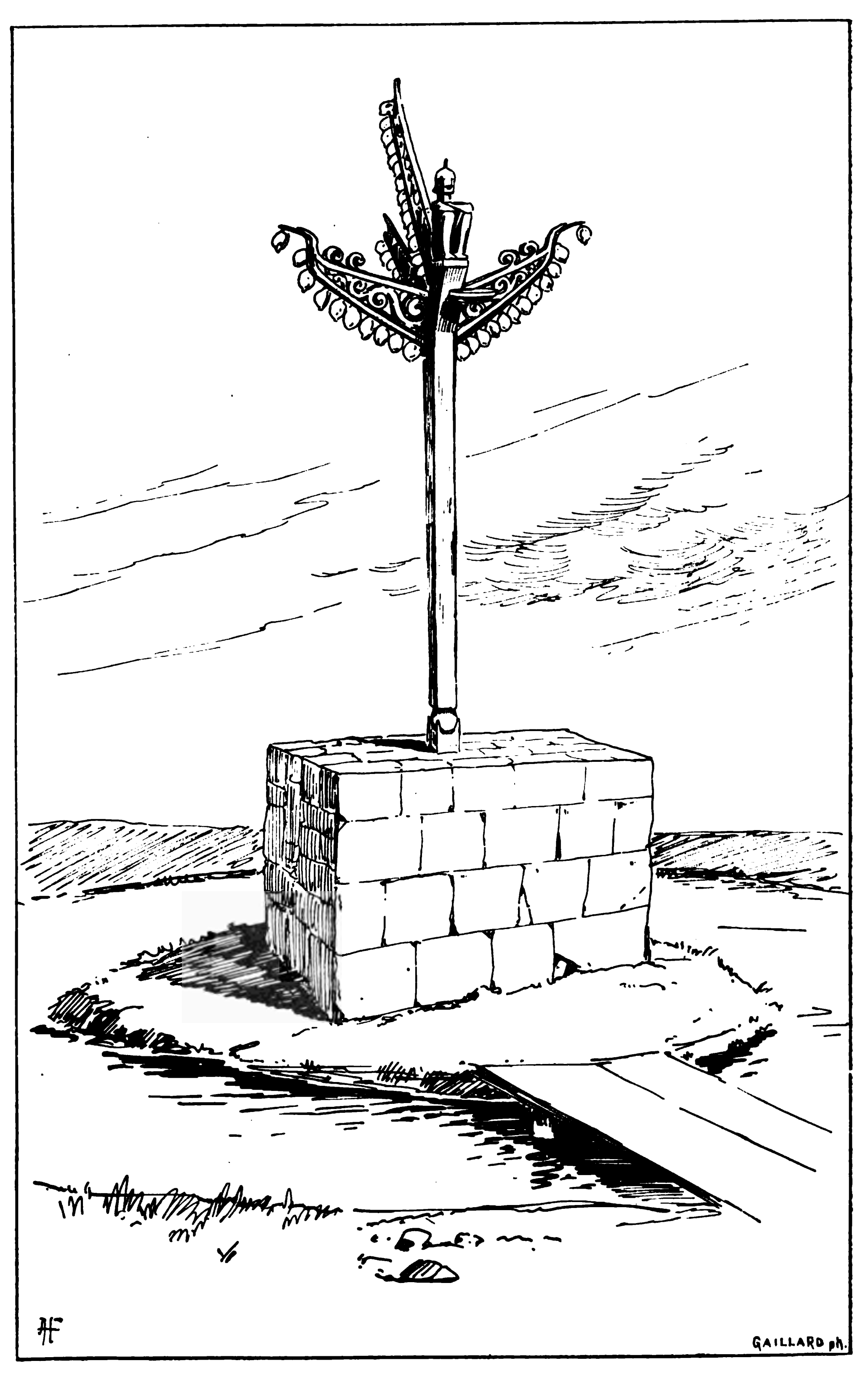
Wir warpten uns trotz Strom und Wind über die Korallenriffe in den sichern Hafen an der Landspitze Baru, wo sechs mit Makassaren bemannte Prauen, auf der Fahrt nach den Trepanggründen Timorlauts begriffen, vor Anker lagen. Luang besitzt nämlich eine hoch entwickelte Weberei und Färberei und versorgt mit seinen geschmackvollen Erzeugnissen den Markt der östlicheren Inseln, wo Baumwolle nicht verarbeitet wird. Mancher Sarong, der die Hüften der Männer auf Timorlaut umgiebt, ist gegen Trepang und Perlmutter eingetauscht und entstammt den geschickten Händen ihrer luangesischen Schwestern; es ist daher ganz verfehlt, auf der Inselflur des Ostens andere als aus Baumbast gewebte Kleidungsstücke zu sammeln. Auf Luang denkt, was bezeichnend für die Sorglosigkeit und Genügsamkeit der Leute ist, niemand daran, die Baumwollenstaude in grösseren Pflanzungen zu pflegen: man begnügt sich mit dem Abernten der wildwachsenden Sträucher, und bis jetzt hat es den Anschein, als ob es den Enkelkindern der Weberbevölkerung

vorbehalten sein soll, aus dem Stande der wirthschaftlichen Unschuld herauszutreten — vielleicht zu spät; denn in dem Augenblick, wo der europäische Baumwollenpflanzer auf der Sermata-Gruppe Fuss fasst, sinkt das harmlose Webervölkchen, das sich einer gewissen Wohlhabenheit und Selbständigkeit erfreut zu einfachen Landarbeitern herab. Die Holländer halten nämlich die chinesischen Kulis von ihren Besitzungen prinzipiell fern. Nur die Tabaksplantagen Sumatras werden durch Kulikräfte besorgt. Ich habe auch nie eine Ueberschreitung des Verbots wahrnehmen können, und dies erklärt sich aus der Eifersucht, mit der die chinesischen Händler — die von den Europäern den Eingeborenen gleichgestellt werden — über der Erhaltung ihres Ansehens wachen. Es würde herabgemindert werden, wenn ein Sohn des himmlischen Reiches gegen Lohn die Arbeiten verrichtete, die im ganzen Archipel nur von Hörigen oder Sklaven ausgeführt werden. Lohnarbeit wird zwar von den Eingeborenen den Europäern geleistet, aber doch nur von den gewöhnlichen Leuten, die durch die Berührung mit dem Weltverkehr sich zur Ansicht aufgeschwungen haben: Arbeit schändet nicht. Ein Angehöriger der oberen Klassen straft jede Aufforderung, für Fremde zu arbeiten, mit Verachtung, und je ursprünglicher ein Volk geblieben ist, um so weiter verbreitet ist diese Anschauung; am arbeitscheusten sind mir die Timoresen erschienen, die wie schon gesagt, Aloresen als Hafenarbeiter benutzen. Die chinesischen Kaufleute verleugnen also auch in diesem Punkte nicht ihre Umsicht, wenn sie jeden Kuli, der trotz der holländischen Wachsamkeit eingeschmuggelt wird, sofort in ihre persönlichen Dienste nehmen und ihn so dem Abhängigkeitsverhältniss zu Eingebornen und Europäern entziehen.

Bei Baru liegt das Dorf Letluli, wo der Posthalter bei seinen jährlichen Besichtigungsreisen Aufenthalt zu nehmen pflegt. Ein Capitän-Laut nimmt die Regierungsgeschäfte wahr, und ein Schullehrer aus Ambon sorgt für die geistige Nahrung der Einwohner.

Das Dorf Letluli versteckt sich unter Palmen, Eisenholzbäumen und wilden Baumwollenstauden und besteht aus 20—30 Häusern Zusammenhängende Wälder sind nicht vorhanden, nur vereinzelte Baumgruppen krönen die Hügel, deren Abhänge bebaut sind. Anders verhält es sich mit der weit grösseren, östlich gelegenen Nachbarinsel Sermata, wo grössere Wälder das Gebirge bedecken. Luang ist von Kalksteinfelsen von Osten nach Westen durchzogen, die im Berge Worluli eine Höhe von etwa 800 Fuss erreichen.

Der Purkacultus ist auch hier verbreitet, daher fehlte weder der Nunabaum auf dem Dorfplatz mit den üblichen Dorfheiligen, worunter sich das Bild einer Frau befand, noch das Roma-luli, hier Ruma-riësre genannt. Es befanden sich nur drei Ahnenbilder darin. Auffallend war auf einem andern Platze die Art der Aufstellung eines Dorfheiligen. Eine sorgfältig aufgemauerte Steinunterlage befand sich in Mitten eines kleinen, künstlichen



Dorfheiliger (Luang).

Teiches. Eine darüber gelegte Planke ermöglichte den Opfernden den Zutritt. Der Götze war in seiner Art ein Prachtstück, und wir können mit gutem Gewissen auf die beigegebene Abbildung verweisen. Sie stellt zwar einen andern aus einem abgebrannten Dorfe der Ostküste dar, dieser entspricht aber völlig dem von Letluli, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Die andern uns übergebenen Ahnenbilder wurden durchweg als „Dople" bezeichnet, sodass die Vermuthung nahe liegt, es sei ein Sammelname, wie der auf Kissar und Letti gebräuchliche Jene; doch wird die Figur, wenn sie mit dem Postament verbunden ist, generell als Aitjere bezeichnet.

Bei der in Aussicht genommenen Erwerbung des Götzen machten wir dieselbe Erfahrung, wie stets, wenn wir mit sogenannten Christen zusammen-



Matakau.

trafen. Die guten Leute schlugen gewaltigen Lärm, als ich die Kaufverhandlungen einleitete. Selbst das Angebot von je sechs Stück rothen, weissen und schwarzen Baumwollenzeuges — etwa im Werthe von 90 Gulden — vermochte die religiösen Gefühle nicht ins Wanken zu bringen, und die „Christen" von Luang erfreuen sich noch heute ihres Ältervaters. Es war daher ein grosser Glückszufall für uns, dass der Kapitän-Laut sich jenes Dorfheiligen erinnerte, der pflichtvergessen sein Dorf hatte abbrennen lassen. Dadurch hatte er das Vertrauen seiner Verehrer verscherzt, und man schleppte den Herrn Aitjere, um einen Ausgleich mit mir zu finden, herbei.

Auch der häusliche Ahnencultus steht in Blüthe und zwar so, dass wir nur zwei kleine Idole (als laha-bog-bogen bezeichnet) erwerben konnten. Man wollte mir nichts verkaufen. Man verdeutlichte uns die Art der Ver-

ehrung, indem man einen Sarong zur Hälfte auseinanderrollte, die Puppen darauf und vor sie kleine Opferteller (lahor-lai-liai) stellte. Wenn die Verkäufer von dieser Unterweisung eine Fortsetzung des Opferdienstes erhofften, dürften sie sich getäuscht haben, obwohl wir ihnen versprachen, für die Zukunft der Vorväter Sorge tragen zu wollen. Ausser den Tellern werden auch Gefässe (leokre) bei den Opfern verwendet. — Man glaubt ferner an die Kraft der Matakaus. Die beiden Stücke unserer Sammlung, zwei hölzerne Stäbe (mattó-la-tjur-tjuri) tragen an der Spitze Palmblätterstücke, die wie die Flügel einer Schiffsschraube angesetzt sind. Sie sollen dem Diebe die Eingeweide herausdrehen. Beim Purkafeste schmücken sich die Tänzer mit Kopfringen (wutu) und Kämmen, die sonst wenig getragen werden, und nehmen kleine rothbemalte Holzschilde (kelian) und Bambuslanzen (tere-lulu) von 3 Fuss Länge in die Hand. Dabei wird die $2^1/_2$ Fuss hohe Trommel (tivĕlĕ) gerührt.

Ein Fieberanfall und die Furcht vor dem Ostmonsun, dessen Anzeichen in Windstille und Veränderungen in der Luftströmung sich äusserten, kürzten unsern Aufenthalt; wir verzichteten auf den Besuch von Sermata und begnügten uns mit der dürftigen Ausbeute von Körben, Pfeilen und einigen anderen Geräthen.

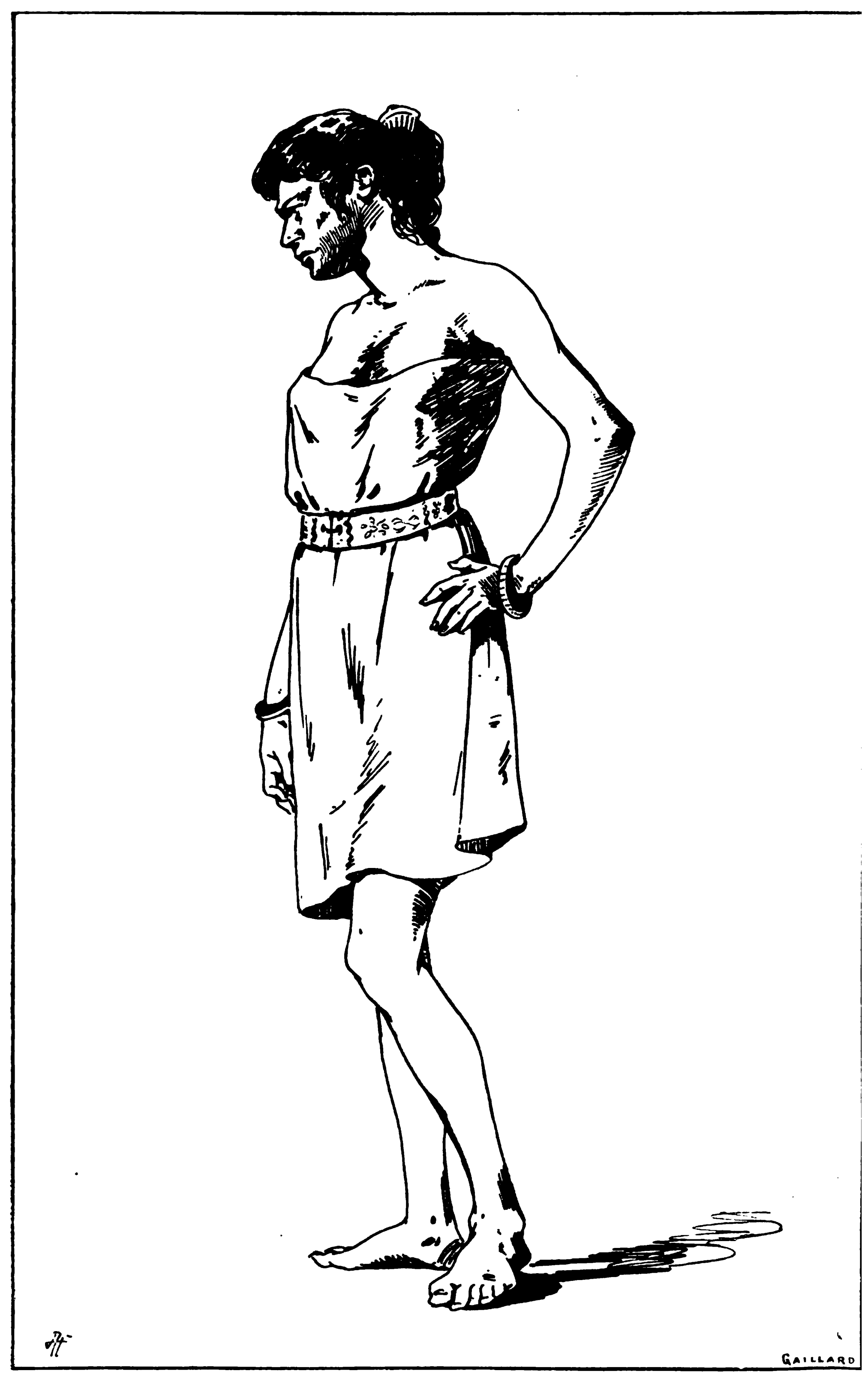
Wir geben hiermit die Liste davon:

Bogen für Fischfang und Jagd: rapa.
Pfeile mit Eisenspitze: rap-ihi-wel-lakara.
„ „ Holzspitze: „ „ -pol-pole.
„ für Fischfang: „ „ -raka-rake.
Lanze für fliegende Fische: sole.
Lanze zugleich als Stossruder gebraucht: keïru.
Schildkrötenharpune: ro-ŏne
Korb in Flaschenform: uhu-rio.
„ mit Deckel: rugu.
„ für Baumwolle: hiri-geni.
„ „ Asche: awu-geni.
Dreieckiger Sirikorb für Frauen: har-geni.
Spindel: kedi-ori.
Garnwinde: uni-geni.
Männerhut: hone.
Kamm zum Haarstrählen für Frauen: hjole-pate.

Am Sonntag, den 4. März paukte ich wacker auf den Gong los, um Herrn Kühn und den Capitän-Laut, der zum Lootsen ausersehen war, an Bord zu rufen. Wir belohnten ihn königlich mit Tabak, einem abgeschabten Filzhut und zwei Flaschen nicht ganz einwandsfreien Genever, nachdem er uns durch die schon besprochene Strasse nördlich von Kalapa aus dem

Korallengewirr hinausbugsirt hatte. Vorbei an dem grünen, wälderreichen Bergland von Sermata glitt unsere Prau bei oft abflauendem Winde nach Osten. Schon gegen Mittag wuchsen die Umrisse der Gebirge von Wetan, Babar und die unverkennbare, hohe Pyramide der westlich davon gelegenen Insel Dai, übelberüchtigt, wegen der Wildheit ihrer Bewohner, aus den Fluthen. Die Freude hierüber wurde jedoch zeitweilig gedämpft durch das Einsetzen einer südlichen Brise, eines drohenden Botens des Ostmonsuns. Wehe uns, wenn er uns hier erfasst: mit ihm wäre das Ende unsers Vordringens nach Osten gekommen. Unsere Fahrt verlangsamte sich merklich, die Nacht sank schnell herab, doch blieben bei der Klarheit der Luft und dem unbedeckten Sternenhimmel, die Höhenzüge von Wetan und Babar erkennbar, und das am Ufer von Wetan hinirrende Fackellicht der Fischer wurde immer deutlicher, bis uns beim Einbiegen in die beide Inseln trennende Meeresenge das Tageslicht begrüsste und mit ihm eine reissende Strömung von Süden, der wir nur mit höchster Anspannung aller Ruderkräfte auswichen.

Dicht am östlichen Strande von Wetan entlang, zum Theil in ruhigem, durch Riffe geschütztem Wasser fahrend, erreichten wir gegen 8 Uhr Morgens in einer kleinen Bucht bei einer verlassenen Fischerhütte einen sicheren Ankergrund. In vollem Glanze des Frühlichts lag Babar etwa 4 englische Meilen entfernt in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Freundschaft mit den herbeieilenden Wetanesen war um so leichter geschlossen, als sich ihr Wortführer als ein des Malaiischen mächtiger Mann von Luang zu erkennen gab und mir alsbald Führerdienste leistete. Ich durchwanderte mit ihm und zweien meiner Leute die Insel. Sie ist eine hügelige, waldige Hochebene, die durch ein Thal, das vom südlichen Strand nach dem nördlichen sich hindurchzieht, getheilt wird. Der Thalboden ist wahrscheinlich gehobener Meeresboden, von Sümpfen durchsetzt und mit dichtem alten Cocoswald bestanden. In kleinen Lichtungen lagen einzelne Ansiedelungen von 4 bis 6 Häusern, wie wir deren auch auf der steil abfallenden Höhe sahen. Die Insel ist ziemlich bevölkert, und ich besuchte etwa sechs Niederlassungen. Grössere Dörfer traf ich nicht an. Man hatte uns vor der Wildheit der Wetanesen gewarnt. Um so mehr war ich überrascht, als ich überall gastfrei aufgenommen wurde. Die Leute waren zutraulich und entschuldigten sich sogar höflich, als sie mich betasteten, indem sie mir zu verstehen gaben, sie hätten sehr selten Weisse gesehen. Auch die Weiber waren nicht so zurückhaltend, wie ich sie bisher gefunden hatte. Sie trugen grau- oder schwarzgefärbte Sarongs aus Pisangfasern (irike), die durch einen Gürtel von Palmrippen festgehalten wurden. Sie sind ein bis zwei Zoll breit und mit Ornamenten versehen, die den dortigem Tatumarken entsprechen. Die Tätowirung .˙. : befindet sich zwischen den Augenbrauen, ist nicht allgemein



Frau von Babar.

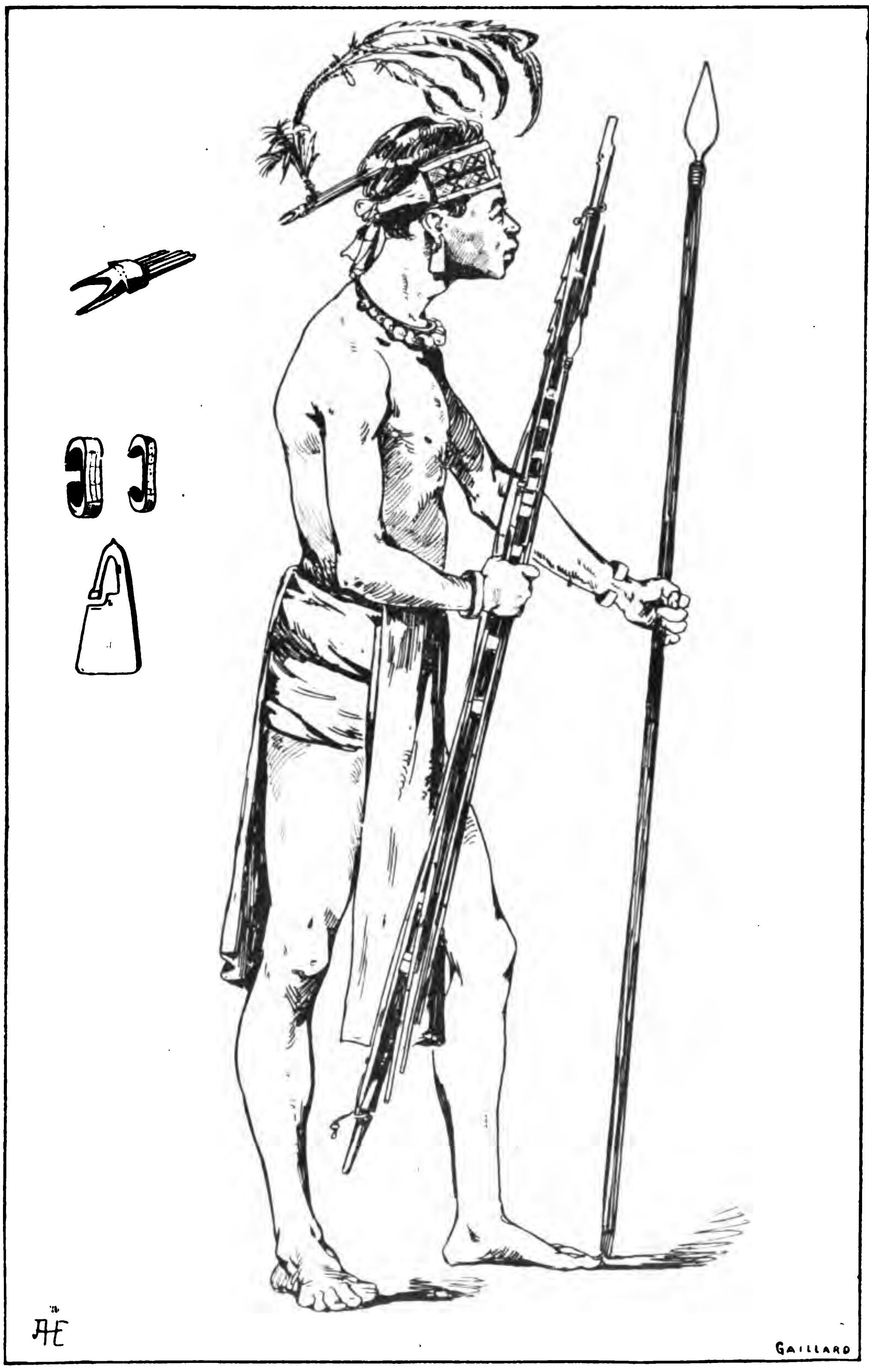
Sitte und fiel mir bei Männern nicht auf. Sie wird von der Mutter schon am Säugling vorgenommen mit Dornenstichen. Das dunkle Haar der Weiber wurde von einfachen Kämmen zusammengehalten. In den lang ausgezogenen Ohrlöchern hing silberner Schmuck, eine ovale Scheibe mit einem länglichen in der Mitte endigenden Einschnitt. Die Grundform ist unverkennbar die von Timorlaut, wo ich an Hand der Abbildungen darauf zurückkommen werde. Nach Riedel hängt die Ausweitung der Ohrlöcher, die durch Palmblätterröllchen erreicht wird, mit der Vorstellung zusammen, wonach der Zutritt ins Todtenland nur denen gestattet ist, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Masse vorweisen. Die zuweilen an den Armen befindlichen Brandnarben sollen in gleicher Weise ihren Träger legitimiren Das Handgelenk der Frauen schmückt ein Armband aus geschliffenen Muscheln oder Dugongzähnen.

Letztere liefern auch den Stoff zur Ausschmückung der Oberarme der Männer. Vier oder fünf Ringe waren keine Seltenheit, und fast ebenso reich war das Handgelenk mit den schon auf Luang beschriebenen Holzringen bedacht. Die Schamgurte aus geklopften hellgrauen Baumbast (popolol), ein in der verwegensten Bedeutung bezeichnendes Wort, waren naturfarben oder roth gefärbt, die Ohrringe aus Dugongzähnen zeigten die auf Timorlaut viel verbreitete Form, die an ein länglich viereckiges Vorhängeschloss erinnert.

Gewöhnlich wird dieser Schmuck nur im rechten Ohrloch getragen, kommt er paarig vor, so sind die Stücke verschieden. Das Haar der Männer wird durch ein rothes Kopftuch zu einem Wulst vereinigt, und hin und wieder mit einem Kamm (hjole) verziert. Doch scheint er, wie der bekannte Kopfring, mehr bei Festlichkeiten getragen zu werden.

Bei der Haarfarbe muss ich etwas verweilen. Ich bezeichnete das wellige Haar der Frauen als dunkel; es zeigt Abstufungen von tiefbraun bis schwarz.

Diese Grundfarbe ist bei männlichen Personen nur noch an den Haarwurzeln wahrnehmbar. Ein einzelnes Haar zeigt eine ganze Reihe von Farbentönen und Farben, rothbraun, röthlich bis hellblond. Die Behandlung mit Kalk und Holzasche ruft diese Färbung hervor. Die Beize wird hergestellt, indem beide Stoffe in einem Bambusrohr mit Wasser angesetzt werden. Ist die Mischung zum Beizen reif, so entfernt man den Stöpsel aus dem Boden des Behälters und träufelt die Flüssigkeit auf das Haar, reibt es damit ein und erzielt so durch vielfache Wiederholung die gewünschte Farbe. Mindestens einmal wöchentlich wird das Verfahren wiederholt, bei jungen Leuten, die eitler sind, als die Alten, natürlich öfter, und ein frischgesalbter Jüngling, der sich die weissliche Mischung noch obendrein auf der Stirn hat festtrocknen lässt, gewährt einen Anblick, der an einen Circusklown erinnert. Wie das Zähneausfeilen und Schärfen der Zahnstumpfe aus praktischen Rücksichten entstanden ist, nämlich um den Klumpen aus Tabak, Betelnuss und



Krieger von Babar.

Siri mit Kalk und Gambir besser im Munde halten zu können, so dürfte auch zu der beschriebenen Haarbehandlung die Vertilgung des Ungeziefers den ersten Anstoss gegeben haben. Die Färbung des sauber abgewaschenen Haares verschönert übrigens die Männer, die in Europa ihr Glück bei den Damen machen dürften; denn nicht unsympathische Gesichtszüge vereinigen sich mit einem Ebenmass im Körperbau, so dass die Leute von Wetan, Babar und der Timorlautgruppe mit Recht in den Ruf der Schönheit gekommen sind. Auf Wetan tritt zwar augenscheinlich ein Unterschied in der Hautfarbe gegen die westlichen Inseln hervor, jedoch ist er nicht so bedeutend, wie er bisher allgemein angegeben wird. Die Holländer und Forbes sprechen von hellhäutigen Stämmen. Dies ist nicht richtig. Wahrscheinlich hat die Haarfärbung hier täuschend auf das Auge der Beobachter eingewirkt. Zugeben kann man nur, dass die Stämme eine lichtere Hautfarbe haben als die auf Luang, Letti, Kissar und Key.

Die Nähe von Timorlaut macht sich im Kriegerschmuck bemerklich. Die Krieger tragen ein Halsband (wojapk) aus kleinen auf Rotang gereihten Muscheln, die Vorfechter eine Stirnbinde (wute-riore) von weissem Zeug, worauf schräggestellte Kreuze aus rothem Stoff aufgenäht sind. Ob der Brauch, den Riedel den Luangesen nachsagt (cf. Riedel l. c. pag. 324), und der nicht gerade schmeichelhaft für die Bewohner ist, auch hier üblich ist, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Ich machte diese Bemerkungen bei meinen Einkäufen, die im Laufe des Tages das Gepäck meiner Begleiter vermehrten. Die Wanderung durch den schattigen Wald, der kein Unterholz hatte, war nicht beschwerlich; die Leute nahmen uns überall freundlich auf, gaben uns willig Bescheid und begleiteten uns von einer Ansiedlung zur andern. Die Häuser bezeichnet man wohl besser als Hütten; sie waren in der Regel, obwohl sie auf Pfählen standen, nicht höher als zehn Fuss und etwa zwanzig lang. Ich ging durch die Thüröffnung am Giebel zu ebener Erde in einen Gang hinein, der das Haus in zwei Längshälften theilte. Die beiden Wohnräume rechts und links befanden sich etwa vier Fuss über dem Boden und waren nach dem Gange zu offen, so dass ich mich ungehindert hinaufschwingen konnte, mich sofort im Schoosse der Familie befand und mit einem einzigen Blick das kleine Heim von der Diele des Fussbodens bis zum Dach durchmustern konnte. Reichthum herrschte nirgends, nicht einmal das, was man Wohlhabenheit nennen könnte, um so mehr Lustigkeit und guter Humor. — Diese Gymnosophisten schienen in der That alles, was sie besassen, auf dem Leibe herumzutragen, und das war wenig genug. Und doch bin ich aus keiner dieser armseligen Hütten ungetränkt herausgegangen. Palmwein und Cocusmilch wurde uns in Hülle und Fülle in polirten Cocusschalen gereicht und zur Mittagszeit röstete man uns sogar Mais.

Glückliches Völkchen, das bedürfnisslos unter den Palmen, die es ernähren, haust! Es brauchte von unseren Schätzen nichts. Mit Mühe konnten wir einige Sirikörbe für Frauen (harene) gegen rothes Zeug eintauschen, und niemand war zum Verkauf der Fischschwänze und Flossen zu bewegen, die als glückbringende Talismane überall an den Wänden über den Fischereigeräthen hingen. Eher überliess man uns diese. Als wir die Südwestküste erreichten, war gerade Ebbe eingetreten, und die Riffe lagen weithinaus in die See trocken. In der Nähe des Ufers zogen sich lange Steinmauern parallel mit ihnen hin: Fischwehre, die beim Zurückweichen des Wassers den nöthigen Unterhalt liefern müssen, wenn die Frauen nicht Lust haben, mit dem kleinen Fischnetz (tari) auf den Fang auszugehen oder der mehrspitzige Fischpfeil (apmike), der vom Bogen (apine) geschnellt wird, keine Ausbeute ergeben hat. Es werden auch Pfeile mit einfacher, eiserner Spitze gebraucht. Die Jagd auf das wilde Rind und das wilde Schwein wird mit Pfeilen (apkale) und mit der Lanze (kale) ausgeübt, und zur Erlegung des Federwildes nimmt der Schütze den Pfeil mit einfacher Holzspitze. Die Bogen sind entweder 5 bis 6 Fuss lang und glatt, oder kürzer und mit Rotangringen dicht besetzt. Gegen 2 Uhr Nachmittags machten wir kehrt, nachdem wir in südöstlicher Richtung am Strande entlang von einer Häusergruppe zur andern gezogen waren. Immer dichter ballten sich die Wolkenmassen zusammen, und immer neue schienen im Westen der See zu entsteigen, deren schönes Blau allmählig in Schwarz überging. Da galt kein Besinnen, und in Eile durchmassen wir den eben zurückgelegten Weg.

Als wir auf der letzten Ansiedelung im Walde anlangten, wurde noch einmal geruht, und hierbei entdeckte ich Beläge für den Ahnencultus, kleine Holzpuppen von roher Arbeit, deren Aeusseres keinen Rangunterschied erkennen lässt. Zwischen den Hütten stand ein kleines Hausmodell, das lebhaft an einen Taubenschlag erinnerte. Auf einem zwei Fuss hohen Pfahl befand sich ein viereckiger Kasten mit einem Dache. Eine Oeffnung an der Giebelseite, 6 Zoll im Geviert, gewährte einen Einblick in das Innere. Ein Schälchen von chinesischem Porzellan, das einige Hühnerfedern und Reiskörner enthielt, erklärte mir die Bestimmung der sonderbaren Baulichkeit, die mir auf Key später noch öfter begegnen sollte: es war ein Opferhaus. Die Eingebornen schienen sich an meiner Neugier zu ergötzen, und ich konnte von dem lachenden und schwatzenden Häuflein keine nähere Aufklärung darüber erhalten. Ich werde später darauf zurückkommen. Grelle Blitze und in immer kürzeren Pausen folgende Donnerschläge, jagten uns bald in die Flucht. Die Wipfel der Palmen beugten sich in dem hereinbrechenden Gewittersturm, der aus Osten herantobte und mich beinahe verzweifeln liess; denn er stellte die ganze Weiterreise in Frage. In strömendem Regen erreichten wir um 4 Uhr Nachmittags den Ausgangspunkt unserer

Wanderung, die Fischerhütte, die sich beim flackernden Lagerfeuer binnen Kurzem in eine Kneipe verwandelt hatte. Was draussen auf der See oder im Walde gewesen war, suchte sich hier einen Unterschlupf und jeder machte selbst den Wirth. Die mitgebrachten Fische assen sie roh, die Maisskolben wurden geröstet und den Palmwein holten die verwegenen Bursche trotz des Schwankens der Stämme aus der luftigen Höhe herab. Es waren in der Nähe wahrscheinlich viele Palmen frisch angestochen, was dahin zu verstehen ist, dass die Palmweingewinnung dort allenthalben betrieben wird. Da diese Baumart das ganze Jahr hindurch blüht, finden sich immer Exemplare, deren Blüthe abgeschnitten werden kann. Aus der Wunde träufelt alsdann in ein darunter gehängtes Bambusgefäss der vielbegehrte Stoff, der sofort in Gährung übergehend, leicht berauscht. Ich habe oft den Gesang eines solchen lustigen Küfers hoch oben im Palmwipfel gehört und mich gewundert über die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der er auf- und niederstieg. Obwohl der Regen die Stämme schlüpfrig gemacht hatte, kletterten die Zecher immer wieder daran hinauf, wobei sie die Zehen in die in Abständen von einem Meter in jede Palme hineingehackten Kerben setzten.

Mit Schwatzen und Singen vertrieb man sich die Zeit, liess die Becher kreisen und kam so in eine recht angeheiterte Stimmung hinein, während draussen der Regen auf das Dach schlug, der Sturm brüllte und die Blitze hernieder zuckten und mit ihrem fahlen Lichte das Symposion des Urwaldes beleuchteten. Weil der Regen nicht nachliess, suchte ich schliesslich nach Sonnenuntergang die Prau wieder auf. Die muntere Kneip-Gesellschaft hatte mich nicht aufheitern können. Ich wusste damals noch nicht, dass der Ostmonsun nicht plötzlich wie der Westmonsun einsetzt, sondern lange vorher durch wechselnde Winde seinen Eintritt ankündigt. Ich hätte mir also keine Sorge über den Verlauf der Reise machen brauchen. Am nächsten Morgen kehrte auch Herr Kühn von einem Ausfluge nach Babar an Bord zurück, müde und durchfroren; denn die Einwohner des Dorfes Tepa, der Sitz des damals gerade abwesenden Posthalters, waren ein unfreundlicher Menschenschlag. Die grossen Häuser, die zwei durch Wände getrennte Wohnräume enthalten, verriethen einen gewissen Wohlstand; aber mit ihm scheint die Tugend der Gastfreiheit sich nicht vereinigt zu haben. Mein Reisebegleiter klagte über Zudringlichkeit und Bettelwesen. Seinen Schilderungen und geringfügigen Erwerbungen entnahm ich, dass Babar mit Wetan in ethnographischer Beziehung ziemliche Aehnlichkeit besitzt. Er hatte auf den Dorfplätzen schön geschnitzte Aitjere bemerkt. Nach Riedel vereinigt sich der Opolore mit der Oponuse zur Zeit des Purkafestes auf Babar nicht durch den Nunabaum, sondern durch den Aitjere. Ich habe den Baum auf meinem Streifzug bei keiner Häusergruppe vorgefunden, was für die Richtigkeit der Riedel'schen Angabe sprechen würde. Er erzählt unter anderm

auch von zwei Regen spendenden Gottheiten Rupiai und Upurepre, die von einem Vorfahren aus der Fremde eingebürgert sind. Er soll auf einer Meeresfahrt an das Ende der Welt gekommen sein, und dort von einem Zwergenvolk Lailar-moholai gut behandelt und mit den Bildern der beiden Götter beschenkt sein. Riedel behauptet, sie seien in dem Dorfe Letwarung an der Nordküste Babars aufgestellt. Ich erwähne dies, weil man es hier mit Götzen, deren persönliche Ahnenschaft nicht mehr festgestellt werden kann — nicht eigentlichen Ahnenbildern oder Matakaus — zu thun hat. Die reichhaltige Dämonologie des Inselgebietes findet nämlich verhältnissmässig selten eine plastische Verkörperung.

Auf Alor ist eine Gottheit, der Ular-Naga, plastisch dargestellt, ebenso wie der Jeüsu und der Hanara; auf Wettar erhält der Bringer und Verscheucher der Krankheit: Madesi die Gestalt einer Schlange, von der es dahin gestellt sein mag, ob sie nicht ein Matakau ist; man erinnere sich aber, welche Fülle von Geistern in der Vorstellung der Wettaresen lebt; ausser vielen andern der Wemamara, ein Mensch mit einem Schlangenkopf, und der Nurun-Mesak, ein Bock mit Menschengesicht, die gewiss dankbare Vorwürfe für das Schnitzmesser wären. Aber die bildliche Darstellung setzt immer eine Verwandschaft des Idols mit dem Menschengeschlecht voraus. Auf den Inseln Kissar, Letti, Luang, dem Hauptsitz des Ahnencultus, der sich dort in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hat, fehlen die echten Götzen. So ist es auch bemerkenswerth, dass die Verehrung des Ular-Naga auf Flores, wo er im Bilde nicht vorkommt, den Ahnencultus ins Bergland zurückgedrängt hat, und dass auf Alor an der Küste sich keine Spur von Ahnenbildern in menschlicher Gestalt nachweisen lässt, während das Idol des Ular-Naga in erstaunlicher Menge verbreitet ist. Sicherlich wird es der Forschung gelingen, bildliche Darstellungen der Vorväter auch in den Bergwildnissen von Alor aufzufinden. Die Insel Babar mit ihren Regengötzen und spärlichem Ahnenkultus bildet also einerseits einen Uebergang nach Timorlaut, dem es ethnographisch nahe steht, und wo neben den Vorvätern verschiedene, sogenannte „echte“ Götzen Gegenstand der religiösen Verehrung sind, andererseits nach Key, wo beide Cultusarten gleichfalls Hand in Hand gehen, aber die Opferhäuschen, wie auf Wetan, ein Characteristicum der Religionsausübung sind. Die echten Götzen, die den Matakaus nahe verwandt sind, wie z. B. der Madesi, haben das Characteristische, dass bei ihrem Cultus das Bewustsein verloren gegangen ist, dass man es hier eigentlich auch mit einem Urahnen zu thun hat. Verschiedene Umstände haben hierzu mitgewirkt. Beim Ular-Naga das Hereindringen der indischen Sage, bei den Regengottheiten auf Babar und dem Jeüsu ihre Herstammung aus der Fremde. Der Opolere und die Oponuse, Sonne und Erde, deren Verkörperung wir auf Kissar antrafen, werden wohl an der Fahnenstange bei ihrem Hauptfest

herumgetragen, sind aber sonst nicht bildlich dargestellt und empfangen ihre Opfer blos unter Anrufung, bilden somit den Uebergang vom Ahnencultus zu einem abstracten Gottesbegriff. Ich werde auf das Wesen der Matakaus, die im Grunde auch weiter nichts als Ahnen sind, auf Key zurückkommen.

Ich liess schleunigst Holz schlagen und Wasser einnehmen, sodass wir gegen 9 Uhr Morgens mit günstiger Strömung weiterfahren konnten, leider eine Stunde zu früh: ein grosses Boot mit einem Ausleger, schwer beladen mit Bogen, Pfeilen und andern Erzeugnissen der Waffenschmiedekunst der Insel näherte sich uns, um Tauschhandel zu treiben; aber unsere Prau liess sich nicht mehr halten, und wir hatten alle Hände voll zu thun, um uns vorm Kentern zu bewahren. Ein Tropengewitter war plötzlich über Babar heraufgekommen und drohte uns mit heftigen Windstössen den Garaus zu machen. Wenn man 230 englische Meilen zu segeln hat, und wechselnde Regenböen sich eines so schwachen Seglers, wie unsere Prau einer war, bemächtigen, darf man sich wohl trüben Gedanken über den Ausgang des Unternehmers hingeben. Wir arbeiteten uns, soweit es möglich war, wacker nach Nordosten weiter und trieben bei mässiger Strömung und zeitweiliger Windstille bis in die Nähe von Dawalor, einer kleinen Insel nördlich von Babar. Ein wundervoller Sonnenuntergang und eine Tropennacht, die die ganze Schönheit des südlichen Sternenhimmels entfaltete, that unsern gequälten Herzen wohl, und als am Morgen eine kleine Brise aufsprang, beschloss ich keinen Mundvoll Wind ungenutzt vorbeistreichen zu lassen. Der Mast wurde durch eine sieben Meter lange Bambusstange verlängert, rechts und links davon wurden zwei Klüversegel gesetzt, und nun begann für unsere Bunting-Makallo eine lustige Fahrt, die am 10. März leider eine Unterbrechung erleiden musste. Wir hatten die flachen, vor Timorlaut vorgelagerten Inseln den ganzen Weg über in Sicht gehabt und würden auch an der nördlichsten davon, Maulo, ohne Aufenthalt vorbeigesegelt sein, wenn nicht unsere Mannschaft, ungeachtet aller Mahnungen zur Sparsamkeit, mit den Wasservorräthen verschwenderisch umgegangen wäre. Bei den zweifelhaften Windverhältnissen war es nicht gerathen, ohne Trinkwasser weiter zu fahren. Wir würden an der kleinen, südlicher gelegenen Insel Maru, die von Badjuresen bewohnt ist, angelegt haben, wenn wir rechtzeitig ein Dorf darauf entdeckt hätten; so aber war es eine glückliche Fügung, die uns nach Maulo (fälschlich Mulo auf den hier ganz unzuverlässigen Seekarten genannt) verschlug. Die Bewohner der Insel sind als wild und mordsüchtig, wie alle Leute der Timorlautgruppe, verschrieen. Vorsicht schien also geboten. Das Wasser an der Südküste ist flach, und als wir eine englische Meile vom Ufer den Anker fallen liessen, zeigten sich in rascher Folge zehn stark bemannte Kähne; doch hielten sie sich beobachtend fern.

Wir schwenkten rothe und weisse Kattuntücher und winkten eine halbe Stunde lang mit diesen Lockmitteln — es war umsonst. Hier standen uns völlig vom Verkehr mit den Europäern unberührte Wildlinge gegenüber, die das Meer als einen grossen natürlichen Schutzgraben betrachten. Wer ihn überschreitet, was anders kann er im Sinne haben, als Feindseligkeiten? Des Parlamentirens durch Zeichensprache müde entschied unser Kriegsrath, die Landung zu wagen. Herr Kühn und drei Makassaren ruderten, mit Revolvern und Lanzen ausgerüstet, im Boot ans Land und bewirkten dadurch einen wohlgeordneten Rückzug der Lauerposten. Wir lauschten gespannt, ob etwa Schüsse fielen; aber es blieb still, und die Palmenwaldungen spiegelten sich so friedlich wie am Schöpfungsmorgen in der klaren See. Ich musste unwillkürlich an die Seefahrer denken, die zuerst ihren Fuss auf den Strand eines Südseeeilandes setzten: wie Meerwunder angestaunt, selber von Misstrauen gegen die unbekannte Bevölkerung erfüllt, waren sie auf Kampf gefasst und fanden einen freundlichen Empfang. Herr Kühn bahnte in seiner jovialen Weise, sobald er eines Mannes habhaft wurde, den erwünschten Verkehr an. Wir wollten ja nicht viel: bloss Wasser. So bescheiden auch das Verlangen war, so schwer war seine Erfüllung. Es stellte sich heraus, dass die Bevölkerung ihren Durst nur mit Cocosmilch stillte, und Brunnen nicht vorhanden waren. Man zeigte den Fremdlingen eine Stelle, wo früher einmal eine Cisterne gewesen war, und durch Nachgraben wurde schliesslich ein Fässchen der begehrten Flüssigkeit, 12 Liter enthaltend, gewonnen. Zweihundert frische Cocosnüsse ersetzten das Fehlende. Der Preis, ein miserables Messer mit Holzschaale, zeigte, dass die Productenbörse von Maülo noch ihres Aufschwungs harrt. Ebenso kindlich benahm sich der Häuptling des Dorfes, dem Herr Kühn pflichtschuldigst seine Aufwartung machte: er, der Häuptling, des verrufenen Stammes, der Wildeste der Wilden, die wahrscheinlich über den Begriff der holländischen Schutzherrschaft eben so im Unklaren sind, wie die Schutzherren selber, zitterte an allen Gliedern und wandte, sobald ihn der Weisse ansehen wollte, wie ein schämiges Kind den Kopf zur Seite. Als er gewahrte, wie umgänglich der Mann trotz seines unheimlich kalkfarbenen Gesichtes war, thaute er langsam auf und rechtfertigte seine Scheu mit der Erklärung, er habe niemals einen Weissen erblickt. Das Familienleben des Häuptlings schien ebenso vielseitig, wie glücklich zu sein; ein Kranz von sechs Ehefrauen verschönte seine Häuslichkeit, und sie begleiteten auch den fabelhaften Besucher bis an die Prau, wo sie mit Nadeln, rothem Garn und Streichhölzern beschenkt wurden. Der Jubel der Damen — wahrscheinlich auch der Neid — erreichte seinen Höhepunkt bei der Uebergabe eines Handspiegels, dessen Messingfassung von Rubinen, Saphiren und anderen unzweifelhaft echten Steinen erglänzte. Dass er uns in Makassar 25 Pfennig gekostet hatte, that der Freude keinen

Abbruch. Mit dieser Gesellschaft kamen auch andere Leute an Bord. Ihr Haar war durchweg hellgebeizt, ihr Aussehen unterschied sich wenig von dem der Timorlautesen, das wir später schildern werden.

Sie waren unbewaffnet und ohne Arg. Man sieht, die Sucht zu übertreiben, hat auch hier zur Verschlechterung des Rufes der Insulaner beigetragen. Allerdings wollen wir nicht verschweigen, dass sie untereinander blutige Fehden austragen. Als ich nach vier Monaten das Dorf Ritabel auf Larat besuchte, herrschte dort grosse Furcht vor einem Ueberfall der Matloresen. Zwei von ihnen waren gerade in rohester Weise niedergemetzelt worden, als sie sich in Ridol des Maishandels wegen aufhielten. Leute von Lamdesar, einem Dorfe der Ostküste hatten als Festgäste ihre Gastgeber als weibische Memmen verhöhnt durch Trutzgesänge, wie sie heute noch in den bayerischen Bergen als „Trutzg'sangel“ und bei den Eskimos und sibirischen Stämmen zum Besten gegeben werden. Die Sänger hatten sich unbehelligt entfernt, und nun fielen die beiden Unglücklichen von Matlo der blinden Wuth der Gefoppten zum Opfer, die ihnen auf offener Dorfstrasse am nächsten Morgen die Köpfe abschlugen. Das forderte die Blutrache heraus, und ich werde ähnliche Vorgänge eingehender behandeln, wenn ich bei Larat angelangt sein werde.

Wir lernten, wie gesagt, das Volk auf Matlo nur von seiner guten Seite kennen, und es hätte sich wohl ein reger Tauschhandel entwickelt, wenn nicht eine stramme Westbrise aufgesprungen wäre und uns zum Abschied genöthigt hätte. Wir fuhren um die Ostspitze der Insel herum, wobei uns ein Badjurese von Maru anrief und zu Handelszwecken zu erreichen suchte. Doch war sein seetüchtiges Boot ohne Ausleger, der neuen Segelvorrichtung der Prau nicht gewachsen, es erreichte uns nicht, und über die schäumenden Wogenkämme hinweg eilten wir ostwärts. Am 11. März um 10 Uhr Vormittags verloren wir die Insel aus den Augen und bald darauf liess die Jahreszeit uns wieder ihre Unarten fühlen. Zeitweise trat Windstille ein, dann wechselte der Wind und zwang uns zum Kreuzen, und das Trinken der Cocosmilch und des schlechten Wassers, brachten bei Herrn Kühn und mir das Malariafieber zum vollen Ausbruch. Wir vermochten uns nicht mehr auf den Beinen zu halten und liessen uns erst auf das Deck schleppen, als die südlichste Insel der Keygruppe Atnebar (Atenimber) sichtbar wurde. Unsere Absicht Klein Key (Nuhu-Roa) durch die Gruppen der kleinen Inseln der Westküste zu erreichen und im sichern Hafen von Tual Standquartier zu nehmen, wurde durch widrigen Wind und die hier stets nach Osten führende Strömung vereitelt. Wir waren froh in die Strasse zwischen Klein- und Gross-Key (Nuhu-Iu-ud) einbiegen zu können, wo wir uns am Ostufer der erstgenannten Insel zwei Tage mittelst Stossruders fortbewegten.

Am 15. März Vormittags hatten wir endlich das ersehnte Ziel erreicht.

Auf den Key-Inseln.

Die aus ungefähr fünfzig grösseren und kleineren Inseln bestehende Gruppe liegt 131° 50′ und 133° 20′ östl. L. G. und 5° und 6° südl. Breite.

Das Gesammtareal beträgt 1211 qkm und diese über 20 Geviertmeilen grosse Fläche ernährt 21 000 Einwohner. Die Holländer haben, nachdem im Jahre 1606 der Seefahrer Willem Jansz die Inseln entdeckt hatte, dort Fuss gefasst und sie der Residentschaft von Amboina zugewiesen. Auf Dulan hat der holländische Posthalter im Dorfe Dulah seinen Sitz.

Wenn man von den Key-Inseln spricht unterscheidet man gewöhnlich Gross- und Klein-Key. Klein-Key umfasst aber zwei Inseln, Dulan (nach Riedel: Nuhutawun) und Nuhuroa (nach Riedel: Nŭhŭtŭtŭt). Gross-Key heisst in der Landessprache Nuhu-ju-ud. Diese Namen sind an Ort und Stelle nach den Angaben der Eingebornen festgestellt und sind unzweifelhaft richtig. Wenn Riedel eine vierte grössere Insel Nuhuroa nennt, steht er im Widerspruch mit Capitän Langen, der jahrelang im Tual ansässig war und bei seinem regen Verkehr mit den Eingebornen darin auf Autorität Anspruch machen kann. Er nennt diese Insel Dulan-laut.

Der Namen Key wird von den Insulanern selber nur im Verkehr mit Fremden gebraucht, und wir wollen der Bequemlichkeit halber daran festhalten. Key bedeutet nämlich eigentlich „Was?", und war das Wort, das Makassarische Händler auf ihre Frage, wie die Insel heisse, zunächst hörten. Die Befragten verstanden die Makassaren nicht und thaten die Gegenfrage: „Key?" So hat sich die jetzige Bezeichnung festgesetzt, ähnlich wie der Nutaksund an der Westküste von Vancouver seinen Namen auch einem Missverständniss verdankt. Als nämlich Cook die Indianer nach dem Namen der Gegend fragte und dabei, um sein Begehren zu verdeutlichen mit dem ausgestreckten Arme einen Kreis beschrieb, erhielt er die Antwort: „Nutka." Dies Wort bedeutet aber soviel

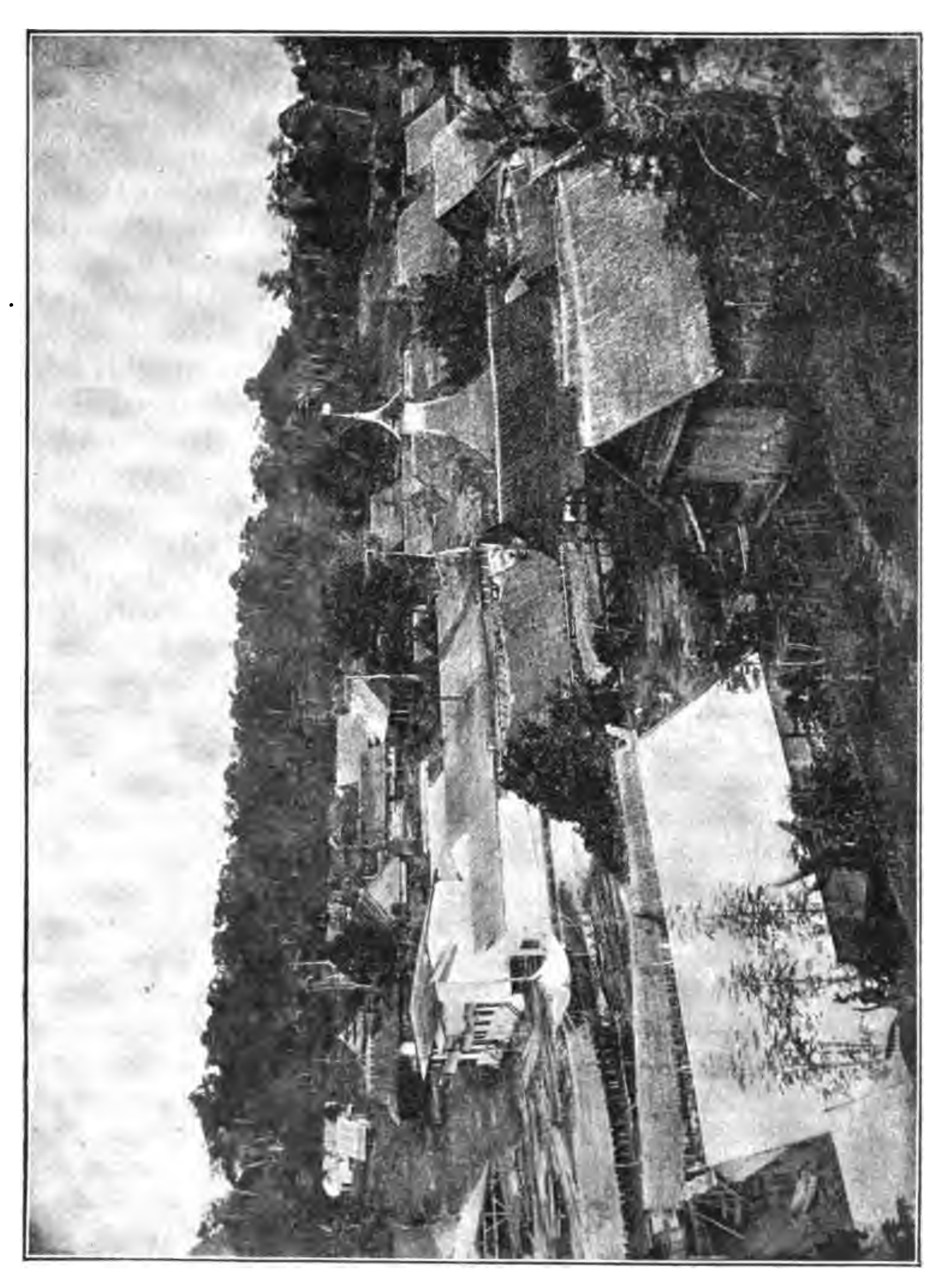
wie Kreis oder rund, und so haben sich die Moat, Inkutat und Mushlaht selber zuzuschreiben, dass sie hundert Jahre lang ihren ehrlichen Stammesnamen verloren hatten und mit dem unsinnigen Nutka bezeichnet worden sind.

Es war die höchste Zeit, dass wir erlöst wurden und die erbärmliche Cabine mit den Zimmern des Capitäns Langen vertauschen durften, der in Tual eine grosse Sägemühle besass. Ich konnte mich trotz des Fiebers gerade noch ans Land schleppen; aber Herr Kühn war mehr todt als lebendig und wurde getragen. Sein Zustand verschlimmerte sich, er lag in Fieberphantasien, und das Geräusch der Mühle raubte ihm den Schlaf. Wir siedelten daher schon in den nächsten Tagen in ein abseits am Strande liegendes Häuschen über, wo wir uns wohnlich einzurichten versuchten, was nicht gerade leicht ist, wenn einem nur Bretter und Kisten als Hausgeräth zur Verfügung stehen. Hier haben wir denn auch kümmerlich genug gehaust; denn Herr Kühn lag beinahe zwei Monate lang fest und mich überfiel die Krankheit alle 14 Tage und währte dann vier bis fünf Tage. Noch nach einem Jahre habe ich in Europa unter starken Rückfällen zu leiden gehabt, während Herr Kühn seither immun geworden ist und das Klima gut verträgt. Allerdings hat er die Immunität mit grossen Schmerzen erkauft: sein Körper war mit Beulen bedeckt, die aufbrachen und ihn durch Eiterfieber noch mehr schwächten. Aber diese Form der Krankheit soll nach den Erfahrungen der Eingeborenen für den, der sie übersteht, die Wirkung haben, dass er fortan von dem Malariafieber verschont bleibt, und mein wackerer Reisegefährte scheint in der That gegen das Fiebergift gefeit zu sein und sitzt noch heute als Nachfolger unseres Gastfreundes und als Besitzer der Mühle und der Kaffee- und Cocospflanzungen in Tual. Als sein Zustand in Besserung überging, liess ich den Kranken in einem Lehnstuhl auf eine Anhöhe am Strande tragen, wo er im Schatten eines Canarienbaumes den Tag über sitzen blieb.

Das Panorama der entzückend schönen Gegend entrollte sich hier in seiner ganzen Pracht. Den Hintergrund des Bildes schlossen im Osten dichte Wälder von Eisenholz-, Gummibäumen und Palmen ab, deren grüne Mauer auf langgestreckten Hügeln sich hinziehend, den Winden den Zutritt verwehrte. Richtete man den Blick nach Süden, so lugten die Dächer des Dorfes, das aus etwa 50 Häusern besteht, zwischen den Pisang- und Papayawipfeln hindurch, und das Minaret der Moschee erglänzte weithin im Sonnnenschein; Dampfwolken bezeichnen die Stelle, wo die Sägemühle geht, und damit sind wir mit unserer Rundschau beim Hafen mit seinem bunten, lauten Leben angelangt.

Der Gesang der Hafenarbeiter verstummt nicht einen Augenblick, Schiffe kommen und gehen, und selbst dem Laien fällt die Verschiedenartigkeit der Schiffstypen auf: Schooner, Schaluppen, Prauen mit zwei Masten (badewakau) und mit einem Mast sind hier vereinigt, und dazwischen schiessen die kleinen Kähne der Fischer mit und ohne Ausleger hin und her. Gongschläge

kündigen die Ankunft eines Radjahs an; sie rühren aus einem grossen Boote mit Doppeldeck her, dessen Flagge und Wimpeln dem Kundigen die Heimath



Dorf Tual (Key-Inseln).

des Schiffsherrn angeben, eine Sitte, die sich nach Key von den nördlichen Inseln Banda und Ceram verpflanzt hat. Wir wähnen beim Heranschiessen

des Bootes ein Fahrzeug aus dem klassischen Alterthum, die navis biremis, zu erblicken. Rechts und links sehen wir je zwanzig Ruder sich im Takte bewegen und zwar derart, dass je zehn Ruderer auf der Bank im Boot sitzen, während zehn andere von dem Oberdeck aus ihre beträchtlich längeren Riemen schwingen. Verwunderlich erscheinen uns allerdings einige buntgekleidete Tänzer, die auf dem Vorderdeck am Steven zum Klange des Gongs und einiger Trommeln ihren Klewang schwingen und ihren Oberkörper hin und herwiegen. Lassen wir nun unsern Blick weiter nach Norden schweifen, so findet das Auge in dem hellgrünen Wasser der Bucht vielfach Ruhepunkte bei kleinen Inseln. Die einen sind flach, andere heben sich steil aus der See bis zur Höhe von 60 Fuss, aber insgesammt sind sie dicht bewaldet und schliessen mit der Landesspitze von Nuhuroa im Westen und der Insel Dulan-laut im Norden den Horizont ab. Es mögen wohl ein Dutzend Eilande sein, die in verschiedensten Formen und Grössen eine angenehme Abwechslung bieten. Eine breite Wasserfläche zwischen den Inseln, die in nordwestlicher Richtung sich in dem fernen Dunst verliert, lässt die freie See ahnen und ein Schiff nach dem andern kommt oder geht auf diesem Wege.

Diese Beschreibung wird leicht erkennen lassen, warum Tual ein sehr sicherer Hafen ist. Der Wogenschlag des Oceans dringt nicht in diese Kanäle; Hügelketten und Wald verwehren den Winden den Zutritt. Der Ankerplatz des 5 — 6 englische Meilen nördlicher gelegenen Dulah liegt dagegen für die Stürme des Westmonsuns offen da, und die See rollt besonders von Norden heran.

Dulah ist der Sitz des Posthalters. Regelmässige Strassen mit Holz- und Steinhäusern und eine nicht unansehnliche Moschee mit der Begräbnissstätte eines arabischen Händlers, der den Islam eingeführt haben soll, geben dem Ort das Aussehen eines Städtchens. Die eingewanderten Araber sind hier zahlreich vertreten, haben den Handel in Händen und die reichsten Leute der Insel in ihren Reihen. Sie geben, als fanatische Muhamedaner den Ton auf Dulah an und suchen ihre Religion mit allen Mitteln auszubreiten. Ihr Bekehrungseifer erstreckt sich auch auf die Nachbarinsel Nuhuroa, wo sie den Uebertritt eines heidnischen Häuptlings mit Geld zu erkaufen suchten. Ich vermag nicht anzugeben, ob es ihnen in der Folgezeit gelungen ist. Ist es der Fall, so wird der nördliche, noch heidnische Theil der Insel wohl dem Beispiel der Neubekehrten gefolgt und damit den Holländern eine Lehre gegeben sein. Sie bekümmern sich nämlich herzlich wenig um die Key-Gruppe; kein einziger Prediger war zur Zeit meiner Anwesenheit dort, und der Fanatismus der Bevölkerung erschwert schon jetzt den Verkehr mit ihr. Dankenswerth erscheint das Verfahren des Kapitäns Langen, der einen jungen Eingebornen nach Larantuka in die Missionsschule geschickt hatte. Ich hatte auf Flores nicht geahnt, dass ich den hübschen, achtzehnjährigen

Burschen im April in Tual wiedersehen würde. Er war von Herrn Langen hervorragenden Muhamedanern, die sich Holzgeschäfte halber bei ihm eingefunden hatten, gegenüber gestellt worden und entledigte sich seiner Aufgabe, seinen Stammesgenossen die Lehren Christi und der katholischen Kirche auseinanderzusetzen mit mehr Begeisterung und Beredsamkeit als Erfolg. Das Religionsgespräch in der Sägemühle zu Tual endigte wie das berühmtere zu Worms damit, dass die Parteien in ihrem Glauben auseinander gingen. Mein junger Freund schien aber nicht in seinen Bestrebungen entmuthigt zu sein, und ich lauschte später öfters, wenn ich schlaflos mich im Fieber hin- und herwälzte, in schönen Mondscheinnächten auf den Gesang kirchlicher Hymnen, denselben Klängen, die mich in den floresischen Missionen erbaut hatten, ausgeführt von ihrem Zögling, der hier nach bewährtem Vorgang sich an die empfänglicheren Gemüther seiner Altersgenossen gewendet und so den Boden vorbereitet hatte, den einige Monate später ein Jesuitenmissionar aus Larantuka weiter zu bestellen unternahm. Aus dem Gesagten geht hervor, dass die anmuthige Gegend durchaus nicht so weltenfern ist, als man nach ihrer Lage annehmen sollte. Ein lebhafter Handel nach den Arrow-Inseln, die Perlmutter liefern, und nach Makassar, wohin viel Holz verfrachtet wird, macht Key zu einem Hauptstapelplatz des Ostens. Das Holz, Eisenholz (malaiisch kaju-bessi; in der Keysprache: bajam), im Handel Neu-Guineas Teak genannt, ist von ausserordentlicher Härte und widersteht den Ameisen. Es wird an Ort und Stelle, nicht nur in der Sägemühle von Tual, zu viereckigen Balken von ganz bestimmter Länge (4 Faden) und zu Planken (3 Faden) zurechtgeschnitten, um zum Haus- und Schiffsbau verwendet zu werden.

Die Schiffsbauer entfalten jedoch auch hier ihre Thätigkeit und liefern Fahrzeuge nach Arrow, Ceram, den Banda-Inseln und selbst bis nach Makassar Eine derartige Prau (djunku = Dschunke) hat einen schlankeren Bau und einen schärferen Kiel, als die von den makassarischen Werften, sodass sie sich besser zum Kreuzen eignet. Ausserdem wird der Bootsbau lebhaft betrieben, und der Markt mit Schiffsgefässen aller Grössen vom Fischerkahn bis zum Schooner von 150 Tonnen beschickt. Der Bau aller Fahrzeuge unterscheidet sich durch eine Eigenthümlichkeit wesentlich von dem unsrigen. Bei uns wird den Planken mittelst Dämpfen und Biegen die erforderliche Krümmung gegeben; dort wird sie dadurch hergestellt, dass man aus einem starken Balken die gebogene Planke herausarbeitet, wobei natürlich viel Holz verschwendet wird. Anstatt auf dem Kiel das Schiffsgerippe aufzuführen, setzt man die Spanten erst ein, wenn der ganze Rumpf vollendet ist. Dies geschieht, indem man die Planken in der Längsrichtung durch hakenförmige Ausschnitte an einander fügt, zusammenkämmt, wie es in der Zimmermannssprache heisst, und mit Holzzapfen verbindet. Je nach der Länge des Schiffes sind bis zu 7 Planken zu einer einzigen Längsplanke vereinigt und auf diese

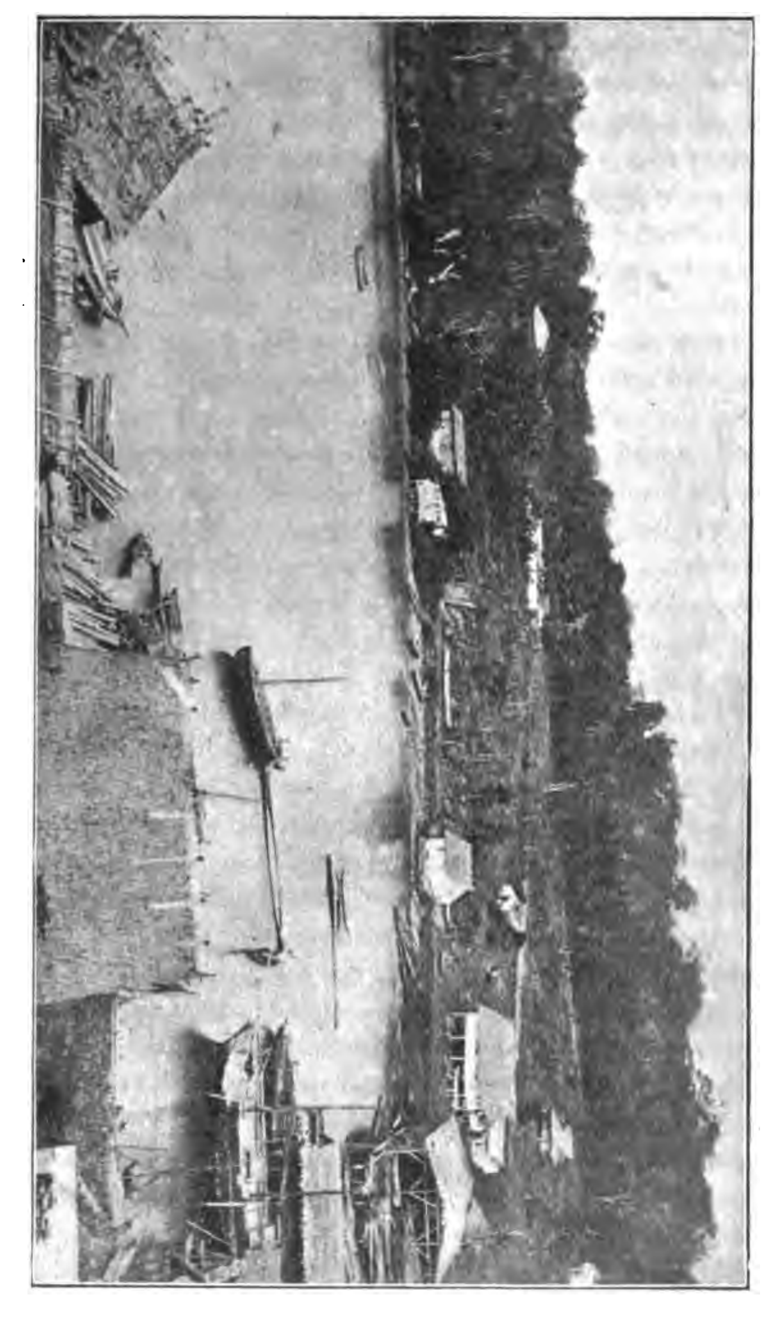
wird die folgende gleichfalls mit Zapfen aufgesetzt, sodass man eine einzige glatte Fläche erblickt. Erst wenn die Spanten, das Schiffsgerippe, an ihren Platz gebracht werden, bohrt man die Löcher für die Bolzen hinein. Das Werkzeug hierfür (fa-at) ist eine halbe, eiserne Röhre, die in einen Holzschaft eingelassen ist. Durch ihn ist ein Querholz als Griff für beide Hände gesteckt, während sein oberes Ende eine breite Schlagfläche bietet. Zur Handhabung des Werkzeuges gehören zwei Mann. Der eine setzt die untere Schärfe des Eisens auf die Bohrstelle, der andere schlägt es mit einem hölzernen Hammer (wao) hinein. Hierdurch entsteht ein halbkreisförmiger Eindruck im Holz, der durch eine halbe Umdrehung des Bohrers und erneutes Schlagen zu einem vollen Kreis ergänzt wird, und so wird fortgefahren, bis aus dem kreisrunden Loch Spähne herausbefördert werden können. Ich beschreibe die mühselige Art des Bohrens, um zu zeigen, wie fest die Leute am Althergebrachten hängen. Mit einem stählernen europäischen Bohrer, der mit Leichtigkeit das harte Holz bewältigt, würden sie kaum die Hälfte der Zeit brauchen. Für geringes Geld stehen ihnen derartige gute englische Waaren zu Gebote; gleichwohl fällt es keinem ein, seinem einheimischen Schmied untreu zu werden, der die dürftigen Werkzeuge mit Hilfe ebenso dürftigen Handwerkzeuges anfertigt. Unbekümmert um die Sonnengluth kniet der Meister vor seinem Ambos, einem glatten Stein, und schwingt seinen Hammer, während sein Geselle das kleine Schmiedefeuer im Gang erhält. Er sitzt dabei auf einer drei Fuss hohen Bank und handhabt einen Blasebalg von der Form, die im ganzen Archipel verbreitet ist. Zwei dicke Bambuscylinder stehen senkrecht vor dem Sitz in der Erde. Von ihnen führen kleinere Bambusröhren dem zwischen zwei Steinen glimmenden Holzkohlenfeuer den Luftstrom zu, der durch das Auf- und Abbewegen zweier mit dichten Federbüscheln besetzter Stöcke in die Cylinder hineingepumpt wird.

In einer derartigen Esse glüht der russige Vulkansohn, der wie alle seine Collegen von Teor, einem Eilande zwischen Ceram und Key, stammt, seine aus Makassar eingeführten Eisenstangen, und als Buschmesser, Kleewangs und Schiffsbau-Zuthaten verschleisst er die Zeugnisse seiner Fertigkeit an seine Kunden, die er im Umherziehen, wie bei uns die Kesselflicker es thun, aufsucht. Selten verlässt eine Lanzenspitze die fliegende Schmiede; wir fanden die Waffe nur auf der West-Küste von Klein-Key, wo sie wohl mehr als Saufeder benutzt wird. Der Menschenschlag dieser Gruppe ist im allgemeinen friedfertig angelegt, und in den letzten 10 Jahren hatte keines der mit dem stolzen Namen „Krieg“ belegten Scharmützel stattgefunden. Dies mag auch unsere geringe Ausbeute an Kriegsgeräth erklären, die wir noch zu besprechen haben. Ein Hauptstück der Schmiedekunst ist die schwarzbraune Eisenaxt, und sie ist eine Waare, die sicherer, als jede andere, den amerikanischen und englischen Wettbewerb aushält, weil sie vermöge ihrer

Form Eisenholz besser schneiden kann, als die blanken Erzeugnisse Pensylvaniens und Birminghams. Die Axt auf Key ist interessant; denn obwohl die Steinzeit Zeugnisse nur noch in den als Amuleten verwendeten Steinbeilen zurückgelassen hat, übertrug sie doch die Gestalt dieser Beile und die Art ihrer Schaftbefestigung auf die Eisenzeit. Liesse nicht die Farbe die Axt als Eisenzeug erkennen, so würde man glauben, eines jener Geräthe vor sich zu haben, die noch auf Neu-Guinea in das Loch des Stiels hineingesteckt und festgekeilt zur Holzbearbeitung dienen. Ich beschrieb vorher einen eisernen Bohrer und machte auf seine zweckwidrige Construction aufmerksam. Auch sie findet ihre Erklärung, sobald man den Bohrer der Urzeit in Vergleich zieht. Seine halbe eiserne Röhre entspricht dem gespaltenen Kasuarknochen, der noch heute zu Lanzenspitzen und Dolchen verarbeitet und auch roh von Neu-Guinea nach den Arrowinseln ausgeführt wird.

Die ersten Tage nach unserer Ausschiffung waren traurig genug. Wenn es mein Zustand erlaubte, packte ich die Sammlungen aus, ordnete und nummerirte sie, oder ich humpelte auf den schon beschriebenen Schauinsland, um das Treiben im Hafen zu beobachten, bis mich die Abendkühle ins Zimmer trieb. Dann begann das geschäftige Tosen am Hafen zu verstummen, und ein Javane aus Batavia, seines Zeichens Botaniker, entlockte seiner Flöte melancholische Melodien, die bald Liebhaber von Freikonzerten in dichten Gruppen um ihn vereinigten; dann tönte aus dem Walde das Gurren der Tauben herüber, und die Fledermäuse umschwärmten in rastlosem, unstätem Zickzackfluge unser Dach. Sobald der glühendrothe Sonnenball in den grünlich-schillernden Fluthen versunken, und der letzte Laut verklungen war, blitzten in der Bai die Fackeln der Fischer auf, dreissig, vierzig, fünfzig, eine wunderbare lautlos hin- und herschwebende Illumination, die sich in weiterer Ferne verlor, während in den Büschen und im hohen Grase die Schaaren der Glühwürmer ihre abendliche Fackelpolonaise veranstalteten. Da wir Nachts die Fenster nicht schlossen, erhielten wir, sobald die Lampe angezündet war, Besuch von zahllosen Schmetterlingen. Herr Kühn hat als eifriger Entomologe eine umfangreiche Sammlung davon angelegt. Was wir von den vielfarbigen, nächtlichen Gästen nicht erhaschten, ward ein leckeres Abendbrot unserer Geko, die zu hunderten stille Beobachter unseres Treibens waren und als flinke, nützliche Fliegenstöcke sich unserer Duldung erfreuten. Am Tage liessen sie sich zwar seltener sehen, Nachts jedoch huschten sie überall an den Wänden und an der Zimmerdecke umher. Liess sich ein vom Kreisen ums Licht ermüdeter Falter beikommen irgendwo Platz zu nehmen, so war er verloren. Sofort näherten sich ihm drei oder vier Gekos von verschiedenen Seiten, aber nicht in ungestümen Lauf, sondern hübsch manierlich in Absätzen. In der Gekosprache wird die Unterhaltung mit dem Schmetterling wohl ungefähr so gelautet haben: — „Sie kommen wohl von weit her?“ —

„Ja wohl, draussen von der Orchidee auf dem grossen Gummibaum aus Langens Garten.“ — „Sie sind wohl recht müde?“ — „O ja, ich habe mir



Hafen von Tual (Key-Inseln).

den Kopf an der weissen, leuchtenden Kugel dort unten gestossen.“ — „Sie haben sich wohl auch die Flügel dabei beschädigt?“ — „O ja!“ — „O wie bedauerlich, lassen Sie'mal sehen!“ — Schwapp! weg war er. — —

An einem schönen Sonntagsmorgen, am 18. März, war ich wieder marschfähig und zog mit dem Bruder des Kapitäns Langen, mit seinem Geschäftsführer und fünf Eingeborenen, die Spaten und Fackeln schleppten, nach der sogenannten Geisterhöhle von Tual. Unser Weg führte bei Ebbe am Strande entlang nach Norden, wobei wir mit dem Spaziren ein Austernfrühstück verbanden. Wir lösten die ungemein kleinen Schaalthiere, die mit den besten Natives den Vergleich aushielten, von den blossliegenden Korallenbänken ab und bedauerten, dass diese angenehme Beschäftigung nur ein Nebenzweck unseres Ausfluges war, der nach einer Stunde sein Ende fand. Dichtes Dornengestrüpp gebot uns Halt. Wir wanden uns auf einem schmalen Fusspfad hindurch und stiegen dabei etwa 4 Meter über die Hochwassermarke empor, bis wir nach weiteren 100 Schritten vor dem Ziel standen. Der durch hohe Büsche verborgene Eingang war an 15 Fuss breit und führte in eine ebenso tiefe Höhlung hinein. Der Fels war weissgrauer Kalkstein, mit vielen Spalten durchsetzt; Trümmer deckten den schräg nach innen abfallenden Boden, und der Genius loci, in Gestalt einer zwei Meter langen Schlange, wahrscheinlich ein Python, züngelte uns sein Willkommen von der Decke entgegen. Ich kletterte auf einen Block und beförderte ihn, der vom Glanze der eben entzündeten Fackeln geblendet war, herab. Ebenso unangenehm schien das ungewohnte Licht den Fledermäusen zu sein, die aus dem gähnenden Dunkel in immer dichteren Schaaren hervorflatterten. Die Grotte setzte sich nämlich in einem zwanzig Schritt langen Gange fort, der in Rechts- und Linkswindungen zu einer zweiten Grotte hinableitete. Er war stellenweise so niedrig, dass wir auf Händen und Füssen auf den zwar natürlichen, aber deshalb noch nicht angenehmen Excrementen der geflügelten Höhlenbewohner vorwärts kriechen mussten. Das Anschwirren der Thiere war sinnverwirrend und hemmte zeitweise unser Vordringen. Als wir endlich in der andern Höhle unsere Glieder wieder ausstrecken konnten, gewahrten wir, dass von dem angeblichen Aufenthaltsort der Geister, der wohl hundert Menschen beherbergen konnte, sich noch andere Gänge in unbekannte Tiefen abzweigten.

Wir begannen bei dem qualmenden Feuer der Palmblattfackeln den Boden aufzugraben; aber meine Hoffnung, hier menschliche Ueberreste zu finden, wurde getäuscht. Die Geister der Papuas, die hier der Sage nach weilen sollten, hatten keine Spuren zurückgelassen, und wir hörten endlich mit der Ausschachtung des Guanos auf. Nur auf Fledermausknochen wurde gestossen, und kein Stückchen Holz verrieth, ob wir uns in dem Schlupfwinkel eines ausgerotteten Geschlechts, wie ich vermuthet hatte, befanden. Ebenso inhaltlos waren die Risse in den Wandungen, und so störten wir den Betrieb der Guanofabrik nicht länger, die vielleicht, nach tausend Jahren bis zur Decke gefüllt, der Landwirthschaft von Tual zum Segen gereichen mag, und kehrten nach Hause zurück.

Anderthalb Stunden von der Höhle nördlich liegt, eine halbe Stunde von Dulah entfernt, ein angeblich kreisrunder, sehr tiefer See, dessen krystallklares Wasser der Tummelplatz wilder Enten sein soll. Man hatte mir auch in Letti erzählt, dass dies in jenen Gegenden ziemlich seltene Federwild auf einem kleinen See im Innern Lettis einzufallen pflege; aber dort, wie hier blieb es mir wegen Zeitmangels versagt, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Das war auf Key um so bedauerlicher, als ich mich gerne zugleich über die Natur dieses Binnenwassers unterrichtet hätte. Namentlich hätte ich gern festgestellt, ob der Wasserstand des Sees wie der der Brunnen in Tual von Ebbe und Fluth abhängig ist. Sobald man nämlich beim Nachgraben die Höhe des Meeresspiegels erreicht, trifft man aller Orten auf süsses, je nach der Nähe der Salzfluth mehr oder weniger brackiges Wasser. Man sagte, der See sei ein Krater, doch soll die für derartige, vulkanische Bildungen bezeichnende Umwallung fehlen. Dass Gross-Key vulkanischen Ursprunges ist, steht fest; seine Berge erreichen eine Durchschnittshöhe von 2—3000 Fuss. Auf Klein-Key wirken die unterirdischen Kräfte noch heute deutlich erkennbar fort. In den Ueberlieferungen der Eingebornen lebt noch die Zeit, „wo die kleinen Inseln unter Wasser waren", und vor 35 Jahren soll Klein-Key bei einem der nicht seltenen Erdbeben sich plötzlich um einige Fuss gehoben haben. Der Korallenfels tritt selbst mitten im tiefsten Walde stellenweise völlig nackt zu Tage, und die Bäume klammern sich in den scheinbar auseinander gesprengten Blöcken fest, und senken ihre Wurzeln tief in den vom Humus entblössten Grund. Wer die Wildbahn in dem durch Lianen und dorniges Gestrüpp schier undurchdringlichen Dickicht beschreitet, muss desshalb die äusserste Vorsicht anwenden. Abgestorbene Baumtheile, Blätter und Schlingpflanzen verfilzen sich zu einer dichten Decke und verbergen die tiefen Löcher zwischen dem Korallengeäst, und wenn man nach dem Wildschwein ausspäht, oder das Auge auf dem seltsamen Gebilde einer Orchidee ruhen lässt, das aus der Höhe herableuchtet, kann es einem leicht begegnen, dass man in jähem Sturze die trügerische Pflanzendecke durchtritt, wie es mir anfangs öfter erging.

Auf der höchsten Höhe von Klein-Key, etwa 300 Fuss über der See, fand ich Muschelreste. Die verschiedenen Perioden der Hebung des Eilandes prägen sich an der Westküste klar aus. Im April besuchte ich die Nordwestspitze. Hier hat das Ufer eine Höhe von 40 Fuss und fällt in Staffeln nach der See ab. Sie zogen sich etwa eine englische Meile am Strande entlang. Die unterste Staffel hatte eine Höhe von 10—12 Fuss und musste mittelst eines angelehnten Bambus erklommen werden. Die darüber liegenden waren 8 bis 10 Fuss hoch und schmaler als die unterste, die eine Breite von 6 Fuss erreichte. Von diesen Galerien führten in unregelmässigen Zwischenräumen schmale, manchmal verzweigte Gänge bis zu 20 Fuss lang in den Kalkfelsen hinein. Auch hier sollten Geister ihr Wesen treiben, und der Glaube daran

war so lebendig, dass ich kaum Bootsruderer für das Unternehmen auftreiben konnte. Die einzige Spur menschlichen Wirkens an dieser Stätte waren die auf den glatten Flächen mit rothem Thon aufgemalten Abbildungen von menschlichen Händen und Gesichtern, Seesternen und Booten. Man konnte sie von der See aus leicht erkennen; nur an der obersten Felswand waren sie schon verwittert. Unzweifelhaft stellen sich in den vier Staffeln die Fluthmarken vier verschiedener Hebungsperioden dar. Die Grotten sind nicht von Menschenhand, sondern von der Brandung geschaffen; das zeigten die unten an der See gelegenen noch im Entstehen begriffenen Höhlungen. Herr Kühn, der mich begleitete, hatte ähnliche rothe Zeichnungen von Fischen und Händen an der Westküste von Neu-Guinea gefunden, wo die Papuas von Geisterhänden (tangan-setan) sprachen, aber ebenso, wie die Key-Leute, nicht die geringste Auskunft über den Ursprung der ziemlich rohen Malerei zu geben vermochten. Jene Oertlichkeit auf Neu-Guinea hatte dieselbe Formation, zerklüftete Höhlen, die als Begräbnisstätten von ganzen Generationen gedient hatten und, jetzt verödet, in abergläubischer Scheu gemieden wurden. Wenn wir auch keine Schädel und Gebeine mehr fanden, so deuten doch die Zeichnungen darauf hin, dass die jetzt von Key vertriebenen Papuas dort einst ihre Todten bestattet haben. Das hohe Alter der Fluthmarken spricht für die weite Ausbreitung dieses Stammes, der jetzt auf Key nur noch als Sclave oder mit andern Rassen gemischt auftritt und, in historischer Zeit vertrieben, dem Inselchen Pulo-Papua an der Ostküste von Klein-Key seinen Namen hinterlassen hat, wo sich kleine Grotten am Südwestufer befinden, die nachweisslich wenigstens vorübergehend bewohnt worden sind.

Ich habe den Ausflug im April gleich vorweg genommen, um das in geologischer Beziehung Interessante zusammenzustellen, jetzt müssen wir uns in Gedanken wieder in den März zurückversetzen. Am 20. dieses Monats machte ich die Bekanntschaft eines ternatanischen Händlers Namens Amer, der mit seinem europäisch aufgetakelten Key-Boot nnd sechs Ruderern im Hafen lag. Wie ein englischer Seemann gekleidet, beherrschte er auch dessen Sprache und schien seines Vertrauen erweckenden Aeussern wegen geeignet, mir auf einem Abstecher nach Gross-Key mit seinem Fahrzeug zu dienen. Wir bepackten es mit Tauschwaaren, und am 23. März, Nachmittags 3 Uhr, schoss es von sechs Riemen getrieben, um die Landspitze durch die seichte Rosenberg-Strasse südwärts. Die Strömung begünstigte uns, und rechts und links traten aus den Palmenhainen Dörfer hervor, deren Fischerbevölkerung sich an den Fischwehren zu schaffen machte, jenen feststehenden Reusen (sero), die durch ganz Indien verbreitet sind und hier in dem schmalen Meeresarm an verschiedenen Stellen ausgelegt waren. Als wir den Punkt der Strasse erreicht hatten, wo sie sich nach Osten wendet, entrollte sich vor uns ein Rundgemälde, das dem von Tual nichts nachgab.

Die Strasse erweiterte sich, und der Blick schweifte über fünf kleine Inseln hinweg, bis zu der dunkelblauen Bergkette von Gross-Key. Einzelne Gipfel waren kahl, die Mehrzahl aber dicht bewaldet, und dazwischen zeigten sich grüne Streifen von Grasland. Die Durchsichtigkeit der Luft, eine Folge des Westmonsuns, rückte uns die Häuser der Uferdörfer in scheinbare Nähe. Wir flogen zunächst dicht an den Inseln entlang, deren üppiges Laubwerk weithin unsern spiegelblanken Weg beschattete, immergrüne Arkaden, der Nistplatz unzähliger Vogelschwärme. Ein Gurren, Kreischen, Zwitschern scholl uns aus der Waldesnacht entgegen: metallisch funkelnde Eisvögel kreuzten, vom Ruderschlag aufgescheucht, unsere Bahn, huschten dicht über dem Wasser unter den Zweigen entlang vor uns her und umkreisten uns, der rastlosen Verfolgung müde, in weitem Bogen, um zu ihrem alten Stand zurückzukehren. Ebenso scheu waren die rothen Lori, die in prächtig flammenden Schwärmen sich über die Baumwipfel erhoben, während, je mehr wir uns der Strasse zwischen Gross- und Klein-Key näherten und den idyllischen Frieden der Eilande und die freundlichen Siedelungen der grünen Uferlandschaften hinter uns liessen, sich die zutraulichen Möwen einstellten. Silbern erglänzte ihr weisses Gefieder, und verdoppelt erschienen die lieblichen Schaaren im Spiegelbilde der klaren, unbewegten See. Die Windstille wurde auch von den Besitzern zahlreicher Kähne benutzt, um bequem Handel zu treiben und freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Ueberall hallte der Gesang der Schiffer über die See, und unsere Leute antworteten, indess wir unsern Lauf jetzt gerade auf die Südspitze von Gross-Key richteten.

Die Uebergangszeit von einem Monsun zum andern dauert etwa sechs Wochen: Aeolus scheint sich auszuruhen und Jupiter pluvius für Abwechselung sorgen zu lassen. Selten regt sich in diesen ruhigen Tagen ein Lüftchen; nur plötzliche Regengüsse gehen nieder, als sollten die Fluren für die Trockenheit des Ostmonsuns getränkt werden. Die Key-Inseln bilden allerdings insofern eine Ausnahme, als sie auch während der östlichen Luftströmung genügende Feuchtigkeit durch Gewitter und kurze Regenschauer erhalten und deshalb recht fruchtbar sind. Allmählig verblasste der goldene Glanz mit dem die Abendsonne die Bergkuppen von Gross-Key überzogen hatte, die Nacht kam schnell herauf, und hinter den Höhenzügen verkündete ein heller Schein den Mond, der auch bald Meer und Land in seinem weissen Glanz erschimmern liess. Die laue Luft gestattete uns auf dem Deck zu übernachten. Die Mannschaft nickte zeitweise über dem Rudern ein, oder drehte, wenn sie ihren säuerlich-bittern Siri-Pinang satt hatte, in den Ruhepausen ihre Cigaretten aus Balitabak, dessen Duft durch die Palmblatthülle keine Einbusse erlitt. Hin und wieder blähte eine flaue Brise das stets aufgezogene Segel, und als wir beim Frühlicht fröstelnd den Nachtthau von unseren Decken schüttelten, ragte vor dem Steven des Bootes eine zwanzig

Fuss hohe Felsnadel aus dem Meere: wir befanden uns dem Dorfe Feer gegenüber.

Die Häuser des Dorfes waren auf Pfählen von 4—6 Fuss Länge erbaut. Durch den Eingang an der Längsseite gelangt man zunächst in einen Gang, der das Haus in zwei Räume theilt. Je nach der Grösse des Gebäudes befinden sich in jeder Hälfte zwei oder mehr Zimmer (das für die Frauen bestimmte am Giebel), die ihr Licht durch zuweilen vergitterte Luken erhalten. Es kommen auch Häuser vor mit der Thür an der Giebelseite, oder mit Eingängen an beiden Seiten. Während auf den bisher von mir besuchten Inseln die Wände in der Regel aus Bambuslatten zusammen geschlagen und die Häuser selbst mit Attap, d. h. über einander gelegten Palmblättern gedeckt werden, wird dies Material auf der Key-Gruppe auch zur Herstellung der Wände benutzt. Man faltet ein zwei Fuss langes Palmblatt über einer 6 Fuss langen Bambuslatte zusammen, steckt es mit einem Splitter fest und reiht so Blatt an Blatt, bis eine dichte Fläche entstanden ist. Zwischen zwei, sechs Fuss von einander entfernte, ausgekehlte, senkrechte Balken werden derartige Attapflächen hineingepresst, eine über die andere, sodass sie wie Schindeln beim Dachdecken über einander liegen und gegen Wind und Wetter eine undurchdringliche Schutzwand bilden. Ein auf diese Weise errichteter Bau sieht wie ein regelmässig aufgeschichteter Palmblatthaufen aus.

Geradezu elegant erscheinen die aus den Rippen der Sagopalme zusammengefügten Häuser. Wir haben ein solches von dem Posthalter auf Wettar bewohnt gefunden, derselben Insel, wo wir die Kiste für unsere Sammlungen zimmerten. Die dort beschriebene Herstellungsart der Kiste kommt hier beim Hausbau im Grossen zur Anwendung, und ganze Haus-Wände werden mit Palmrippen aufgeführt. Die harten Rippen haben eine schöne braune Farbe und glänzen wie polirt, sodass sie, fest aneinander gefügt und zu grossen Flächen vereinigt, einen recht schmucken Anblick gewähren. Allerdings hat diese Eleganz auch ihre schlimme Seite. So hart der Palmstiel äusserlich ist, so weich ist sein Mark, in das das Ungeziefer an den abgeschnittenen Enden hineingelangen und von sicherm Versteck aus die Bewohner plagen kann. Der Fussboden aus Bambuslatten hat in Verbindung mit den glaslosen Fenstern die in den heissen Tropen nicht zu unterschätzende Bestimmung, zur Lüftung der Räume beizutragen. Durch die Spalten des Bodens hat die Luft ungehindert Zutritt; sie leitet jedoch auch den Qualm und Rauch der einfachen Feuerstelle des „Küche“ genannten Verschlages ins Freie ab.

Im Innern gewahrten wir den Einfluss Cerams an der Einrichtung. An den Wänden standen Kisten zwei oder drei übereinander, aus buntgefärbten Palmblättern geflochten und mit hunderten von winzigen Kaurimuscheln in hübschen Mustern besetzt. Ein gewisser Sinn für Wohnlichkeit

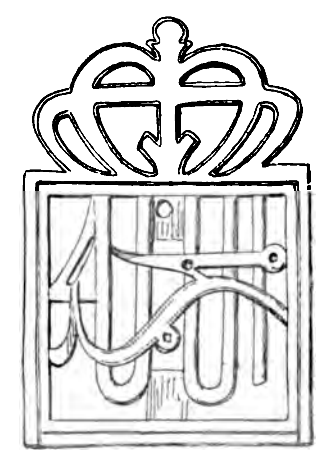
drückte sich in der Ausschmückung der Wände aus: grosse Blätterschüsseln aus Celebes waren hier und da angebracht, und über jedem Schlafplatz hing in zwei Schlingen (dar-lelan) die sauber zusammengerollte Schlafmatte (dar), aus der das schöngestickte Kopfkissen hervorsah. In einem sichern Winkel war einer festen Holzlade ihr Platz angewiesen. Sie ist der Geldschrank: Schmucksachen, alte Kris, seidene Flaggen, goldene Schüsseln harren darin des Augenblicks, wo sie bei Festen den Reichthum und das Ansehen der Eigenthümer in das gehörige Licht setzen dürfen. Uns blieb die Besichtigung der Lade vorenthalten. Es war ein mürrisches, verbissenes Geschlecht von fanatischen Muhamedanern, die jedem Christen ungefällig begegneten, wenngleich sie ihrer Feindseligkeit auch nicht mit Waffen in der Hand Ausdruck gaben. —

Ausser dem kaum als Waffe anzusehenden Buschmesser wird kein Vertheidigungsmittel geführt, und die gefallenen Steinmauern des ganzen Landstrichs zeigen an, dass Kriegsläufte der Vergangenheit angehören. Beim Verlassen des Gebäudes fiel mir der starke Mittelpfeiler auf. Bevor er eingesetzt wird, legt der Bauherr in die Grube Baumwurzeln, Speisen und ähnliche Opfer hinein für den Nitanat (vergl. Nitu) oder nach andern Angaben (vergl. Riedel S. 225) für den Naag, die Schlange, die im Erdinnern durch ihre Bewegungen die Erdbeben hervorruft.

Wir finden also in dem Naag den Ular-Naga wieder, der selbst bis nach Neu-Guinea hinüberreicht. Dort kommt er als Ulur-mas (mas=Gold) vor. Nach Holzmodellen der Papuas wird diese Goldschlange in Makassar oder Ternata angefertigt. Herr Kühn hat drei solcher Schlangen gesehen und Abbildungen davon in seinem Aufsatz „Mein Aufenthalt in Neu-Guinea“ gegeben. (Festschrift zur Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des Vereins für Erdkunde in Dresden.) Als Heiraths-Kaufsumme (herta) gegeben, haben die Schmuckstücke oft einen Werth bis zu 3000 M. Sie bestehen aus einer Goldkette zuweilen von sechs Fuss Länge — die eine von Herrn Kühn beschriebene enthält 73 Glieder — die mit einem Menschenkopf beginnt und in einen Fischschwanz ausläuft. Ich hatte das Glück, in den nächsten Tagen eine alte aus Gaba-Gaba geschnitzte Kette zu erwerben. Man theilte mir mit, es sei ein Matakau und bezeichnete mir das Stück als das Hintertheil der „goldenen Schlange“. Erst als ich Herrn Kühn später den Fund vorwiess und meine Verwunderung über die Bezeichnung „goldene Schlange“ (so-or) mittheilte, klärte mich mein Freund über die Bedeutung derselben auf und wies namentlich darauf hin, dass die Kette merkwürdiger Weise das Modell eines Ulur-mas darstellte. Ich komme hiermit zum Schluss der Untersuchung über den Ular-Naga. Die Gestalt der Schlange fand ich auf Timorlaut als Matakau wieder, jedoch keinen Anklang mehr an den erderschütternden Dämon. Doch ist nicht ausgeschlossen, dass er sich auch dort noch nachweisen lässt. Ich habe schon früher auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen,

dass im Glauben an den Ular-Naga eine uralte Vorstellung des Ostens und eine altindische zusammengeflossen sind.

Dieser Vorstellung des Ostens kann man auf den Grund gehen, bei Betrachtung der Matakaus, und ich will die meinige hier am östlichsten Punkt meiner Reise zum Abschluss bringen. Ich fand auf Gross-Key als Matakaus geflochtene Palmblätter (hoer) und die erwähnte „goldene" Schlange. Nun geht aber aus der ganzen Darstellung Riedels hervor, dass die Matakaus, dort Metu genannt, die Geister der Ahnen beherbergen. Noch heute heisst der lebende Dorfälteste, der von den Dorfgründern abstammen soll, Metu-duan (duan = tuan = Herr). Es werden also die Geister der Verstorbenen als Schützer des Eigenthums der Lebenden angerufen. Zahlreiche Beispiele von Gebeten an die Metu beweisen dies. Erinnern



Matakau mit arabischer Inschrift.*)
Breite des Originals 15,2 cm.

wir uns, dass die Eingeborenen bald vom Tintenfisch, bald vom Walfisch, bald von Krokodilen oder Schweinen abzustammen angeben, oft auch dem Erdinnern entstiegen sein wollen, dem Berge, dem Sitze der Erdbeben, so findet die verschiedene Darstellung der Matakaus ihre ganz natürliche Deutung: jede Familie wählt, soweit sie sich ihres Stammvaters noch bewusst ist, das entsprechende Thier als Matakau. Jede Familie lässt ihren Ahnherrn über ihr Wohl wachen. Die Matakaus sind also die Urgeneration, die Dorfgründer, deren Namen erhalten sind, das zweite, oft eingewanderte Geschlecht, die in den Häusern aufbewahrten Ahnenbildnisse derjenigen Vorväter, deren Andenken noch im Gedächtniss der Urenkel und Enkelkinder fortlebt. Der ganze Gottesglauben ist eben auf den Ahnencultus zurückzuführen, und die goldene Schlange mit dem Menschengesicht ist schliesslich auch nichts weiter als ein Urelternvater.

*) Vergl. F. W. K. Müller: Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 30. April 1892.

Die Muhamedaner haben sich von dem Glauben an die Metu (Matakau) nicht ganz frei gemacht, sondern sie in's Islamitische übersetzt. So schwebte über einer Hausthür an einem Seil ein viereckiges Brett (ring-ring), das von weitem wie eine durchbrochene Schablone aussah. Es enthielt in arabischer Schrift die Worte „Allah, Muhamed“ und sollte das Haus vor bösen Geistern schützen. Ein ähnliches Brett mit einem aufgeklebten Koranspruche, der mit Tinte auf Papier geschrieben war, hing in einem der schon früher erwähnten Opferhäuschen auf freiem Felde. Der Spruch lautete: „A' ûzu billâhi min esschaitân erradjîm“ („Ich nehme meine Zuflucht zu Allah vor dem gesteinigten Satan.“) Ueber diesen Buchstaben befanden sich die Namen der Erzengel Djabruîl, Israfîl, Mîkaîl, Afraîl und die der Kalifen Abubekr, Omar, Othmân, Alî und dazwischen zerstreut die Figuren von Bäumen und Menschen.

Wir haben den Mangel an Erwerbungen in Feer durch Betrachtungen zu ersetzen gesucht: ausser einigen Thonwaaren wurde uns nichts verkauft. Wir schüttelten den Staub von unsern Füssen und pilgerten nach Süden nach dem Dorfe Langiar. Die Einwohner waren hier noch unfreundlicher, nicht einmal Fische wollte man uns gegen baare Bezahlung ablassen. Wir verwünschten die von dem Imam und den Hadjis, den fanatischen Mekkapilgern, aufgehetzten Schlingel und begaben uns in unser Boot zurück. Gegen 11 Uhr steuerten wir wieder nordwärts und erreichten Mittags das Dörfchen Wetrerean, das, auf einem Inselchen gelegen, von Heiden bewohnt war. Bogen (temmar) und Pfeile mit hölzernen (abran) und mit eisernen Spitzen (robil), ein Fischpfeil (mess) mit eisernem Widerhaken (a-schneit), Fischspeere (atar), Speere mit Doppelspitze für Trepang (hoho), solche mit vier Spitzen (tok-tok), Fischreusen (njear), grosse Reusen (wow) waren nebst einem Schluck Palmwein die ganze Beute.

Im Laufe des Nachmittags liefen wir in eine ziemlich tiefe Bucht bei dem Dorfe Ngawan ein. Die Häuser schienen von einem Felsgrat bis an den Strand herangedrückt zu sein. Von hier soll man in zwei Stunden nach der Ostküste von Key gelangen können. Das Spiel wiederholte sich hier; niemand wollte mit uns Handel treiben und daher hiess es bald: „Vorwärts“! Nach einem kurzen Aufenthalt in Tunge erreichten wir, an einem steil abfallenden, hohen Ufer entlang fahrend, vorbei an einigen Eilanden, in der Nacht um 11 Uhr das Dorf Tauengul. Die ganze Bevölkerung, voran die Herren Hadji, heulten uns bei Sonnenaufgang munter. Ihr: „Lâ ilâha illallâh muhamed ur rasul allâh“ belehrte uns, dass die ganze im Ufersande auf ihrem Sarong knieende Gesellschaft den Satzungen des Propheten folgte und ihre Morgenandacht abhielt.

Der Beherrscher aller dieser Gläubigen, der Radjah, hatte es für seine Person vorgezogen, dem Unglauben seiner Väter treu zu bleiben, und von ihm, als einem Heiden, erhoffte ich Förderung meiner Zwecke. Es dauerte

ein Weilchen, bis er sich Morpheus' Armen entwunden hatte und, nach Palmwein duftend, mit stieren, rothgeränderten Augen uns der Ehre eines Empfanges würdigte. Ein schwarzer, mit Gold gestickter Fez war das einzige Abzeichen seiner Würde, der es keinen Abbruch zu thun schien, dass er als Antwort auf unser Anliegen uns sofort ins Boot folgte und um Genever anbettelte. Was nicht niet- und nagelfest war, reizte seine Begehrlichkeit: Tassen, Teller, Stoffe, Messer, Alles wollte er für gute Prise erklären, und schliesslich wurde er sanft hinaus befördert. Während er bis an den Nabel im Wasser stand und mit verglasten Blicken unsere ungeahnten Umgangsformen bewunderte, entfernten wir uns schleunigst aus seinem Machtbereich. Er verleugnete in Tual, wo ich ihm später wieder begegnete meine Bekanntschaft, und einem Mann, der in prächtiger, goldverbrämter Jacke und schwarzen Tuchhosen höchst stattlich einherschritt, musste die Erinnerung an das unfreiwillige Morgenbad in der That peinlich sein.

Bis dahin waren wir nur in Dörfern gelandet, die diesem Radjah unterstanden. Als wir Mittags unter starkem Gegenwind in die Bucht von Larat einliefen, befanden wir uns in der Landschaft des Radjahs von Neiro. Hier lebten die Muhamedaner am Strande, die ebenso zahlreichen Heiden auf der Höhe eines ummauerten Hügels, der in das Meer hinauslief. Eine schöngeschnitzte Treppe führte hinan. Oben hatte man eine entzückende Fernsicht bis in die Rosenberg-Strasse hinein. Der freundliche Empfang entschädigte uns einigermaassen für den Misserfolg des vorigen Tages, und ich konnte vor allen Häusern Einkäufe bewerkstelligen: Mir gelang es in das Haus eines Heiden Zutritt zu erlangen. Dicht unter dem First hing ein Hausmodell. Der Eigner holte es herab, nachdem er vorsichtiger Weise einen Jungen als Wache vor der Thür aufgestellt hatte und liess mich mit grosser Geheimnissthuerei durch einen Einschnitt im Dache des Modells hineinsehen. In einer kleinen, oben offenen Kiste standen vier Holzpüppchen, Vater, Mutter, Tochter und Sohn. Eine Erklärung für diese Puppenstube wurde mir nicht gegeben, nicht einmal die Namen der Ahnenbilder erfuhr ich von dem ungemein ängstlichen Manne und musste mich mit dem Versprechen begnügen, er werde mir eine Copie des Heiligthums anfertigen. Natürlich war das eine leere Ausflucht. Auf Gross-Key habe ich keine derartigen Bildnisse mehr zu Gesicht bekommen. Gleichsam als wollte er seine Ablehnung gut machen, verkaufte mir der Hausherr zwei hölzerne Hähne, die, auf Steven und Stern der Prau mittelst des Flaggenstocks festgesteckt, dem Schiffe gute Fahrt geben, und die Kämpfer zum Siege geleiten sollen. In der Bucht herrschte reges Leben, und die Schiffsbauer waren am Werk, eine schöne Prau zu decken, die ihrer Geschicklichkeit alle Ehre machte. Wir drängten uns mit den neuerworbenen Schätzen durch das Volksgewimmel und verliessen um 4 Uhr Nachmittags Larat, um bei Dunkelwerden Neiro zu erreichen.

Zu meiner Ueberraschung war hier ein guter Hafen, der ziemlich tief ins Land hineinschneidet. Die Karten, die zwar den einmündenden Fluss verzeichnen, geben keine Bucht an. Eine tiefgehende Prau aus Buton lag vor Anker und nahm Ubi ein, jene Wurzelknolle (Yams, Dioscorea alata), der ich auf Flores zum ersten Mal begegnet war, und die mir jetzt, wie allem Volk, zur täglichen Nahrung diente. Sie ersetzte uns trotz ihrer holzigen Fasern vollständig die Kartoffel, und war, mit Butter genossen, eine schmackhafte Speise. Die Prau hatte ihre Taue um einen natürlichen Felspfeiler geschlungen, der, von den Wellen geglättet, einige Meter über dem Wasser aus dem Grunde emporragte und von einem Bäumchen gekrönt war. Der Fluss scheint die Vegetation ungemein zu begünstigen.

Ich hatte bisher auf jeder Insel vergeblich nach geeignetem Material für eine neue Rahe umhergespäht, weil die alte im Laufe der Zeit von Würmern zerfressen worden war. Ueberall hatte man uns zwar Bambus in Hülle und Fülle, aber nicht von der erforderlichen Dicke angeboten, und anderes Holz war wegen seiner Schwere für unsern Mast ungeeignet. Hier fand ich endlich das Gewünschte, einen 9 Klafter langen Bambus, der am Fusse die Stärke eines Schenkels und am Ende die eines Mannesarmes hatte. Wir erhielten dies prächtige Stück am nächsten Morgen, nachdem wir in dem Dorfhause genächtigt hatten. Diese Häuser, von den Holländern negari-huis (eksali) genannt, dicht am Strande und nicht aut Pfählen erbaut, trifft man im Key-Archipel häufig an. Zuweilen werden sie als Kahnschuppen benutzt, oft auch als Berathungsraum für die Gemeinde, in der Regel jedoch ersetzen sie die dort gänzlich fehlenden Gasthäuser. Sie sind Absteigequartiere für die Fremden, wie die Karawansereien des Orients und die Kassigits der Eskimos. Wir bereiteten uns auf den niedrigen Bambuspritschen, deren Biegsamkeit die Matratze entbehrlich macht, unser Lager, sobald wir uns an einem feisten Delphin gütlich gethan hatten. Die willigen Fischer hatten ihn uns aus den dort massenhaft aufgestellten Reusen herausgeholt. Sonst war nicht viel zu kaufen, und nach einer erquickenden Nachtruhe steuerten wir gegen 7 Uhr früh nordwärts weiter nach Matohola. Ich ritt auf den Schultern unsers stämmigsten Makassaren eine Viertelstunde durch das seichte Wasser an das Land. Das zurückhaltende Wesen der heidnischen Bevölkerung erschwerte unser Sammelwerk, und mit leeren Händen schlenderten wir durch das Dorf. Rauschen und Plätschern verrieth uns in der Nähe des Ausgangs einen kleinen Wasserfall, der in der Breite von drei Metern sich aus einer Höhe von etwa sieben Metern herunterstürzte und zum Baden einlud. Wir liessen uns nicht lange bitten und sprangen alsbald in das natürliche Becken, umsprüht von dem hell in der Sonne blitzenden Wasserstaub. Die liebe Dorfjugend nahm an dem Vergnügen keinen Anstoss: sah sie doch zum ersten Male einen Mann, der vom Kopf bis zu Fuss weiss war.

Die ungewöhnliche Farbe hielt indess zahllose Krebse nicht ab, mich mit ihren Scheeren zu untersuchen, und wie auf Kissar büssten sie nachher ihre unverschämte Zudringlichkeit im Kochtopf. Sie wurden übrigens gekocht nicht roth, sondern behielten ihre braune Farbe. Nicht weit von unserer Badestelle erhob sich ein kahler Hügel, ein Holzrahmen hielt den Flugsand zusammen, ein Kreuz verkündete, dass hier ein holländischer Seemann, ein anderer Archytas, der seinen Horaz nicht gefunden, zum letzten Male Anker geworfen hatte. Erst als wir wieder an Bord waren, erfuhren wir von einem Eingebornen, dass im Dorfe eine massiv goldene Schüssel und ein Naturspiel vorhanden sei, drei aus einem Stamm entsprossene Kokosbäume, der Sitz von Geistern, denen geopfert werde.

In schlanker Fahrt bogen wir, als die Sonne im Zenith stand, bei Hochwasser in einen von Mangrovebüschen umwucherten Fluss ein, liessen aber, gewarnt vor der bei Ebbe die Mündung versperrenden Barre, das Boot kehrt machen und gingen zu Fuss über eine Landspitze nach dem Dorfe Lerohilun. Ein alter Häuptling war uns beim Sammeln behülflich, und besonders seine zwei Papuasclaven gingen uns geschickt an die Hand. Ihr krauses, in dichten Büscheln aufgerichtetes Haar war durch eine Stirnbinde zusammengehalten. Sie bestand aus einem blauen Zeugstreifen und war reich mit Kaurimuscheln besetzt. Ihre Nasen waren flach und hatten breitgedrückte Flügel, die Backenknochen waren stark und der Mund gross und grob geschnitten. Hervorstehende, etwas aufgeworfene Lippen erinnerten an den Negertypus. Beim Lachen kamen starke, unregelmässig gesetzte Zähne zum Vorschein. Die fast schwarzen Leute stammten vom westlichen Neu-Guinea, der scheinbar unerschöpflichen Fundgrube für den Sclavenhandel. Feuerwaffen und die überlegene Intelligenz der von den malaiischen und arabischen Händlern unterstützten Küstenbevölkerung haben die Kinder der Wildniss unterjocht. Leicht ist eine derartige Siedlung aus wenigen Häusern überfallen, umzingelt, niedergebrannt. Gäbe Körperkraft allein den Ausschlag, so würde der Papua mit seinen grossen Händen, langen Armen und kräftigen Beinen, mit seinem gewölbten Brustkasten und seinem massiven Bau leicht seiner schwächeren Unterdrücker Herr werden. Haben sie doch früher nachweislich, wie schon erwähnt, auf Key die Herren gespielt. Jetzt bezeichnen Dorftrümmer auf Pulo-Papua den Rest der ganzen, ehemaligen Herrlichkeit.

Ich will an dieser Stelle gleich die Schilderung der unterscheidbaren Rassen jener Gegend einflechten. Ausser durch die ganze Körperbildung unterscheidet sich der Papua von den übrigen Bewohnern durch sein quecksilbernes Temperament. Er scheint den Kopf keinen Augenblick still halten zu können und fortwährend irgend einer unsichtbaren Tanzmusik zu gehorchen. Das ist ein Drehen und Winden des Rumpfes, ein Geberdenspiel und Gestikuliren, ein Schwatzen und Lachen, das eigentlich nie aufhört. Dem

zappeligen Naturell entspricht die unbefangene Dreistigkeit, die sich bei den Weibern bis zur Schamlosigkeit steigert, wenigstens da wo Fremdenverkehr ist. Ein Beweis der Zugänglichkeit des weiblichen Geschlechts, der Mischling einer Papuasclavin und eines Deutschen, der in Tual herumlief, hätte mit seiner hellen Haut und seinem Lockenkopf für einen Europäer gelten können; unsern Anthropologen würde seine Rassenbestimmung zu rathen gegeben haben. Ich weiss nicht, ob ihm die eigenthümliche Hautausdünstung seiner Frau Mutter eigen war. Dieser widerliche Geruch lässt sich durch kein Baden vertreiben. Die Papuamädchen, die vom Kapitän Langen losgekauft in seinem Hause als Dienerinnen lebten und mich während meines Fiebers pflegten, erweckten mich durch ihren natürlichen Duft selbst aus der Bewusstlosigkeit: es genügte, wenn die Hand der Pflegerin an meinem Gesicht vorbeistrich. Vielleicht geht die Forschung dieser Erscheinung auf den Grund und stellt dadurch die Rassengemeinschaft mit den Wilden der Kebula-Bucht fest, die mit derselben Ausdünstung behaftet sind, wenngleich nicht verkannt werden darf, dass auch die Polynesier zuweilen einen scharfen Hautgeruch entwickeln. Es ist dieser Hinweis weit weniger gewagt, als der Schluss jenes amerikanischen Gelehrten, der, von der allerdings augenfälligen Aehnlichkeit der Neger und der Papuas ausgehend, aus dem gleichen Geruche, ihre gemeinsame Abstammung von einem Urvolke herleiten will. Wie sehr sticht der Malaie und der jetzige Einwohner auf Gross- und Klein-Key von dem Papua ab! Jener ist durch Einwanderer von Banda und Tanate vertreten, dieser scheint aus einer Mischung verschiedener Völker hervorgegangen zu sein, und unverkennbar rollt auch Papuablut in seinen Adern. Von diesem Schlage hat er die hervortretenden Backenknochen, die zurückgebogene Stirn, das etwas wollige, dunkle Haar und den stämmigen Körperbau. Auch ist der Mund breit, und die Backenknochen stehen bei vielen hervor. Dagegen überragt der Mischling den Papua an Grösse und ist heller von Haut, doch nicht so hell wie der Durchschnittsmalaie. Von diesem hat er das gesetzte, beinahe vornehm zu nennende Wesen, die Zurückhaltung gegen den Fremdling, unter der wir mit wenigen Ausnahmen auf Gross-Key besonders zu leiden hatten, und die verhältnissmässig bedeutende Friedfertigkeit. Die Nase des echten Key-Bewohners ist meist wohlgeformt und gerade, und das Hervorstehen der Unterlippe scheint mir mehr mit dem Gebrauche der landesüblichen Reizmittel zusammenzuhängen. Eigentlich wulstige Lippen sind mir nicht aufgefallen. Der Radjah von Lerohilun durfte als typischer Vertreter seines Volkes gelten.

Da der Postdampfer in den nächsten Tagen fällig war und von mir bei monatelangem Mangel jeglicher Nachricht aus Europa mit Ungeduld erwartet wurde, brach ich jetzt den Ausflug ab. Es war in der Nacht vom 26. zum 27. März, als wir unser Segel setzten und durch die gegenüberliegende

Rosenberg-Strasse nach Tual zurückfuhren. Gerade bei Sonnenaufgang, den mein Bootführer Amer mit lautem Morgengebet begrüsste, erreichten wir den Ausgangspunkt unserer Reise wieder. Meine Hoffnung erfüllte sich leider nicht, das ersehnte Schiff war noch nicht angekommen, und die Zeit bis dahin wurde von mir zum Ordnen der Sammlungen und zu einem Abstecher nach dem Dorfe Kulseer auf Nuhu-roa benutzt, wo ein Ahnenbild auf einsamer Bergeshöhe in weitem Umkreise verehrt wird. Stundenlang irrte ich mit meinem Begleiter, Herrn Jochen, einem Geschäftsführer unseres Gastfreundes, in Wald und Busch, zwischen den Felsen und den Cacteen der Lichtungen umher: die Eingebornen führten uns absichtlich irre, wollten nicht Führerdienste leisten, und schliesslich trieb uns ein Regenschauer wieder unter Dach und Fach nach Kulseer zurück. Der Ort liegt theils am Strande, theils auf einem Hügel, der stark ummauert und durch Steintreppen zu ersteigen ist. Ich begnügte mich nothgedrungen mit den Erzählungen der Eingebornen über das Werwat genannte Ahnenbildniss und werde auf das darüber in Erfahrung Gebrachte eingehen, wenn ich den religiösen Cultus im Allgemeinen behandele. Opferkörbe hingen an allen Hauseingängen und an vielen Bäumen, und auf der Mauer steckte ein fast mannshoher Stab mit vier wagerechten Armen. Man hätte ihn für eine Garwinde halten können, wenn nicht eine ganze Anzahl senkrechter, durchgehender Stäbchen, auf welche zusammengefaltete Palmblätter, Opfer an die Geister, aufgespiesst waren, die wahre Bedeutung verrathen hätten. Man bestätigte uns, es sei eine Medizin gegen epidemische Krankheiten.

Endlich, am 3. April, verkündete das Geschrei am Hafen, dass der Dampfer in Sicht war. Die gesammte Einwohnerschaft lärmte am Strande umher, Boote wurden flott gemacht und aller Blicke richteten sich auf eine Rauchsäule, die weit draussen hinter den Inseln in der klaren Luft emporwirbelte. Das Schiff schleppte eine ganze Flotte von Kähnen, die ihm von Dulah entgegengefahren waren, hinter sich her, und als auch ich hinausfuhr, hallte mir der Ruf von vorausgeeilten Booten entgegen: „Radjah tua ada matta! Radjah moda ada banjak saket!“ „Der alte Herr ist gestorben! der junge Herr ist sehr krank!“ Bis in die weltverlorene Banda-See war die Kunde vom Tode des greisen Kaisers Wilhelm und von dem Siechthum seines Nachfolgers gedrungen! Ein Telegramm hatte die Unglücksbootschaft zunächst nach Surabaya getragen, und von dort hatte sie mit schwerem Flügelschlage sich von Insel zu Insel verbreitet. Mich erschütterte die Nachricht aus meinem Adoptivvaterlande schwer, und ich empfand, mit welcher Wucht der Schlag in Deutschland Millionen Herzen getroffen haben musste. Die hohe Gestalt des heimgegangenen Herrschers und seines Kanzlers (tuan-bessar), des grossen Herrn, war also auch hier, 125 Längegrade von Berlin entfernt, bekannt, wie ich alsbald den Gesprächen entnahm. Die Massen umdrängten

mich auf der Landungsbrücke, und jeder wollte von mir die Bestätigung hören, dass der tuan-bessar seinen Gebieter verloren habe.

Eine ganze Ladung Briefe meiner Lieben entschädigte mich für die lange Entbehrung. Mit dem Dampfer war ein holländischer Geologe, Herr Wertheim, angelangt, nicht aber der Kapitän Langen. Dieser kam erst vier Tage später mit dem „Batavier“ angedampft. —

Während die „Amboina“ löschte und Holz einnahm, legten wir die letzte Hand an unsere Kisten. Vier Stück gingen an das Museum ab, elf andern nach, die alle wohlbehalten an ihrem Bestimmungsorte abgeliefert worden.

Anstatt der aus Berlin erwarteten Gelder erhielten Herr Kühn nnd ich die Weisung, uns, dem Reiseplan gemäss, nunmehr zu trennen. Herr Kühn entschied sich für die nördliche Linie mit Ceram, Buru, Sula und Pangai, Inseln, die er theilweise schon iu den Jahren 1882—86 bereist hatte. Er charterte das Boot des Ternataners Amer und heuerte ihn und seine ganze Mannschaft. Ich beschloss die Arrow-Gruppe, Timorlaut, Dammar, Roma und den portugiesischen Theil von Timor aufzusuchen. Wir theilten uns brüderlich in die Tauschwaaren und die Reisegelder, die wir vorschussweise auf unser Privatguthaben bei Mohrmann und Comp. von dem liebenswürdigen Herrn van Gorcum, dem Kapitän der „Amboina“, erhoben hatten. Was wir ohne diese Hilfe auf Key hätten anfangen sollen, ist mir noch heute unklar.

Kapitän Endert vom „Batavier“, ein norwegischer Landsmann und alter Bekannter, übernahm meine Weiterbeförderung. Er wollte unsere Prau bis Arrow ins Schlepptau nehmen. Am 11. April war sie bereits an dem Dampfer festgekabelt, und ich lag in der hübschen Kajüte, auf das Abfahrtszeichen harrend, als mich das Fieber überfiel. Der Anfall übertraf alle vorangegangenen an Heftigkeit. Ich verlor die Besinnung und wurde in diesem willenlosen Zustande wieder gelandet. Kapitän Langen liess mich in sein Haus auf dem Hügel schaffen, und dort verbrachte ich einen vollen Monat im Bett. Nur in kurzen Pausen verliess mich die tückische Krankheit, die mich in wilden Phantasien zurückführte durch die Abenteuer der letzten Monate. Besonders verfolgte mich das Bild der „Amboina“, die mit sechszehn Mekkapilgern an Bord den Hafen verlassen hatte. Immer wieder gellte mir das Geschrei der Abschiedsscenen ins Ohr: ich sah im Geiste, wie die Menge sich auf dem Deck um die Wallfahrer herumdrängte, sie mit kläglichem Geschrei umarmte und nicht fortlassen wollte, bis der schrille Pfiff der Dampfpfeife und das Arbeiten der Maschine die jammernde Sippe in jäher Flucht über die Fallreepstreppe hinunterjagte. Mancher stürzte dabei kopfüber in die See, und im Kielwasser, das in den Schraubenumdrehungen aufschäumte, tauchten die schwarzen Köpfe im wirren Gewimmel auf und nieder. Oft glaubte ich im Fieberwahn mich in die Strudel der Alor-Strasse

versetzt und durchlebte noch einmal die Schrecken jener Nacht. Inzwischen erholte sich Herr Kühn langsam aber stetig, ging auf den Schmetterlingsfang und pflegte sich.

In dieser Zeit plante Kapitän Langen eine Fahrt nach der Arguni-Bai. Hierzu wurde eine Schaluppe neu gekupfert und getakelt, und ich leitete die Arbeiten, so gut es anging. Ich glaubte die Betheiligung an dieser Reise verantworten zu können, da jener Theil Neu-Guineas, völlig „terra incognita“ ist, dem Namen nach zwar vom Radjah von Goramlaut beherrscht, aber in Wirklichkeit unzugänglich. Die Oberhoheit dürfte sich auf einige Dörfer an der Küste beschränken. Die Papuas, leidenschaftliche Kopfjäger und Menschenfresser, Sclavenjäger und Opiumraucher, wissen sich aller fremden Eindringlinge zu erwehren. Ihre Eigenschaften erhöhen nicht gerade das Verlangen, mit ihnen näher bekannt zu werden, wohl aber die Wälder des wilden Muskatbaumes, die der eigensüchtigen Monopolpolitik der Holländer im siebzehnten Jahrhundert entgangen waren, als die Gewinnung der edlen Nuss von ihnen durch Ausrottung auf die Banda-Inseln beschränkt worden war. Der Handel mit Muskatnüssen sollte also von Herrn Langen in neue Bahnen gelenkt werden, und er hatte sich deshalb vom Radjah von Goramlaut einen silbernen, grossen Ring mit einem Türkis geliehen zu seiner Legitimation gegenüber den Papuas. Wer den Ring vorweist, geniesst Schutz und Schonung, worauf Handeltreibende dort ganz besonders bedacht sein müssen. Mein Führer Amer, der als Perlenhändler von Australien aus in früheren Jahren die Arguni-Bai besucht hatte, schilderte den Tauschverkehr folgendermaassen:

Auf der Fallreepstreppe seines Fahrzeuges stehend, das der Sicherheit halber im starken Wind hin- und herkreuzte, hielt er in der rechten Hand den gespannten Revolver, der hier den aufsichtsführenden Börsencommissar vertrat, und zwischen den Lippen blaue Glasperlen. Jetzt schoss ein Papuaboot an der Leeseite vorüber. Der Insasse legte in die geöffnete Linke des Händlers eine echte Perle und nahm dafür die blaue venetianische, die ihm zwischen Daumen und Zeigefinger entgegen gehalten wurde. Dann kam ein anderer an die Reihe, und so wurde das Geschäft fortgesetzt, bis der Vorrath der Perlenfischer erschöpft war, und beide Parteien sich in dem Glauben trennten, den andern Theil übertölpelt zu haben. Die Heiden haben schwerlich den rechten Glauben gehabt.

Ein anderer beliebter Tauschartikel, von den Arabern eingeführt, ist Opium. Sein hoher Preis verhindert die Verwüstungen, die es dort angerichtet, wo es regelmässig bezogen werden kann. Merkwürdiger Weise erstreckt sich das Absatzgebiet des verderblichen Betäubungsmittels nur auf den östlichen Theil der Molukken und auf West-Neu-Guinea. In den andern Gebieten fröhnen nur die zugezogenen Chinesen diesem Laster. Der Opiumhandel blüht an jener Küste besonders in Sekru und Sekar, wo alle drei

Monate der holländische Dampfer anlegt. Doch ist dort die Unsicherheit gross. Die arabischen Fahrzeuge sind stets segelfertig, wie mir Herr Kühn erzählte, und die Händler dürfen nur auf einer kleinen Insel in Pfahlbauten über dem Wasser wohnen. Ein Schiffsrumpf der lange Zeit bei den Adi-Inseln auf einer Sandbank moderte, legte Zeugniss für den Character der Wilden ab. Man vermuthet, dass die deutsche Bark „Elisabeth" aus Hamburg (Kapitän Schmidt), dort ein beklagenswerthes Ende gefunden hat. Die Schiffsüberreste sollen nach Amers Angaben dem Bau der verschollenen Bark entsprochen haben. Einen andern Beitrag für die Heimtücke der Papuas lieferte mir die Erzählung des Kapitän Endert. Sein bester Freund, der mit einem kleinen Dampfer viele Jahre hindurch die Gelwingk-Bai zu Handelszwecken besuchte und mit seinen Kunden stets im besten Einvernehmen verkehrt hatte, büsste seine Vertrauensseeligkeit auf schreckliche Weise. Zehn Schwarze waren an Bord geklettert und umringten ihn in scheinbar harmloser Unterhaltung. Plötzlich hielten sie seine Arme fest, durchstiessen ihn mit einer Lanze und metzelten zwei Matrosen nieder. Es war das Werk eines Augenblickes. Der Todesschrei eines der Unglücklichen warnte den unter Deck in der Kabine sich aufhaltenden Maschinisten und den malaiischen Heizer. Sie verrammelten die Thür und schossen durch sie hindurch, als die Mörder dagegen anstürmten. Ebenso feuerten die Belagerten durch das Glas des Oberlichtes, durch das die Stürmenden hinab spähten. Mehrere von diesen blieben auf dem Platze, und während die übrigen berathschlagten, wie sie ihr Werk vollenden sollten, durchbrach der Maschinist die Zwischenwand, gelangte an den Kessel, heizte und setzte das Schiff in Bewegung. Da flüchteten die Papuas, und die Geretteten konnten den Dampfer mit seiner traurigen Fracht nach Banda zurückführen. In diesen verfänglichen Landstrich sollte ich Herrn Langen begleiten. Er wurde jedoch durch Geschäfte in seine Kaffeepflanzungen in der Eroubucht abberufen, und der Ostmonsun mahnte mich zum Aufbruch.

Bewegt schüttelte ich Herrn Kühn die Hände zum Abschied; denn die Trennung von einem so lieben Genossen fiel mir schwer. Am 15. Mai stakten wir uns durch die Rosenberg-Strasse dem Monsun entgegen nach Süden. Ich beabsichtigte die Südspitze von Gross-Key zu erreichen und von dort, da ich Arrow des Windes wegen aufgeben musste, nach Timorlaut zu segeln. Es dauerte aber gar nicht lange, und ich sass in der Strasse zwischen den Inseln fest. Es stürmte und regnete und an ein Vorwärtskommen war nicht zu denken. Wir glaubten am folgenden Tage an der Nordküste von Nuhu-roa zu liegen, entdeckten jedoch, als wir jagend den Urwald durchstreiften, dass wir uns auf einer auf den Karten nicht angegebenen Insel befanden. Ein brauner Seeadler wurde von mir zuerst erlegt, später eine Taube. Der allenthalben aufgewühlte Boden verrieth die An-

wesenheit von Wildschweinen, und je weiter ich in der Dämmerung des jungfräulichen Waldes vordrang, Schritt für Schritt, zerzaust von Stacheln und gefesselt von Ranken, die den tastenden Fuss umschlangen, um so häufiger ertönte das Grunzen der Borstenträger. Hier schien eine Freistätte für sie zu sein, und ich wusste damit zugleich, dass die Umgegend vom Islam beherrscht war. Es darf als Axiom gelten: je mehr Schweine, je mehr Muhamedaner. Nur zuweilen blaute der Himmel durch das dunkle Blätterdach, und hin und her tönte unser Pfeifen, um die Verbindung zwischen uns aufrecht zu erhalten. Im Vorwärtsstolpern huschte eine Saa mit einem Frischling dicht vor mir vorüber, doch bevor ich die Flinte anlegen konnte, waren sie im Lianengewirr verschwunden. Meine tapferen Jagdgesellen, der Steuermann und der Jero-batu, gehorchten, als das ängstliche Grunzen und Quieken der Thiere in nächster Nähe erscholl, der Sure des Korans, die jede Berührung mit den unreinen Geschöpfen verbietet und enterten trotz ihrer Revolver in das Eisenholzgeäst auf, wie auf den bequemsten Wanten. Endlich kam ich am Waldrande zu Schuss auf einen Ueberläufer, und nun stellte sich die Schwierigkeit heraus, wie er weggeschafft werden sollte. Die beiden Rechtgläubigen erhoben energisch Einspruch gegen die Zumuthung, die Beute anzufassen. Es wurde daher die Auskunft getroffen, dass zwischen den zusammengebundenen Läufen eines Schweines eine Stange hindurchgesteckt, und so die schwankende Last der Küche zugeführt wurde.

Bald war das Gelage im Gange. Adler und Taube, friedlich im Kochtopf vereinigt, fielen der Mannschaft anheim. Mein neu auf Key angeworbener Koch, ein chinesisch-makassarischer Mischling, lieferte für sich und mich die erste Probe seiner Kunst: Schweinsohren mit Erbswurst. Das war nicht schwer. Am Abend entgleiste er jedoch bereits mit einem Gericht gekochten Fleisches, und von Stund an merkte ich, welch Pfuscher meines Leibes Nahrung fortan zurichten werde. Den Befähigungsnachweis für sein Gewerbe schien er in einer chinesischen Volksküche erbracht zu haben, wo alles halb roh verschlungen wird. Ausserdem rauchte er heimlich Opium und musste durch gelegentliche Prügelschauer aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit zurückgerufen werden. Der Rest des Fleisches verdarb. Dasselbe hatte ich auf Kissar mit einem Hammel erlebt, der schon nach 12 Stunden ungeniessbar wurde. Allerdings hatte er im Mondschein gelegen, und ich weiss nicht, ob nicht der Afrika-Reisende Recht hat, wenn er behauptet erlegtes Wild, vom Monde beschienen, werde durch den „Mondstich“ zersetzt. Auch meine Leute trauten dem freundlichen Erdtrabanten nicht; sie vermieden es, in seinem Lichte zu schlafen und verkrochen sich davor. Darin stimmen sie nun freilich mit den alten, europäischen Seebären überein, die nicht dulden, dass irgend ein junger Matrose sich schlafender Weise dem Mondlicht

aussetzt Er wird mit Püffen und ähnlichen Liebkosungen unter Deck gescheucht, damit er kein schiefes oder geschwollenes Gesicht erhalte.

Am 17. Mai ging die Fahrt weiter. Mühsam arbeiteten wir uns mit Stossrudern im Kanal zwischen Pulo-Papua und Nuhu-roa südwärts gegen starken Strom und Wind. Wo es die Uferböschung zuliess, wurde getreidelt. Eine Flotte von buntbewimpelten Fahrzeugen glitt tagsüber an uns vorbei. Die Schiffer warnten uns vor dem Sturm, der draussen in der Key-Strasse die See aufwühlte. Im Laufe des Vormittags senkte sich bei Ebbe der Wasserspiegel, wir machten an der Südwestspitze von Pulo-Papua Halt· und fuhren in der schmalen, tiefen Rinne, die kaum einer Prau Fahrwasser bietet, nach der Südspitze der Insel. Mich leitete dabei der Gedanke, den mephitischen Dünsten unseres Kielwassers zu entgehen. Wenn doch der Prophet die Gläubigen auch in dieser Beziehung vor Unreinlichkeit gewarnt hätte! Das Fieber plagte mich wieder sehr. Auf einem Pürschgang stiess ich hier zum ersten Male auf das Nest des wilden Huhns, einen bienenkorbförmigen Hügel von 1$^{1}/_{2}$ Meter Höhe mit einer Grundlage von 2$^{1}/_{2}$ Meter im Durchmesser. Es bestand aus Sand und Steinen. Mir ist es räthselhaft, wie die Thiere Stücke von Faustgrösse bis auf die Spitze hinaufschaffen. Erklettert man den soliden Bau, so findet man in der Spitze ein geräumiges Loch von zwei Fuss Tiefe mit dem eigentlichen Nistplatz, der mit Gras, Laub und Federn ausgepolstert ist. Da keine Brütezeit war, mussten wir die Hoffnung auf ein Gericht frischgelegter Eier aufgeben und konnten auch keinen der braunen Vögel schiessen, die mit gleicher Behendigkeit fliegen und laufen. Meine leichtfüssigen Helden, die sich auf der Eiersuche in der Lichtung zerstreut hatten, kamen mit allen Zeichen des Entsetzens herbei und schrieen: „Babi!“ Aber das Schwein wartete nicht auf mich; nur die Wildtaube, noch nicht gewitzigt durch die Bekanntschaft mit dem Schrot Nr. 4, fand sich in acht fetten Exemplaren auf der Mittagstafel ein.

Ueberall in dem Walde, bis tief hinein ins Innere zeigten sich Spuren von Holzschlägern, die das Eisenholz für den Schiffsbau auf Bahnen von Querbalken an den Strand geschleift hatten. Die schon früher erwähnte Höhle am Ufer schien ihr nächtlicher Aufenthalt gewesen zu sein. Am nächsten Tage warpten wir uns in der Kanal-Rinne bis zum Dorfe Riwawa an der Ostküste von Nuhu-roa. Erst am 20. Mai liess mein Fieber nach. Es hatte während der Zeit gestürmt, geregnet und gewittert, und neidisch hatten wir Ruderboote aller Art über die rollende See nach Gross-Key hinüberfahren sehen: wir quälten uns Klafter um Klafter weiter. —

Gewarnt vor den Selbstschüssen, nahm ich einen Führer. Das Schwein gilt hier als jagdbares Wild, und die heidnische Bevölkerung stellt ihm eifrig nach. Weil ein europäisches Auge nicht geschickt genug ist, thut man gut, sich auf das nie versagende der Eingeborenen zu verlassen, wenn man nicht

plötzlich mit durchschossenem Schenkel in der Einsamkeit hilflos daliegen will. Kaum sichtbar, einer Ranke ähnlich, zieht sich eine Schnur über eine Lücke zwischen den Stämmen hin. Die leiseste Berührung der Schnur entfesselt eine verborgene Schnellkraft, und mit furchtbarer Gewalt fliegt der messerscharfe Pfeil, der flach wie eine Degenklinge ist, auf das ahnungslose Opfer.

Wir nähern uns vorsichtig dem Selbstschuss und finden einen 10 Meter langen Bambus in horizontaler Richtung und mit dem dicken Ende zwischen zwei Bäumen festgeklemmt. Die nöthige Bogenkrümmung ist ihm gegeben, indem man das dünnere Ende an einen zurückstehenden, dritten Baum befestigt hat. Dies ist mittelst eines Stellhölzchens und der erwähnten Schnur geschehen. Auf diesen Baum stösst im rechten Winkel ein glatter Balken, der, zwei Fuss über dem Erdboden auf Pfählen ruhend, für den darauf liegenden Pfeil als Gleitbahn dient. Derartige Fallen waren nicht selten; ein dicht bewachsener Hügel in Mitten von Mais- und Ubifeldern war davon geradezu umzingelt, als ob er der Lieblingsaufenthalt der borstigen Flurschädiger wäre.

Nach mehrstündiger Jagd schleppte der Führer vierzehn Tauben hinter mir her. Bei der Rückkehr ins Dorf fand das Federwild gebührende Beachtung. Seine Erlegung ist mit Pfeilen so gut wie ausgeschlossen, da der Venusvogel sich klüglich in den achtzig Fuss hohen Wipfeln aufhält. Um so grösser war mein Ansehen als Schütze, als mein Begleiter den Dorfgenossen durch lebhaftes Geberdenspiel die Jagdvorgänge erklärte. Kopfschüttelnd untersuchten sie, die nur die ungefügen Kugeln von Steinschlossflinten kannten, die winzigen Verletzungen der Beute. Die Sache kam ihnen bedenklich vor, und ich musste meinen Ruhm als Schütze in harmloser Weise büssen, wie wir alsbald sehen werden. Einstweilen ahnte ich nichts davon und besichtigte ein Opfergestell, vier in die Erde gerammte Stöcke mit darüber gelegten Latten, auf dem eine winzige, grüne Kokosnuss, Reiskuchen und Streifen von Kokoskernen lagen. Die Gaben waren vor Kurzem für die Genesung eines Kranken vor seinem Hause geopfert worden. Ich bedauerte sehr der Feierlichkeit nicht beigewohnt zu haben; es war dabei hoch hergegangen: noch dampfte die Grube, in der zwischen erhitzten Steinen das mit Bananenblättern umwickelte Schwein für die „theilnehmenden" Verwandten und Freunde geröstet worden war. Gastfrei reichte man mir ein Stück des ausgezeichneten Bratens, dazu Reis und Sagokuchen. Letztere habe ich in Tual, wo sie als Delicatesse von uns gekauft wurden, nicht besser gegessen. In Formen von Menschen, Thieren und Stangen gebacken, wurden sie in Tual auf der Strasse feilgeboten.

Gegen Abend führte mich mein Jagdgesell, bepackt mit Bananen und Ubi, zur Prau zurück. Aber schwarzes Misstrauen hatte sich in seiner Seele eingenistet: wessen kann nicht ein Mann fähig sein, der eine so merkwürdige

Flinte hat, was hat er vor mit dir? Sicher nichts Gutes. So oder ähnlich musste der Gedankengang des Packträgers sein. Er wurde schweigsam, musterte mich argwöhnisch von der Seite und weigerte sich, als mein Ruf das Boot heranholte, mit an Bord zu gehen, um die Bezahlung für seinen Kram zu empfangen. Wohl oder übel musste ich ohne das Gemüse von ihm Abschied nehmen.

Der 21. und 22. Mai wurde mit Versuchen ausgefüllt, Gross-Key mit Kreuzen zu erreichen. Zwei Mann beschäftigten sich dabei fortwährend mit dem Ausschöpfen des Wassers; denn wir holten eine See nach der andern über. Dann zerriss unser Mattensegel bei dem unerbittlichen Ostmonsun in mehrere Theile, und nun trieben wir in zwei Stunden die ganze Strecke bis Tual zurück, die wir seit dem 15. dieses Monats durchmessen hatten. Verloren war alle Arbeit gewesen.

Herr Kühn war schon vor fünf Tagen nach Norden gegangen. Die nützliche Beschäftigung des Segelflickens nahm uns volle drei Tage in Anspruch, und überzeugt, dass es unmöglich war, Gross-Key mit der Prau zu erreichen, schlängelten wir uns am 26. Mai durch die Inseln um die Nordspitze von Nuhu-roa herum. Ich wollte einen möglichst südlich gelegenen Punkt der Westküste erreichen und von dort nach Timorlaut hinüberhalten. Wider Erwarten ging die Fahrt schnell von Statten. Die hohe Wand der Wälder bewahrte uns vor dem Abtreiben, und rüstig arbeiteten meine Leute mit dem Stossruder das Ufer entlang. An der nordwestlichen Spitze von Nuhu-roa gewahrte ich dicht am Strande ein kleines Gebäude von acht Fuss Länge. Der untere Theil war bis zur Höhe von vier Fuss aus Steinen regelmässig aufgemauert. Ueber dieser Unterlage erhob sich ein zwei Fuss hohes Stockwerk aus Holz mit einem schrägen Dach aus Attap. Am Nord- und Südgiebel wehten weisse, dreieckige Leinwandflaggen. Eine Thür war nicht zu bemerken. Was hätte sie auch dem stillen Bewohner nützen sollen: Sirikörbe und ein thönerner Kochtopf hingen hoch in den Zweigen eines Gummibaums und verriethen, dass hier einer der Heiden der Westküste seine Frau bestattet hatte.

Als die Nacht hereinbrach, bot uns eine lange Fackelprocession von Fischern einige Abwechselung. Sie gingen bis an die Achselhöhle im Wasser und speerten die vom Licht geblendeten Fische. Lange, in die See gesteckte Stangen mit Opfersäcken sollten einen reichen Fang erwirken. Denselben Zweck sollen die auf einen Stock aufgespannten Rücken- und Schwanzflossen grösserer Fische erfüllen, die überall am Hausgiebel hängen und in Tual ebenso gut wie in Babar von mir bemerkt wurden.

Bis zum Ende des Monats legten wir bald längere, bald kürzere Strecken zurück, sassen bei Ebbe zuweilen fest, und wenn mich das Fieber verliess, bereicherte ich in den kurzen Pausen meine Kenntnisse. Viel war nicht zu sehen.

Ein hölzernes Grabhaus im Dorfe Numar, mit auffallend geschmackvoll und geschickt geschnitzten Balken, stammte angeblich aus Atenimber, der südlichsten der Key-Inseln, und wies auf die Nähe Timor-lauts und seine Holzschnitzereien hin. Giebelbalken trugen in einer Oese eine herzförmige, bewegliche Verzierung. Das Ganze war aus einem Stück gearbeitet und erinnerte mich lebhaft an die Todtenbehausungen der Golden am Amur, die an ihnen gleichfalls ihre Holzbildhauerei zeigen. Das Vorhandensein hölzerner Ahnenbilder in den südlicher gelegenen Dörfern wurde mir hier schon gemeldet. Ein grosser Trog aus Baumrinde mit etwa 800 Pfund Kokosöl deutete auf einen lebhaften Handel hin, wie denn das Volk hier zu Lande überhaupt arbeitsam und in seiner Art wohlhabend ist. Wir kreuzten an diesen Tagen einen tiefen von Mangroven umsäumten Fjord. Die Karten geben ihn ganz falsch an. Wer sich über ihn näher unterrichten will, möge die Langensche Karte (in Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1888) vergleichen. An ihm entlang erstreckt sich das fruchtbare, jetzt Herrn Kühn gehörige Kaffeeland, ein wahrer Gottesgarten. An Wasser ist dort nicht Mangel. Der prächtige Wasserfall von Ebu, wegen seiner Schönheit weit über Key hinaus berühmt, sendet seine wilden Wassermassen in den Fjord, unbeeinflusst von der Jahreszeit.

Endlich konnten wir an der Südspitze bei dem Dorfe Wod-der zum letzten Male auf Key den Anker fallen lassen. Meinen Leuten war Ruhe zu gönnen. Ich durchstöberte zunächst den Ort und schloss mit dem Orangkaja Freundschaft. Hätte ich seinen Wünschen nachgegeben, so würde ich im adamitischen Kostüm seiner Residenz den Rücken gewendet haben: Hut, Rock, Weste, Hose, Stiefel, alles schien für ihn wie geschaffen. Schliesslich genügte eine Flasche Schnaps, um den Bund unserer Herzen zu besiegeln, und der willfährige Natursohn verhalf mir zu einer unvermutheten Götzenernte. Nach hartnäckigem Widerstande der Besitzer durfte ich sechszehn Ahnenbilder, einzeln und zu Gruppen vereinigt, mein eigen nennen und meine Sammlungen mit Gegenständen aller Art bereichern. Eine Taubenjagd, die ich anstellte, gestaltete sich unerwarteter Weise zu einem Volksfest: das halbe Dorf, fünfzehn Männer und die liebe Jugend in corpore gaben mir die Ehre ihrer Begleitung. „Tuan di dalam! Tuan di mana!" („Herr dort! Herr hier!") scholl es durch die Kokoslichtungen. Ich hätte ein Repetirgewehr und keinen Dreiläufer haben und zudem ein Kunstschütze sein müssen, wenn ich allen Anforderungen hätte genügen wollen. Keine Taube entging den scharfen Blicken der jauchzenden Schaar und wenige meinem Schrothagel. Das Wild blieb ungeachtet des Lärms ruhig sitzen und liess sich bequem aus der Höhe herunterholen, und jedesmal entwickelte sich ein wilder Wettlauf, wenn eine Taube herunterfiel. Als ein glücklicher Schuss vollends eine Kokosnuss abschnitt, hatte ich der lebenden und wahrscheinlich auch den folgenden Generationen einen unerschöpflichen Gesprächsstoff und im weiteren Verlauf

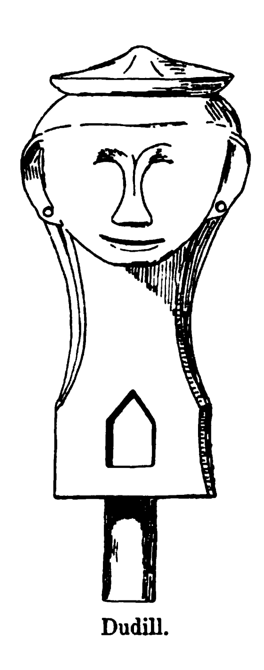
der Pürsche mit einem fliegenden Hund und einem Falken auch dem Häuptling einen Beitrag für seine Küche geliefert. Für die gehabte Mühe erwies ich mich der Treibergesellschaft dadurch erkenntlich, dass ich bei hellem, lichten Tage mich beim Dorfbrunnen badete. Das Vergnügen darüber war auf allen Seiten ungetheilt.

Bisher war ich mit meinen Erfolgen auf dem Forschungsgebiete der religiösen Vorstellungen nicht recht zufrieden gewesen. Der rücksichtslose Fanatismus der Muhamedaner hat mit den Aeusserlichkeiten des Heidenthums ziemlich gründlich aufgeräumt an den Orten, die ich betreten hatte. Der Glaube an die Macht der alten Götter ist den Künsten einer langsam herandringenden Civilisation gewichen, das Beispiel der Einwanderer, die sich mit dem Anrufen eines mächtigen Unsichtbaren begnügten, hat seine Wirkung nicht verfehlt, und nur noch im Winkel einzelner Hütten gedenkt man der Ahnen und trägt Scheu, sich offen zu ihrer Verehrung zu bekennen, wo der Muhamedaner und der Holländer festen Fuss gefasst hat. Ein von diesen fast unberührtes Gebiet war mein letzter Aufenthaltsort auf Key, und sofort sprossten mir uralte Ueberlieferungen entgegen. Feld und Wald, Dorf und Haus stehen unter dem Schutze der Ahnen.

Im Hause werden roh geschnitzte, ein Fuss hohe Bildnisse von Vorvätern, durchweg Toma-tuaun genannt, aufbewahrt. Eine vier Fuss grosse steinerne Statue, von ungefüger Arbeit, stand unter einem Hause: es war der Dorfheilige. Andere ebenso grosse Figuren, meistens zu zwei und drei durch eine Planke verbunden, wie die Dorfheiligen auf Letti, standen am Feldrand und im Kokoswalde, dem Ernährer des Dorfes. Diese Idole wurden mir als Toma-tuaun, Howar, Waŭ-u, Waŭt-urin und Dudiil bezeichnet. Im „Toma-tuaun“ erkannte ich den in Tual aufgefundenen Tamataw-ôn wieder, der dort mit Beinen versehen in einem Opferhaus stand und zwei Fuss gross war. Er war mir von einem Heiden in Tual nebst einem Hause angefertigt und mit dem Bemerken übergeben worden, so habe man die Vorväter früher verehrt, — der Ueberrest eines abgestorbenen Cultus.

Die Toma-tuaun in Wod-der hatten als Hermen keine Beine; Riedel nennt sie Metuduan und bezeichnet sie als Dorfgründer und giebt ihnen den generellen Namen Sedu oder Duad-deu. Da tomat so viel wie oberster und tuaun(-tuan) Herr bedeutet, haben wir in dem Toma-tuaun den obersten Herrn, d. h. den ältesten Vorfahren, zu erblicken, dessen Personen-Name hier verloren gegangen ist. Er bewacht auch die Felder, wie mir ausdrücklich mitgetheilt wurde, und entspricht demnach dem Metuduan, dem Riedel dieses Amt beilegt, ohne die Gegend, wo der vorkommt, näher anzugeben. Selbst der lebende Dorfälteste, der seine Abstammung vom Dorfgründer ableitet und sich meistens mit dem Orang-kaja deckt, heisst Metuduan, steht den Opferfesten vor und nimmt die Eide ab.

Die innige Beziehung von Matakau und Ahnenbild erhellt am deutlichsten aus dem Hower genannten Idol. Ich erwähnte ein eigenthümlich geflochtenes Palmblatt als Hoer auf Gross-Key überall an den Palmen aufgehängt. Der Name dieses Matakaus ist nur dialektisch von dem Hower auf Klein-Key verschieden, wo in Tual ein so bezeichneter Korb, gefüllt mit Sagokuchen und Bogen-, Pfeil- und Schwertmodellen aus Holz als Medizin gegen Krankheit dient, während in Wod-der drei vereinigte Holzbilder denselben Namen tragen. Neben dem Hower in Tual hing eine leere Kokosnuss (fo-fare), die, gespalten und wieder sorglich zusammengesetzt, die Seele des neugeborenen Kindes zum Schutze gegen böse Geister aufbewahren soll. Erst wenn der zarte Körper genügend erstarkt



Dudill.

ist, geht die Seele dauernd in ihn über. Die Eskimos in Alaska haben eine ähnliche Vorstellung: die Seele des kranken Kindes wird vom Medizinmann in ein Amulet gebannt und in seinem unantastbaren Medizinsack gehütet. Die Matakaus pflegt man in kleinen Häusern aus Palmblatt aufzustellen. Riedel will den Gebrauch des Hower, den er Howajar nennt und gleichfalls als zusammengeflochtene Palmblätter oder Gräser beschreibt, nur als Matakau für die Kokosbäume gelten lassen, deren Früchte dem Handel vorbehalten bleiben sollen. Ich kann bestätigen, dass die Hower zu diesem Zwecke benutzt werden; sie ersetzen das Verbot des Betretens der Pflanzung, wie ein solches auch zur Zeit der Traubenreife in vielen europäischen Weinbezirken erlassen wird. Darin gleichfalls ist das Aushängen der Hower

dem europäischen Verfahren ähnlich, dass es mehrere Tage vorher bekannt gemacht wird, und besondere Wächter, wie die Saltner in Tirol, hüten die verbotene Frucht. Nur ist die Bestimmung der Hower zu erweitern: der Matakau gilt als Medizin bei Krankheiten und steht als Feldgott hier und da auf den Rainen und Triften in Hermengestalt. Hower ist also im Allgemeinen dem luli im Westen und tabu im Osten in gewisser Hinsicht gleichzuachten. Andere Feldhüter waren die oben genannten Wañ-u und Wañt-urin, die mir als solche gekennzeichnet wurden; der Personenname der Bildnisse wurde mir nicht mitgetheilt, aber da mir der Toma-tuaun als Hauptgottheit bezeichnet und den andern keine sonderliche Wichtigkeit beigemessen wurde, darf man wohl annehmen, dass beide Idole niederen Ranges, Bilder vergessener Ahnen oder eingeführte Gottheiten sind. Auffallend ist allerdings, dass der Ort an dem die drei ersten Menschen, Hian, Tongil und Parpara, die vom Himmel zur Erde niedergestiegen sein sollen, auf Gross-Key Wañt heisst. Wir haben gesehen, dass auch die Götter ihre Schicksale haben und von Insel zu Insel wandern. Zweifellos war dies mit dem Dudill geschehen, dem fusshohen hölzernen Brustbilde eines Mannes, der mir auf Timor-laut als Dudila wiederbegegnete.*)

Vor der Opferstelle im Hause war das Idol mit einem Zapfen eingelassen gewesen und sein verräuchertes Aussehen deutete auf hohes Alter. Eine Höhlung in der Brust zur Aufnahme der Opfergaben bestimmt, zeigte, dass das Idol den Gebräuchen auf Key angepasst war. Dieselbe Vorrichtung, nur mit einem Schieber versehen, soll sich an dem Werwat befinden, jenem Götzen auf dem Berge bei Kalaui. Die Eingeborenen erzählten mir, es sei das Bild eines Urahnen. Doch bezieht sich der Name Werwat nicht auf den Götzen sondern auf die Oertlichkeit, und zwar auf den davor liegenden heiligen Stein (wer = Wasser, wat = Stein). Nach den Untersuchungen des Geologen Wertheim besteht Klein-Key aus gehobenen Korallenboden. Der Stein ist also über Wasser von den ersten Einwanderern mitgebracht und dort zum Gedächtniss an die Urheimath niedergelegt worden. Auf Wettar ist z. B. nach Riedel der von Timor eingeführte Stein Sirui Gegenstand der Verehrung von zwölf Dörfern. Herr von Hoevell erwähnt das Bildwerk des Werwat im 3. Bande des internationalen Archivs für Ethnographie (Seite 186) und sieht in ihm die Personification eines Mondgottes. Man kann beide Deutungen unschwer vereinigen. Dem Vorstellungskreis der Inselwelt ist die Abstammung des Menschen von den Göttern ebensowenig fremd, wie den Religionen der alten Griechen und Römer. Nicht anders rankt sich hier die Sage

*) Mir ist das Holzbild bestimmt als Dudill bezeichnet worden. Gleichwohl möchte ich F. W. K. Müller nicht widersprechen, welcher in der Figur nur ein Ahnenbild, nicht einen Dudila = Ubu-lera (Vater Sonne) vermuthet. (s. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 30. April 1892).

in das Dunkel hinauf. Die lange Kette der Ahnen, deren unterstes Glied das plumpe Holzfigürchen des Jüngstverstorbenen ist, verliert sich in nebelgrauer Ferne, aus der die unbestimmte Gestalt eines ersten Menschen auftaucht. Er ist das letzte Concretum für die Begriffe des Naturvolkes, das im Tappen nach einem Anfang, der doch da sein müsste, schliesslich zu etwas Feststehendem, aber in der Anschauung ganzer Geschlechter Unveränderlichem, greift, d. h. die Person dieses ersten Menschen mit einer scheinbar ewigen Erscheinung wie z. B. Sonne oder Mond identificirt: der Ahnherr ist vom Himmel herabgestiegen. Ist der Denkprozess erst einmal so weit gediehen, so setzt sich die Verehrung der Himmelskörper leicht in den Glauben an ein abstractes Wesen um, das unsichtbar im Raume lebt und webt, und die Stimme des Betenden hört und erhört. Der Glauben an dies Abstractum hindert aber keineswegs den Gläubigen die vorhandenen Concreta, die Ahnenbilder mit Opferspenden zu bedenken und sie als Vermittler anzurufen. —

Mir scheint es zweifellos, dass der Dudill von Timor-laut nach dem südlichen Theil von Key gebracht worden ist. Die Inseln sind bei günstigem Winde eine Tagesreise von einander entfernt und stehen in Handelsverkehr. Die kleine Insel Atenimber bezeugt durch ihren Namen die Besiedelung von der Tenimbergruppe aus.

Bei meinem nur zweitägigen Aufenthalt hatte ich nicht Gelegenheit, einem religiösen Feste beizuwohnen; doch erfuhr ich, dass, was eigentlich selbstverständlich ist, Tänze dabei aufgeführt werden. Hölzerne Nachbildungen von Klewangs und besondere, drei Fuss lange, schmale Schilde werden im Tanze geschwungen. Sie sind sehr dünn und leicht und mit einfachen, schrägen Streifen bemalt. Eine Tanzmaske aus Wod-der aus einer schwarzen Holzart, ohne jeden Federschmuck zeigte den unverkennbaren Papua-Typus. Ihr Name „wohan-woat“ deutet auf Timor-laut, wo weat und wet jeden Schutzgeist im Allgemeinen bezeichnet.

Hier wie überall auf Key wird an den flachen Gräbern entweder auf Tischen oder in den erwähnten Häuschen geopfert. Letztere tragen zuweilen eine Holzsäule mit zwei nach den Himmelsrichtungen drehbaren Armen. Ebenso werden grosse Bäume, der Aufenthalt böser Geister, d. h. der Seelen von Verunglückten und bösen Menschen, mit Opferspenden behängt.

Ich packte während der zwei Ruhetage meine Sammlungen ein, wobei ich besonders die Verpackung der erworbenen Thonwaaren nachsah. Die in der Nähe von Dulah vorhandene Thonerde begünstigt die Töpferei. Sie beschäftigt viele Frauenhände und liefert einen Hauptausfuhrartikel. Formen sowohl, wie Ornamente sind geschmackvoll. Letztere werden aufgemalt und bestehen aus Ranken, Wellenlinien, Kreisen, Seesternen und schachbrettähnlichen Schraffirungen, die auf dem hellbraunen Thon mit rother Farbe aufgetragen werden.

Die Angelhaken in Wod-der unterschieden sich von allen bisher gesehenen. Die eine Art bestand aus zwei in Hakenform zusammen gebundenen Hölzchen, die, durch eine Leine an einem Stück Gaba-Gaba befestigt, frei auf dem Wasser schwimmen. Beisst der Fisch an und setzt dadurch das Flottholz in Bewegung, so stürzt sich der Angler ins Wasser und holt den Fang ans Land. Die andere Art Angel besteht aus einem geraden Dorn. Er ist mit einem aus Menschenhaar gedrehten Schnürchen an der Grundschnur befestigt, die oft 20—30 derartige mit Muschelködern versehene Angeln trägt. Beide Arten sind mir auch in Nordwest-Amerika begegnet.



Larat auf Timor-laut.

(Die Tenimbergruppe liegt zwischen 130° 40′ und 132° 5′ ö. L. G. und 6° 20′ und 8° 30′ s. B.)

Wie wenig man sich auf Ankertaue verlassen kann, erfuhr ich einige Stunden vor der Abreise von Wod-der. Die Prau begann plötzlich zu treiben, und noch zeitig genug entdeckte ich die Ursache des befremdlichen Aufbruchs: die scharfen Ränder der Korallenbank hatten innerhalb zweier Tage das Hanftau durchgescheuert; wenig fehlte, und ein unglücklicher Zufall vereitelte den ganzen Reiseplan. Ich vermisste schmerzlich meine in der Tiefe bei Pura-Ketjil für immer ruhende, eiserne Kette, hielt mich jedoch nicht mit langen Betrachtungen auf und liess eiligst einen zweiten Anker fallen, der unsern Ausreisser festhielt. Die Eingebornen, längst gewitzigt durch üble Erfahrungen, verwenden zu Ankertauen Rotang, dessen zähe, harte Fasern eine bedeutende Widerstandskraft besitzen.

Im Morgengrauen des 2. Juni fischten wir den verlornen Anker auf, und dann ging's hinaus ins Ungewisse. Ich spielte „va banque." Wuchs der Ostmonsun an, so entführte er uns durch die offene Banda-See bis nach Celebes. Aber der Himmel hatte ein Einsehen mit meiner Noth: der Wind wehte nicht stark, sodass ich das grosse Segel an der neuen Rahe entfalten konnte und sehr schnell vorwärts kam nach Südwesten und nach der Timor-laut-Gruppe. Ein mächtiger Bundesgenosse war die Strömung, die hier unverändert das ganze Jahr hindurch von Westen nach Osten ihre Richtung nach der Torres-Strasse beibehält und so die mangelnde Fähigkeit unserer Prau, zu laviren, unterstützte. Wie gespannt habe ich während der sechsunddreissig Stunden unserer Fahrt bis Larat nach Osten gespäht. Aber die dunkle Färbung des Wassers, die das Heranstürmen des Monsuns in seiner Vollkraft schon in der Ferne verkündet, trat glücklicher Weise nicht ein, und selbst einige Regenböen verlangsamten unsern Lauf nicht und brachten uns nicht aus dem Curs.

Gegen Abend meldete ein Rütteln der Schleppangel, dass ein Fisch an Bord wollte. Die Leine spulte sich sehr rasch ab, ein günstiges Vorzeichen für die Grösse der Abendmahlzeit. Vorsichtig wurde der grosse Unbekannte vom Jero-modi angeholt und gab sich als ein sechs Fuss langer Hai zu erkennen. Obwohl es ein junger Bursche war, schnellte er sich so ungestüm auf dem Deck umher, dass er beinahe zwei Mann, die sich auf ihn geworfen hatten, in die See geschleudert hätte. Ein Hieb mit dem Buschmesser trennte schliesslich die Schwanzflosse vom Körper, das Blut schoss in breitem Strome heraus, einige verzweifelte Zuckungen noch, immerhin stark genug, einen Mann niederzuwerfen, und die Vertheilung des Fleisches begann. Es sieht wie frisches Störfleisch aus, schmeckt etwas weichlich, ist aber eine nicht zu verachtende Abwechslung in dem ewigen Einerlei unserer Tafel. Unser Salzfleisch war längst über Bord gewandert, selbst Hyänen würden vor seinem Aroma davon gelaufen sein. Der Hai jener Breiten ist nicht fett, wie sein nordischer Verwandter, der sogenannte Leberhai, dessen durchdringender Thrangeschmack ihn ungeniessbar macht. Je tiefer die Fische stehen, um so mehr Fett scheinen sie anzusetzen. Der Leberhai nördlicher Breiten, der Kaderalit, eine Heilbuttart des westlichen Grönlands, und der Black-cood, eine Hechtart der Königin-Charlotte-Inseln und des Bella-Cola-Fjords halten sich 150—250 Klafter tief auf, und ihr Fang erfordert entsprechend lange Leinen. Alle diese Arten triefen förmlich von Fett, und der Black-cood muss sogar mit indianischen Holzhaken gefangen werden, weil eine eiserne Angel in dem mürben, von Fett durchsetzten Maulknorpel keinen Halt findet.

Der Seemann spinnt gerne ein Garn, und darum will auch ich auf dem Wege nach Larat etwas von dem in Norwegen betriebenen Haifischfang erzählen.

Wenn gegen Ende des Aprilmonats die Eisschollen sich von der Küste von Spitzbergen ablösen und ihre Wanderung beginnen, wird es an der Küste meiner Heimath lebendig; die Fischer ziehen zum Fang aus mit ihren Jachten und Schaluppen. Je nach der Grösse des Schiffes werden vier bis sechs Leinen über den Schiffsbord ausgeworfen, nachdem auf 200 Faden Tiefe vor Anker gegangen ist. Der Angelhaken hat durch die Erfahrungen vieler Geschlechter seine jetzige Gestalt gewonnen. Er ist kaum einen Fuss lang und an einer zwei Klafter langen, eisernen Kette befestigt, deren Glieder, höchst zweckmässig mit einander verbunden, sich um sich selbst drehen können. Eine zehn bis zwölf Pfund schwere Eisenzunge dient als Senker, und die Leine, unten dicker als oben, ist über dem Senker in einer Länge von 15 Fuss mit Leinwand bewickelt. Die Bewickelung soll das Durchscheuern an der raspelähnlichen Haihaut verhindern; denn wenn eins dieser gewaltigen Thiere, die bis achtzehn Fuss lang werden, an dem mit Streifen von Seehundsspeck und Haifleisch verkleideten Haken angebissen hat, beginnt es einen wilden

Kampf um seine Freiheit. Der Hai wälzt sich hin und her, aber die beweglichen Kettenglieder folgen seinen Wendungen, ohne zu zerbrechen, und so wird er mittelst einer Winde hinaufbefördert, mit einem Lanzenstoss ins Genick getödtet und aufgeschnitten. Die Leber giebt bis 300 Pfund Thran. Man würde sich nun den ganzen Fang verderben, wenn man den unverwerthbaren Körper in die Tiefe zurücksinken liesse und damit die Fische fütterte. Deshalb wird der Magen des Hais mit Luft vollgepumpt, zugebunden und der Kadaver ins Wasser geworfen.

Die Umgebung des Haifängers scheint von weitem wie von Bojen umstellt, bis Wind und Strömung einen röthlich schimmernden Ballon nach dem andern hinwegtreiben. Manchmal verdirbt sich der Fischer durch Unachtsamkeit selber den Fang. Wenn die von der Arbeit ermattete Wache, — oft wird achtundvierzig Stunden in einem Zuge gefischt — einschläft, und die Angeln ohne Aufsicht bleiben, ereignet sich es, dass beim Heraufwinden über dem gefangenen Hai mehrere Haiköpfe auf der Kette aufgereiht sind. Der hat gut geschlafen, heisst es alsdann, und die Wache wird weidlich ausgelacht. Was ist vorgegangen? Ein Hai hat angebissen, lange versucht, sich von dem verrätherischen Köder loszureissen und dabei die Aufmerksamkeit eines Genossen erregt. Dieser hat das Befreiungswerk des Gefangenen unternommen, allerdings in etwas zweckwidriger Weise, indem er ihn zunächst von seiner Fettleber befreite, dann weiter frass und schliesslich selber die Angelspeise verschluckte. Nun sass er selber fest und hatte Musse, den Kopf seines Vorgängers anzuglotzen, bis ein Kollege mit gleicher Hilfsbereitschaft sich des Befreiers annahm und dabei denselben Erfolg erzielte. So setzt sich das blutige Spiel fort, und der letzte Hai ist der stumme, und doch beredte Zeuge des ganzen Vorgangs. Der selige Freiherr von Münchhausen würde sicherlich gern diese Geschichte seinem Repertoir einverleibt, jedoch dadurch ihre Glaubwürdigkeit nicht erhöht haben. Ich kann für ihre Wahrheit einstehen, und jeder, der wie ich manche Tonne Thran bei Spitzbergen gewonnen hat, wird mir die Richtigkeit der erzählten Thatsachen bestätigen. Ich gestehe, dass mein braver Jero-modi, als ich ihm die Tafelfreuden durch derartige Schnurren würzte, grosse Augen machte und wahrscheinlich geglaubt hat: Kann der aber lügen! Da Lügen von den Malaien jedoch nicht als Verbrechen, sondern als angenehme Unterhaltungsgabe angesehen wird, nahm er diesen Theil eines nordischen Seeepos wohlgefällig hin und vergalt ihn mir mit dem Vortrage der Thaten Usengs. Wie oft habe ich ihm und dem jetzt mit Herrn Kühn fahrenden Koch, Schmetterlingsfänger und Namensvetter dieses makassarischen Nationalhelden, in stillen Mondscheinnächten gelauscht, wenn mit den Abenteuern Usengs die Mannschaft unterhalten wurde! Der Erzähler brachte in seiner melodischen Sprache einen längeren Satz hervor, dann machte er eine Pause und klopfte mit dem

Finger auf das Verdeck oder erhob pathetisch die Hand. Stellte ihm einer der Hörer eine Frage, so erläuterte er die Sage und fuhr alsdann fort, und unermüdlich folgten meine Matrosen dem Gange der Handlung. Der Rhapsode des klassischen Alterthums, der orientalische Märchenerzähler und sein Berufsgenosse auf dem Markusplatz in Venedig können nicht mehr Beifall erzielen, als der begeisterte Lobredner Usengs. Es war ein dankbares Publikum auf der Prau — und so genügsam! Mir ist noch heute räthselhaft, wie die armen Kerle mit dem erbärmlichen Monatslohne von 12 Gulden sich durchhelfen



Portrait Usengs, unsres Kochs.

konnten. Einen Nebenverdienst versuchten sie sich durch das Sammeln der Haifischflossen zu verschaffen, die getrocknet dem Chinesen als Leckerbissen gelten.

Da stehen ihre norwegischen Kameraden, die erwähnten Haifischfänger, doch anders da. Sie verschmähen bis jetzt, die Flossen trotz ihrer Massenhaftigkeit zu trocknen, und doch stellen die Flossen von 1000 Haifischen, die ein grösseres Schiff den Sommer über durchschnittlich fängt, in China ein Vermögen von 2—3000 Mark dar. Vielleicht wendet sich eines Tages die norwegische Betriebsamkeit diesem Artikel zu. Feste Bezahlung ist übrigens diesen Fischern fremd, sie arbeiten bei Gewährung von Kleidung und Fanggeräthschaften auf Theilung. Wird im Boote gefischt, so erhält jeder, auch der Besitzer, nur den gleichen Antheil von der Beute, stellt einer dagegen ein Schiff,

so entfallen auf ihn zwei Theile. Halwlothskar, ein Halbloths-Mann, heisst ein solcher Schiffsgesell, der, ohne Ahnung von socialistischen Theorien, einem Lohnsystem huldigt, wo von Unternehmergewinn, Ausbeutung und ähnlichen schönen Dingen nicht die Rede sein kann.

Am Morgen des 3. Juni gegen 6 Uhr sichteten wir die Insel Fordate, den nordöstlichsten Ausläufer der Tenimbergruppe; gegen Mittag hob sich hinter Fordate die dichtbewaldete Küste von Larat aus dem Meer, und beim Näherkommen bemerkte ich, dass ihre Bildung an die Felsstaffeln von West-Klein-Key erinnert. Der helle Schein des Wassers in der Nähe des Ufers warnte vor Untiefen und war besonders stark in der Strasse zwischen Fordate und Larat, die für grössere Schiffe unbefahrbar sein dürfte. Wir näherten uns vorsichtig in weitem Bogen der Westspitze von Larat und liessen bei Sonnenuntergang in einer Entfernung von drei englischen Meilen den Anker fallen. Meine Leute hatten eine entsetzliche Angst vor den Eingeborenen, denen man in Tual ein sehr schlechtes Leumundszeugniss ausgestellt hatte. Auch ich traute dem Frieden nicht recht: in meine Fiebervorstellungen spielten die Kokospalmen, die mehr Menschenköpfe als Nüsse tragen sollten, hinein, und so fand ich es nicht verwunderlich, dass die gesammte Mannschaft, uneingedenk der Grossthaten Usengs, sich mit Klewang und Lanze bewaffnet, im Schiffsraum verkroch und in meiner Kabine wie Küchlein unter dem Hühnerkorb Schutz suchten, als vier Boote, dicht bemannt, herangeschossen kamen. Mit der Behendigkeit von Affen waren dreissig Mann aufgeentert und sprangen mit Geschrei auf dem Verdeck umher. Der Empfang schien alle schlimmen Gerüchte über die Kopfschneller zu bestätigen. Ich steckte in jede Tasche meiner Jacke einen Revolver und kletterte ungeachtet meiner elenden Verfassung in das Gedränge hinauf. Meine Myrmidonen begleiteten mich mit — ihren besten Segenswünschen.

Der Tumult hatte ein bedrohliches Aussehen. Doch beachtete man mich gar nicht. Erst als ich einen Dolmetscher ausfindig gemacht hatte, konnte ich mich auf Malaiisch verständigen und erfuhr zu meiner Ueberraschung, dass man die Prau nach dem Hafen von Ritabel schaffen wolle. Die Fremdlinge hielten die Annahme ihres Dienstanerbietens für selbstverständlich, und in anderthalb Stunden hatten sie das schwerfällige Fahrzeug mit Stangen bis in den Hafen gestossen. Ihr munteres Schwatzen und Jauchzen begleitete die Arbeit, Niemand dachte daran, uns etwas zu Leide zu thun, und in aller Musse überzeugte ich mich, dass ich liebenswürdige, zuvorkommende Burschen vor mir hatte, in voller Ursprünglichkeit, nur mit dem Schamgurt bekleidet, auf deren hellgebeiztem Kopfhaar der Federschmuck des Kammes lustig im Winde herumwirbelte. Nur einer hatte, um die Haarfarbe vor dem drohenden Regen zu schützen, eine bis in den Nacken reichende Bastkappe aufgesetzt. Sie waren von kräftiger Figur und Mittelgrösse,

grosse Gestalten habe ich unter ihnen weder damals, noch während meines ganzen, dreiwöchigen Aufenthalts bemerkt. Mit was für Augen mag Forbes seine Masse festgestellt haben! Er gibt ihre Durchschnittsgrösse auf 5 Fuss 11 Zoll (englisch) an (A Naturalists Wanderings in the Eastern Archipelago, Seite 130), und die holländischen Offiziere hatten mir nun gar etwas von Enakssöhnen vorgefabelt.

Ich will hier gleich meine gesammten Beobachtungen über den Menschenschlag Timor-lauts vorwegnehmen. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen ein helles Chocoladenbraun, einzelne Individuen zeigten eine dunklere Färbung. Dagegen erschienen mir sechs Leute von der Ostküste ein weniger heller, als die des Westen oder Nordens, und ihr Aussehen war von einer so auffallenden Gleichmässigkeit, dass es mir schwer wurde, die verschiedenen Personen auseinander zu halten. Das Haar der Männer ist mehr oder wenig wellig, und dies kommt in der Tracht zur Erscheinung, indem die Schlichthaarigen das Haar ausgekämmt über den Kopfring herabwallen lassen. Bei den Frauen erscheint die Structur des Haares durch Einölen beeinflusst, und das stramme Zusammenknoten auf dem Hinterkopf glättet die Wellenlinien. Dunkelbraun und manchmal schwarz ist das Kopfhaar, schwarz sind die wenig ausgeprägten Brauen. Die Gesichtsformen erinnerten mich unwillkürlich an die Polynesier. Die Nasen sind theils leicht gebogen mit scharfen Rücken, theils, und zwar häufiger, mit etwas breiterem Rücken, grösseren Nasenflügeln und nach vorn leicht abfallender Spitze. Die Unterkiefer sind in der Regel seitlich stark entwickelt, und die Stirn tritt zurück; beide Geschlechter sind tätowirt auf Brust, Wangen und über den Augenbrauen. Die Marken sind kreuzförmig oder stellen eine Seesternart dar. Auch die Wildheit mag wohl oft zum Ausbruch bei ihnen kommen, aber sie richtet sich gegen die Stammesgenossen, nicht gegen die Fremden. Die schon erzählte Niedermetzelung zweier Leute von Maûlo ereignete sich gerade in der Stunde, wo man uns vor den Unbilden des Monsuns in Sicherheit brachte.

Es war längst Nacht geworden, als wir endlich beruhigt über unser Schicksal uns niederlegten. Beim Morgenlicht gewann ich erst einen Ueberblick über die Situation.

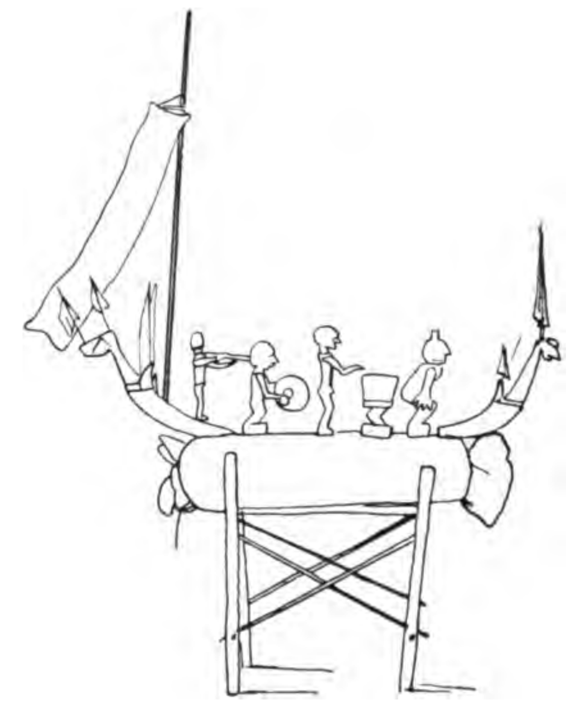
Wir lagen dicht vor dem Dorfe Ritabel, das von einem üppigen Palmwald an den sandigen Strand gedrängt erschien, in der Strasse zwischen Larat und Jamdena, den beiden Inseln, die man nebst Selaru und 49 kleineren gewöhnlich als Timor-laut oder Tenimber bezeichnet. Jamdena ist ein waldiges Hügelland und an der Larat zugekehrten Seite eben so unbewohnt wie an der Westküste: Feuer und Schwert haben die Gegend verödet. Eine auf den Karten nicht verzeichnete, Ritabel gegenüberliegende Insel Lutur trägt auf ihrer Ostspitze das Dorf Lelentuan. Sie liegt so nahe an Jamdena, dass sie, von weitem gesehen, mit ihr zusammenhängend erscheint. In weiter Ferne strebt über der Nordspitze dieser Insel die Zuckerhutgestalt des erloschenen Vulkans Laibobar

empor. Ueber den Wald von Ritabel schaut eine senkrecht aufsteigende Korallenwand hinweg, ohne Zugang von der Seeseite; diese natürliche Festung trägt noch heute Spuren eines nach dem Innern durch eine hohe Steinmauer verwahrten Dorfes. Das von Kapitän Langen geschilderte, niedergebrannte Dorf kann es nicht sein; denn die Vegetation über den Trümmerhaufen und das Aussehen des Holzes wiesen ein Decennium weit zurück, und mir würde es unerklärlich bleiben, welches „besiegte" Dorf Herr Langen gemeint hat, das in unmittelbarer Nähe von Ritabel, verlassen und zerstört, nur noch eine aus losen Steinen aufgebaute Mauer, liegen soll, wenn ich nicht wüsste, dass kurz nach meiner Abreise blutige Kämpfe mit den Leuten von Maulo sich entwickelt hätten. Da Herr Langen zwanzig Tage nach mir Ritabel besucht hat, lagen ihm wahrscheinlich die Ergebnisse des letzten Scharmützels vor: das niedergebrannte Ridol.*)

Als ich nach meiner ersten Landung Ritabels Dorfstrasse durchschritt, um mich am Brunnen ausserhalb des Ortes zu baden, besuchte ich auch das eine Viertelstunde Weges entfernte Dorf Ridol. Es liegt hinter einer hügeligen, von Höhlen zerklüfteten Landzunge. Die Höhlen dieser Küste, die man besonders zahlreich, von der See ausgewaschen, auf der Strecke von Ridol nach dem nördlicher gelegenen Watidal antrifft, dienen ebenso wie die ihnen gegenüberliegenden, vom Meere umspülten Korallenblöcke als Begräbnissstätten. In Särgen aus Gaba-Gaba werden die Leichen der geringen Leute dort dem Walten der Elemente preisgegeben. Bald ist die schwache Umhüllung vom Wogenschlage zerstört und die Gebeine rollen umher, sodass weithin der Strand mit Knochen und Schädeln bedeckt ist. Die Blöcke sind oft so klein, dass nur zwei oder drei derartige Kisten auf ihnen Platz finden können. Reichlicher noch ist das Todtenfeld des Ufers bestellt. Hier grinst aus dem Geklüft Schädel auf Schädel dem Wanderer entgegen. Die Särge sind zuweilen aus zwei Bootshälften (nit-nikora) zusammengefügt. Hin und wieder ragen vier Pfähle aus dem Wasser. Sie haben einst eine Prau getragen, den Sarg eines Häuptlings (boban), der über Fluthhöhe hier beigesetzt war. Ich habe nur Bruchstücke davon vorgefunden und das Modell eines derartigen Häuptlingsgrabes, von einem Ridolesen gezimmert, mitgebracht. Die Prau trägt auf ihrem Verdeck im Vordersteven eine tanzende Holzpuppe, einen Gong-, einen Trommelschläger und beim Hintersteven einen Krieger mit angelegter Flinte. Der Verfertiger erklärte mir die Bestattungsweise dahin, dass sie nur bei Abkömmlingen eines von einem versunkenen, westlichen Lande eingewanderten Geschlechts ausgeübt werde. Das scheint aber auch das Aeusserste zu sein, was an Pietät geleistet wird. Ich

*) Vergl. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 16. Februar 1887.

war aufrichtig entsetzt, als mir der Dolmetscher des Posthalters eines Tages den Schädel seines vor drei Jahren gestorbenen Vaters noch ziemlich unverwest verkaufte. Er war eben aus dem Sarge geholt worden, ein Beweis dafür, dass Forbes' Behauptung, die Schädel würden gesäubert in den Häusern aufbewahrt, in ihrer Ausschliesslichkeit nicht zutrifft, wie ich ja auch in den Höhlen eine ganze Anzahl Schädel liegen sah. Auch habe ich in den Behausungen keine aufgestellt gesehen, sondern weiss blos, dass der Genickwirbel des Verstorbenen als Talisman getragen wurde.



Modell eines Häuptlingsgrabes.

Im Ganzen wurden von mir zehn Schädel angekauft*), ich hütete mich nach meinen Erfahrungen in Alaska, sie mir freihändig anzueignen. Der Dienst der Anthropologie ist manchmal nicht ungefährlich: ich war im September 1892 den Yukon-River hinabgefahren und entnahm einem sehr alten Grabe einen Kopf und einem andern einen ganzen Sarg mit einem mumificirten Leichnam; denn ich hatte den Auftrag erhalten, derartiges Material der anthropologischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde zuzuführen. Einer meiner indianischen Begleiter, dessen Nationalgefühl ich

*) Herr Professor Dr. Virchow hat die Schädel gemessen. Das Ergebniss davon ist niedergelegt in den „Versammlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft". (Sitzung vom 16. 2. 1889.)

dadurch verletzt hatte, erzählte den Thatbestand im nächsten Dorfe, und bald hatten wir Feinde auf den Fersen. Zum Glück verirrten wir uns zwischen den Inseln des Yukon, gelangten auf Eskimogebiet und waren hier geschützt, freilich ahnungslos. Was uns gedroht hatte, wurde mir erst nach zwei Monaten bei der Rückkehr nach der Station Sankt Michael klar. Dort hatten dreissig Indianer uns an der Grenze aufgelauert. Viele Nächte hindurch hatten ihre Kriegsfeuer geleuchtet. Ich wurde bei meiner Annäherung rechtzeitig durch einen Pelzhändler gewarnt und kam mit 26 bewaffneten Eskimos angezogen. Beinahe wäre es zum Gefecht gekommen; aber eine Entschädigung mit Waaren und ein populärer Vortrag über die Heilkunde im Allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf die Ingalik-Indianer besänftigte die empörten Gemüther. Der Pelzhändler setzte ihnen nämlich an Hand eines anatomischen Buches auseinander, das Blassgesicht wolle ihnen eine neue Medizin verschaffen. Da jedes Volk eine verschiedene Kopfbildung habe, und für jedes eine besondere Medizin erforderlich sei, müssten zu ihrer Herstellung Schädel mitgenommen werden. Das leuchtete ein. Das neue Heilmittel ist leider bis jetzt noch nicht entdeckt worden; ich habe seitdem jeder Freibeuterei beim Schädelsammeln entsagt und verschworen, fremder Leute Knochen im Sacke nach Hause zu tragen, nachdem ich es beinahe mit den eigenen habe thun müssen.

Ich habe schon bemerkt, dass Pietät nicht die starke Seite des Dolmetschers war. Aehnlich verhielt es sich mit seinen Genossen, die sich bei mir so gut eingeführt hatten. Doch wurde ich niemals von ihnen behelligt. Man half mir die Veranda des Posthalters, dessen verschlossenes Haus ich bei seiner Abwesenheit nicht betreten mochte, zu einem Wohn- und Ladenraum umgestalten, und in hellen Haufen kam das Volk herbei, als wir unsere Waaren aufstapelten und auf einem Tisch die in Wod-der erstandenen Ahnenbilder und Geräthe recht sichtbar hinpflanzten. Das Lockmittel wirkte beinahe zu stark; ich wurde regelrecht belagert und musste den Zugang verbarrikadiren. Da war ich nun mit sechs Mann von einer lärmenden, schwatzenden, gesticulirenden Menge eingeschlossen. Jeder wollte der nächste sein, in vorderster Reihe das schwächere Geschlecht. Fünfzehn bis zwanzig Damen lehnten sich, nichts weniger als schüchtern, auf das Geländer der Veranda: eine Batterie von einer gewissen Unwiderstehlichkeit. Sie schossen auch richtig Bresche, und wurden ihren Kram schnell los, sobald nämlich die Leute begriffen hatten, was ich bezweckte. Ich zog einer braunen Venus aus dem schwarzglänzenden Haarknoten ihren Hornkamm. Mit der koketten Anmuth dieser Naturkinder wurde es als Scherz freundlich aufgenommen, und unermesslicher Jubel brach aus, als ich dem Mädchen einen meiner kostbaren Spiegel überreichte, der bewundert von Hand zu Hand die Runde machte. Noch galt ich als ein Ausbund von Galanterie, doch rasch verlor ich meinen Nimbus, sowie ich einer zweiten Schönen den

Muschelring vom Handgelenk streifte und dafür einen Knäul Garn schenkte. Dabei hob ich eine Thonlampe in die Höhe, die mir gerade zunächst stand, deutete auf meine Schätze, und — ah! — nun ging der Gesellschaft ein Licht auf. Der Weisse schenkte nicht, er kaufte. Flugs hatten die andern Damen ihre Kämme und Armringe bereit, und wollte ich es nicht ganz mit der holden Weiblichkeit verderben, musste ich weiter kaufen. Die staunende Neugier wich dem Verständniss. Man sah bald ein, dass Abwechslung auch einen Europäer ergötzt und hörte auf, mir immer wieder Kämme, Fingerringe und Ohrringe anzubieten. Kochtöpfe, Körbe, Bogen und Panzer wanderten, über die Köpfe meiner Kunden hinweg, zu meinem erhöhten Standpunkt auf der Veranda, wo meine Makassaren mit verzweifelter Eile Zeug zumaassen und abschnitten, nach meinen Anweisungen handelten, die Stürmischen, Ungeduldigen beschwichtigten und meine Wünsche in den schreienden Haufen hinab schrieen. Ich hätte eine Steigerung des Lärms nicht für möglich gehalten, und doch — mit einem Male wurde er wahrhaft ohrzerreissend, und die ganze Bande stob auseinander. Niemand hatte im Wirrwarr und Eifer des Geschäfts das Einlaufen zweier grossen Prauen wahrgenommen, und da eigentlich hier alles in andauernder Fehde lebt, und jedes Dorf mehr oder weniger auf dem Kerbholz des Nachbarn hat, konnte das plötzliche Erscheinen der starkbemannten Fahrzeuge einen Ueberfall bedeuten. Die Aufgeregten durften sich jedoch beruhigen: der Orang-kaja von Sjera, einer Insel an der Südwestküste von Jamdena, hatte auf der Fahrt nach den Trepanggründen bei der Ostküste von Larat besuchsweise angelegt. Kein Mensch kümmerte sich mehr um mich und meine eben noch so umworbenen Herrlichkeiten: wie Kinder, die ein Spielzeug gelangweilt im Stiche lassen, liefen die unsteten Gesellen hinab an den Strand und setzten dort ihr munteres Treiben fort. Ich war mit einem Schlage der Volksgunst verlustig gegangen und folgte meinen Kunden nach. Mir waren die einmastigen Schiffe interessant, da weder Ritabel noch Ridol dergleichen besassen. Etwa fünfundzwanzig Fuss lang hatten sie mit ihrem gerade stehenden Vorder- und Hintersteven Ähnlichkeit mit venetianischen Gondeln und waren verhältnissmässig schmal. Die schön geschnitzten Steven trugen Verzierungen von aufgereihten Ovulamuscheln und waren roth angestrichen; hierzu wird eine rothe Erdart (furar) benutzt. Auch schwarze Farbe ist als Anstrich beliebt.

Ich knüpfte mit dem Orang-kaja ein Gespräch an. Sein prächtiger Halsschmuck aus derselben Muschelart stach mir in die Augen. Ein Versuch, ihn zu erwerben, missglückte. Wohl um den Werth seiner Schiffe zu erhöhen und seiner Person den gehörigen Glanz zu verleihen, machte er mir die beruhigende Mittheilung, jede Muschel koste ein Pfund Sterling. Er ging bald darauf in See, ich machte mich an das Ordnen und Buchen der Sammlung und schlief in einem luftigen Leinwandverschlag zwischen meinen Kisten

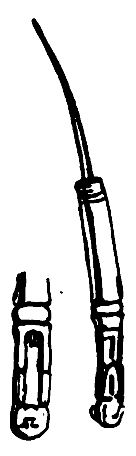
und Kasten unbesorgt, indessen zwei Dorfbewohner unaufgefordert als Leibwache mit geschulterten Flinten vor dem Hause hin und herwandelten. Erst nach der Rückkunft des Posthalters hörte der Ehrendienst auf. Man mochte sich vielleicht für meine persönliche Sicherheit verantwortlich fühlen.

Den folgenden Tag ging der Handel weiter, und der Markt war durch starke Zufuhren von Schädeln belebt, die, augenscheinlich am Strande aufgelesen, meistens ohne Zähne oder mit nicht dazu gehörigem Unterkiefer angeboten wurden. Mehr reizten meine Kauflust die hölzernen Götzenbilder, die allenthalben neben den Häusern und unter den Kokosbäumen, auf dem Dorfplatze, an den Feldrainen und an dem Brunnen ihres Amtes walteten. Selbst neben der Dorfschänke stand ein Holzbild, wie alle etwa vier Fuss hoch, das des Obila-Lingat. Er scheint der Bacchus von Timor-laut zu sein und trägt tagsüber die mit Palmwein gefüllten Bambusbehälter, die der Besitzer ihm anhängt, bis der Abend mit seinen Freuden heranrückt, und das Innere der sogenannten Schänke vom düsterrothen Lichte der qualmenden Palmblattfackel erstrahlt. Zuweilen scheint sie zu erlöschen, dann stösst der Fackelträger, ein Knabe, sie auf den Boden, dass die Funken stieben.

Allmählich kommen die Mannen mit sicherm Schritt zum Rathen und Thaten hereingeschritten, heben säuberlich ihren nunmehr vom Obila-Lingat geweihten Trank ab, dessen Wohlgeschmack tagsüber durch den Zusatz einer Baumrindenart (laro) sich verbessert hat, und verzehren das mitgebrachte Abendbrot, falls es ihnen nicht etwa die Frau Gemahlin nachbringt. Einer nach dem andern tritt durch die Thür am Vordergiebel und nimmt Platz auf einem der beiden Holzgestelle, die durch einen Gang getrennt an den Wänden entlang laufen und mit einer fortlaufenden Lehne versehen sind. Wir erinnern uns, auf Wetan dieselbe Bauart bei Wohnhäusern gesehen zu haben. Nur ist hier in Ritabel eine Hinterthür vorhanden. Ich habe das Haus eine Dorfschänke genannt; es dient wohl auch als Gemeindehaus, beherbergt zuweilen Fremde, und hin und wieder hält sich in ihm ein Mann auf, der sein Schnitzmesser an der Verzierung eines Gegenstandes versucht. Selbst die Ahle (snullun-riti), die er gelegentlich verwendet, hat einen hölzernen, mit Ebenholz und Knochen ausgelegten, oder einen schön geglätteten, steinernen Griff, und seine Raspel (fara-jer) ist ein vierkantiges Holz, mit Rochenhaut überzogen. Ueberhaupt halten sich die arbeitenden Männer gerne in der Nähe des Gemeindehauses auf. So sah ich z. B. einen mit Seilerei beschäftigt. Er brauchte dazu ein Werkzeug (wau-wa), das einen Fuss lang war und wie ein grosses, lateinisches I aussah. Es bestand in einem hohlen Bambusstab mit Querhölzern, durch den ein Stock gesteckt, dessen oberes Ende durch ein Querholz am Herabrutschen verhindert wurde, und dessen Griff aus dem untern Theile der Röhre herausragte. Der zur Herstellung des

Seils bestimmte, lang ausgefaserte Bast, wird an den ersten besten Pfahl geknüpft, die Enden der losen Stränge werden an den durchgesteckten Querstab gebunden, und nun beginnt der Seiler die straffgezogenen Stränge in rotirender Bewegung zu schwingen. Hierdurch werden sie zusammengewirbelt, und wenn auf diese Weise ein Stück Seil entstanden ist, wird es um die Bambusröhre herumgewickelt und so fortgefahren, bis es die gewünschte Länge hat.

Wohl kein männlicher Dorfbewohner schliesst sich von den allabendlichen, lärmenden Trinkgelagen aus, und die alten, erfahrenen Zecher scheinen dabei die Natur von Schwämmen anzunehmen. Es wird unmässig getrunken. Drei bis vier Liter sind keine hervorragende Leistung, und bis zehn Uhr dauert das Schoppenstechen bei Gesang und den melancholischen



Pfriemen mit Ahnenbild als Griff.

Tönen der einfachen Flöten. Dann wird der Heimweg angetreten, und wer es noch kann, nimmt seinen Kokosbecher und sein Palmweingefäss mit. Man darf den Mord und Todtschlag, der Timor-laut in Verruf gebracht hat, wohl zum guten Theil dem berauschenden Getränk zuschreiben. Nirgends wird im ganzen Archipel so stark gezecht, und der aus Palmwein bereitete Schnaps (koli-water) gehört auch nicht zu den schwächsten Sorten, und man pflegt ihn häufiger, als gut ist, in die Unterhaltung einfliessen zu lassen. Er wird in der Nähe des Trinkhauses unter freiem Himmel destillirt. Mit Hilfe eines Thontopfes (uran), der mit Palmwein gefüllt, auf Steinen über einem Feuer steht, und zweier Bambusrohre ist ein Apparat hergestellt, der unverkennbare Aehnlichkeit mit unserer Destillirblase hat. Auf dem Topfe steht senkrecht, ihn luftdicht verschliessend, ein starkes Bambusrohr von Fusslänge (uran-kôu), und von ihm leitet das dünnere Kühlrohr (wur-wuru) zu der Flasche, in die der fertige Schnaps hineinträufelt. Der ganze Apparat wird wur-wuru-uran-

kôu genannt. Allerdings betheiligt sich die mannbare Jugend weniger an den Zechgelagen und verlässt die Mysterien des Obila-Lingat gewöhnlich nach der Abendmahlzeit, um Liebesabenteuern nachzugehen oder um zu tanzen. Damals waren gerade Vorbereitungen zu einem Tanzfeste in einem andern Dorfe im Gange, und bis zum frühen Morgen hallten Trommelschläge und langgezogene Sangesstrophen vom Dorfplatze her, wo bei Fackellicht Uebungen vorgenommen wurden. Es galt Ehre einzulegen in Lamdesar. Die gesammte mannbare Jugend wurde von einem alten Tanzmeister gedrillt, damit sie Proben ihrer Fertigkeit ablegen und mit gutem Gewissen die Gastgeschenke aus der Gemeindekasse in Lamdesar empfangen könnte. Falls nicht etwa der Fehdekündiger, der Walut-noro-roon, die Kriegserklärung vor dem Dorfeingange heimlich aufgepflanzt hat, sind im nächsten Jahre die Leute von Lamdesar nach Ritabel gezogen, haben dort ihre Tänze aufgeführt und durch diese Leistung die Dorfkasse belastet, die nicht nur für reichliche Bewirthung: tagelange Schmausereien und Trinkgelage, sondern auch für Gegengaben sorgt: goldene und silberne Ohrringe, Teller aus Gold und Kleidungsstücke. Die Grösse der Geschenke richtet sich nach der Blutigkeit der vorangegangenen Scharmützel und Kriege; denn die Feste stellen zugleich eine Friedensfeier dar, und je mehr Köpfe ein Dorf hat auf dem Platze lassen müssen, um so tiefer muss das andere in den Säckel greifen. In der Regel halten sich die Verluste die Wage, sodass keine Dorfschaft Einbusse erleidet, und die Feste somit ein durch den Zeitraum eines Jahres getrennter Austausch von Freundschaftsbezeugungen sind, die mit der Zurücknahme des Walut-noro-roon eingeleitet werden. Die Kriegserklärung besteht aus einem Stecken, an dessen Spitze ein junges Palmblatt gebunden ist. Von ihm hängt eine aus Gaba-Gaba geschnitzte, von einer Lanze durchstochene Puppe von Fusslänge herab. Zuweilen ist ein Friedensschluss überflüssig: die symbolische Drohung hat sich in fürchterlicher Weise bewahrheitet; die Besiegten sind schonungslos ausgerottet, und auf einem rauchgeschwärzten Ruinenfeld erinnert der verstümmelte Obila-Lingat an die Stätte, wo einst das Thema: Post multa säcula pocula nulla auf Timor-lautesisch von fröhlichen Menschenkindern variirt wurde. Von 200 Bewohnern eines Dorfes an der Ostküste von Jamdena entrannen im Dezember 1887 nur 24 junge Männer dem Verderben, der Hass der Sieger schonte weder Weiber noch Kinder.

Die ihrer Ohnmacht sich bewussten Holländer sehen mit verschränkten Armen den Metzeleien zu — vom kaufmännischen Standpunkte sicherlich das Gescheideste, was sie thun können. Wird freilich einmal der Handel beunruhigt, so versammelt sich nach längerer Überlegung ein Geschwader, um die Macht des Mutterlandes in vollem Glanze zu entfalten, wie in demselben Jahre, wo vor Selaru fünf Kriegsschiffe erschienen zur Züchtigung der Strandräuber. Eine zweimastige Prau war dort gestrandet,

und über 40 Makassaren und Chinesen, die Perlmutter in der Torres-Strasse ankaufen wollten, wurden auf jener Insel erschlagen. Nicht allein Raubgelüste stacheln zu solcher Unthat an: ein gestrandetes Fahrzeug bringt Krankheit ins Land, Pocken und Cholera, die von Händlern oft genug eingeschleppt werden, und deshalb begnügen sich die streitbaren Eingebornen nicht mit dem Verbrennen des Schiffes, sondern vernichten auch die Besatzung. Die Uebelthäter sollten Blutgeld zahlen. Sie benutzten die ihnen freundlichst gewährte Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, um mit Sack und Pack, Kind und Kegel in das Binnenland abzuziehen und überliessen den Holländern das Vergnügen, die Felder zu verwüsten und die Häuser niederzubrennen. So ist nun die Ordnung wieder hergestellt.

Ich litt während des Verweilens in Ritabel am Fieber und der damit verbundenen Schlaflosigkeit, die durch die Neugier der Weiber gesteigert wurde. Sie konnten sich an mir nicht satt sehen, und alle Augenblicke lüftete eine Evatochter die Segelleinwand meines Schlafraumes. Diese Theilnahme an meinem Befinden war sehr lästig; ein fortwährendes Kichern und Tuscheln drang dabei an mein Ohr, dazu gesellte sich das Geräusch der „Tanzstunde“ und das Geschrei, das ein betrunkener, alter Mann allnächtlich vollführte, ohne dass ihm irgend ein Nachtwächter die Ungehörigkeit seines Benehmens verwies. Ich raffte mich daher auf, und ging den Trommeltönen nach.

Die Tänzer trugen ihre Alltagskleidung, und daraus schon war zu entnehmen, dass hier nur geübt wurde. Der Leiter der Uebungen fand wenig Anlass zu bessern. Es schien sich nur noch darum zu handeln, die nöthige Ausdauer für das wochenlange Fest zu gewinnen.

Zwei Jünglinge traten in den Kreis; jeder hielt unter dem linken Arm eine kleine Trommel. Sie stellten sich neben einander auf, einer schmiegte sich seitlich an den andern und fasste ihn mit dem linken Arm unter den rechten. Der Tanz bestand in Fussstampfen, das ausgeführt wurde, während die Oberkörper so nach vorwärts gebeugt waren, dass das Gesicht sich dem Boden näherte, eine recht schwierige Stellung, um so schwieriger, als dabei die Tänzer fortwährend mit der Handfläche auf den Trommelrand und mit den Fingern auf das Fell schlugen. Zuweilen schnellten beide gleichmässig in die Höhe und sprangen dabei bis 2 Fuss hoch. Während der ganzen anstrengenden Uebung wurden die Trommeln auch von den Umstehenden bearbeitet. Die sichtlich Ermüdeten wurden alsbald von einem andern Paar abgelöst, und so kamen alle an die Reihe. Ein anderer Tanz war ein Massenreigen. Fünfzehn junge Leute bildeten eine Linie und legten die ausgebreiteten Arme um den Nacken des Nachbarn. Ihnen gegenüber standen im Halbkreis einige Trommler, die zum Klange ihrer Instrumente auf die im Wechseltritt auf- und abwogende Kette zustürmten und zurückwichen und sich manchmal mit ihr zu vereinigen schienen. Immer von neuem mit

kurzen Pausen wurden diese Uebungen aufgenommen, die trotz ihrer raschen Bewegungen mit getragenen Sangesweisen begleitet wurden, in die die Zuschauer einstimmten. Erst bei Sonnenaufgang zerstreuten sich die Theilnehmer.

An einem der folgenden Tage wohnte ich einem Tanze der Erwachsenen bei, der in vollem Schmuck vor sich ging. Panzer, Schilde und Waffen wurden dabei allerdings nicht angelegt; wohl aber richtet der Tänzer das frischgebeizte, helle Haupthaar derart her, dass er es durch ein verborgenes Polster und fremdes Haar erhöht und darunter wagerecht den Kamm steckt. Zum Frisiren bedient man sich eines beinahe halbmondförmigen, dünnen Knochenstücks (sub-sibil). Der Kamm ist aus Holz, hat tief ausgeschnittene Zähne und besitzt ein prächtiges mit Elfenbein ausgelegtes Feld. An dieses Feld schliesst sich der eigentliche Zierath des Kammes an, ein nach aufwärts



Kammzierat aus Horn, einen Drachen darstellend.

gerichtetes Holzstück, das häufig die Form eines schön geschnitzten Bootstevens hat und mit Flaggen oder Federn besteckt ist. Zuweilen ist der Kamm von einem Hunde, Walfisch (ian-afaratu) Hahn oder Drachen (nagga) gekrönt. Allen gemeinsam ist der auf einer Kurbel spielende Federstutz, der von geringeren Leuten senkrecht auf das Feld des Kammes gesteckt wird. Je nach dem Geschmack des Trägers wird der gewöhnliche Kamm bald von vorn oder hinten, bald seitlich in den Haarwulst versenkt. Der Aufbau des üppigen Haares wird noch gefestigt durch den Kopfring, der bei den höheren Ständen aus aneinander gereihten Elfenbeinringen (lalô) zusammengesetzt ist. Diese kleinen Ringe sind platt und haben eine so weite Oeffnung, dass ein Tuch durchgezogen werden kann. Man bindet es auf dem Hinterkopf zusammen. Ueber das rechte Ohr wird dabei ein mit Perlentroddeln besetztes, viereckiges Tüchelchen eingebunden. Gewöhnliche Leute haben einfachere Kopfbänder, Zeugstreifen benäht mit Kaurimuscheln oder Läppchen. Die



Timor-laut: Krieger in voller Rüstung, zum Kampf geschmückt.
(Die Frisur ist in der Zeichnung zu niedrig.)



Frau aus Timor-laut.

Tänzer setzen manchmal einen Rotang-Hut (sabeŭ) mit schmaler Krempe auf, der dem europäischen Cylinderhut nachgebildet ist. Quer über den Deckel läuft eine Holzleiste mit einem Loch für den Federputz. Am Halse klirrt beim Tanzen das Muschelhalsband, und in den weiten Ohrlöchern fliegen die Ringe auf und nieder, in der Regel von der schon von Babar her bekannten Vorlegeschloss-Form. Eine andere Art (für Frauen) ist die auch auf Flores gebrauchte: zwei einander mit den Innenseiten zugewendete, an den Aussenseiten mit Buckelchen besetzte Halbmonde. Armringe und Armbänder, von beiden Geschlechtern getragen, werden aus allen möglichen Stoffen hergestellt. Die Kniegelenke zieren ein Streifen Bockshaar oder Ringe aus Kokosfasern; letztere werden auch am Fussgelenk getragen. Die Frauen haben solche aus Messing oder Kupfer. Die Männer sind mit dem Schamgurt aus Maulbeerbaumrinde, die Frauen mit dem Sarong aus Palmfasern bekleidet, der von einem breiten Gurte aus geklopfter Palmrippe zusammen gehalten wird. Das Schloss des Gurtes ist äusserst kunstvoll. Junge Mädchen erhalten das Prunkstück als Brautgeschenk und schmücken sich bei der Heirath mit einem elfenbeinernen Kamm (oal-lela). Diese Kämme haben fast durchweg ein hohes Alter, und jeder stellt ein kleines Kunstwerk dar. Das Feld ist durchbrochen und löst sich in Rankenornamente auf. Ob indische Arbeiten als Vorbild gedient haben, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Eine andere Art Kämme (nituri-sissir), die verschiedene Formen haben — bei einigen ist das Feld von einer Frau gekrönt — werden von den Medizinfrauen an Kranke verliehen und eine Weile am Hinterkopf befestigt, um das Uebel hinweg zu nehmen. Dabei umtanzt die „kluge Frau“ den Leidenden und vollführt die Beschwörung. Ich habe sie nicht tanzen sehen; es kommen übrigens auch andere Frauentänze vor. Der von mir am Tage beobachtete Reihentanz im Kriegsschmuck unterschied sich nicht von den nächtlichen Uebungen, aber wie der Posthalter Herr Hogendorp angab, steht die Tanzkunst in hohem Ansehen und fördert bei verschiedenen Gelegenheiten eine erstaunliche Vielgestaltigkeit der Tanzweisen zu Tage.

Eine rechte Erquickung war für mich ein Rinderbraten, der erste seit sechs Monaten. Ein Mann von Ritabel hatte sich an eine Karabauheerde, die in dem uns gegenüberliegenden Uferwalde von Jamdena weidete, angepürscht und mit einem Klewang einem Kalbe die Sehnen des Hinterbeines durchhauen. Dann war er hurtig auf einen Baum geklettert, um der Wuth der alten Thiere zu entrinnen. Nach den Erzählungen des tapfern Jägers hatten sie aber gar nicht daran gedacht, ihr Junges zu vertheidigen, sondern waren davon gelaufen. So war ich denn zu einer seltenen Mahlzeit gekommen. Die wilden Rinder sind in der Regel schwarz; vereinzelte fleischfarbene kommen vor; diese werden aber von den Makassaren nach den Angaben meiner Mannschaft nicht gegessen, weil sie glauben in einem so gefärbten Thiere

ginge der Geist eines verstorbenen Menschen um. Mir war dieser Beitrag zur Küche um so erwünschter, als in Ritabel weder Eier, noch Hühner, noch Fische zu haben waren. Die Herren der Schöpfung waren vollauf mit dem Abzapfen von Palmwein beschäftigt und überliessen den Frauen die Besorgung des Haushalts und die Bebauung der Felder. Auf meinen Ausflügen habe ich nirgends einen arbeitenden Mann angetroffen. Dabei machte ich auch die Bemerkung, dass überall Matakaus angebracht und die von mir angekauften Götzenbilder durchweg durch neue ersetzt waren, was die Lebhaftigkeit des Cultus beweist. Die eigentliche Geschicklichkeit in der Holzbildhauerei äussert sich an den meisten Hausgeräthen und Schmucksachen, an den Booten und Hausgiebeln, die der See zugewendet auf beiden Enden des weit überragenden Firstbalkens zwei kreuzweis gestellte Verzierungen, Büffelhörner (wet-koora), tragen. Zwischen ihnen stehen manchmal die Figuren von Hunden oder Hähnen, und der Name Wet s. v. wie Geist zeigt an, dass wir es hier mit einem Hausschutzgeist zu thun haben. Die Stellung des Giebels gegen die See erklärt sich daraus, dass der Platz unter dem auf Pfählen stehenden Hause als Aufbewahrungsort für kleine Boote dient. Man gelangt in den Wohnraum durch eine vier Fuss lange, drei Fuss breite Luke im Fussboden mittelst einer steilen Treppe. Sie lehnt an der Mitte der Längswand. Ist man hinaufgestiegen, so befindet man sich in einem Raume, der sein Licht durch Fensterluken im Giebel erhält, und Küche, Schlaf- und Wohnstube zugleich darstellt. Abtheilungen finden sich nicht vor. Am östlichen Giebel schwelt auf dem Heerde ein schwaches Feuer, und in seiner Nähe schaukelt eine alte Frau eine Wiege (sik[a]-wela), die an Rotangketten vom Dachbalken herabhängt. Der auf Baumbast gebettete Säugling scheint mit der fortwährenden Räucherung, der er unterzogen wird, zufrieden zu sein; denn er schreit nicht und strampelt nicht: der Rauch verjagt die lästigen Fliegen und die bösen Geister und zieht durch die Risse und Spalten ab. Die Feuerstelle ist mit irdenen, schmucklosen Kochtöpfen (uran) besetzt, in denen der Maisbrei brodelt. Ist die Speise gar, was mit Kosten von der Kelle (sori) festgestellt wird, so setzt man den Topf auf das Rotanggestell, und die Hausgenossen rücken heran. Jeder erhält seinen Theil in dem Napf von Kürbisschale (fenk[w]an) oder Holz (bahan) oder Bambus (bahan-temer). Doch darf hierbei keine Verwechselung mit unterlaufen; denn die Frauen haben ihre bestimmten, thönernen Essgefässe (fenk-bal) für sich. Dann werden die Muschellöffel zur Hand genommen, und der Schmaus beginnt.

Wenn auch die bildnerische Kunst der Insulaner eine Grenze bei der plastischen Darstellung menschlicher Formen findet, in der Kleinkunst des Ornaments ergeht sich ihre Phantasie ungebunden. Die Nautilusschale mit dem Silberglanz ihrer Innnenseite ist ein prächtiges Material und auf ihm heben sich wirkungsvoll die schwarz schraffirten Figuren von Vögeln,

Fischen, Tänzern, Booten und Kriegsschiffen ab. Es drückt sich ein hoher Grad von Lebensfreude in der Bearbeitung dieser Gegenstände des täglichen Gebrauchs aus. Die so verzierten Nautilus-Löffel werden nach der Mahlzeit gereinigt und an die Wand gehängt. Ein mit einer Perlenschnur an dem oben durchbrochenen Löffelstiel befestigter Kokosring dient diesem Zwecke. Was nicht auf den Boden hingestellt wird, wie der hölzerne Sirimörser (watitä) mit dem Steinstösser (wati-ana), die Formen zu Sagokuchen in Männergestalt (goma-tamata) und die zusammengenähte Schüssel aus Sagorinde (kub-kiban) schwebt an Haltern aus Bambus (bog-roan) von der Decke, ebenso wie die Kleidungsstücke, die über Bügeln (gilawan) ausgebreitet werden. Kaum ist das Essen beendet, so greift man wieder zu dem geliebten Siri-Pinang. An Körben zu seiner Aufbewahrung, verschiedenen für beide Geschlechter, fehlt es nicht; grosse, kleine, dreieckige, viereckige, staffelförmige sind in jedem Hause vorhanden, und jeder Erwachsene führt das gaumenreizende Mittel in einem länglichen, schmalen Täschchen aus Palmblättern bei sich. An ihm befindet sich das Tabakdöschen aus demselben Stoff, Genickwirbel und die Kalkdose, ein dünner Bambus mit Schildpatt überzogen. Auf einzelnen Dosen (jafur) befinden sich eingeschnitzte Ahnenbilder. Während die Herren der Schöpfung ihr Nichtsthun auf den mit Karabaufell überdeckten Pritschen fortsetzen oder im Dorfe umherschlendern, schaffen die Weiber fleissig an der Spindel (sula), neben die sie die Körbe mit Baumwolle (sul-weli) hinstellen, oder sie weben unter dem Hause mit Hülfe der uns schon bekannten Hölzer den Sarong aus der Faser des Borassus flabelliformis, bis sie mit dem Messer das Gewebe aufschneiden können. Der Arbeitsplatz unter dem Hause wird je nach Bedürfniss auch zur Töpferwerkstatt. Eine Drehscheibe kennt man nicht. Die Frau formt den feuchten Thon mit der Hand, hält an die Innenseite einen Pflock aus gebranntem Thon mit gewölbter Kuppe und schlägt mit einem hölzernen Spatel (mal-mallo) die Masse auf der Aussenseite des entstehenden Gefässes fest. Es wird am freien Feuer gebrannt. Die Töpferei steht hier noch in den Kinderschuhen. In demselben Raume wird auch die rohe Baumwolle mit dem Bogen (bitin-awat) wie auf den westlichen Inseln gereinigt, und die aufgeweichte Baumrinde mit dem gekerbten Holzhammer (mal-mallo) für die Verarbeitung zu Jacken und Schamgurten zurechtgeklopft. So und mit andern häuslichen Geschäften wird der Tag verbracht, und der Abend versammelt Frauen und Kinder am Herdfeuer, dessen Licht von dem der Kerzen unterstützt wird. Sie bestehen aus einem Gemisch von Baumwolle, Wachs und Dammarharz, und der Docht ist ein Holzstäbchen. Diese Lichter werden in Leuchter (fado-kwan) von verschiedenen Formen gesteckt. Die einfachtse Art ist ein Bock aus drei Hölzern mit einem Holzkopf, der den Schutzgeist des Lichtes versinnbildlichen soll. In ein Loch daneben wird die Kerze oder

ein Thonlämpchen mit Kokosöl gesteckt. Der Leuchter hat auch zuweilen die Gestalt eines Hundes mit zwei Vorderläufen und einem Hinterlauf. Eine andere Art besteht aus einem zwei Fuss langen Stück Holz, das in einer Kürbisschale, dem Funkenfänger, befestigt ist und zwei bis vier schräggestellte Bambushülsen für die Kerzen in seinem unteren Ende trägt. Dieser Kronleuchter hängt an einer Rotangkette.

Auf acht Fuss hohen Bambusgestellen werden unter dem Schutze des Ahnenbildes die Vorräthe von Reis, Mais und Ubi, Kleider und die übrige Habe geborgen. Vor den Ahnen ist der Opferteller festgenagelt. Ich habe keine Schädel auf diesen Gestellen bemerkt, wie ich Forbes gegenüber noch einmal feststellen will. Er sagt übrigens selbst bei Beschreibung des Handels um einen Schädel, der einen nicht dazu gehörigen Unterkiefer hatte, dass der Verkäufer nach einigen Stunden denselben Schädel mit dem richtigen Unterkiefer vorwies mit der Erklärung, es läge eine Verwechslung mit den Gebeinen seines Vaterbruders vor, der auf denselben Stein hingelegt worden sei (Forbes Seite 329). Hier ist also ohne Umschweife von der Beisetzung der vollständigen Leiche oder vielmehr von ihrer Aussetzung, aber nicht von einem Aufbewahren des Kopfes im Hausinnern die Rede.

Der Dolmetscher des Posthalters begleitete mich sowohl beim Besuch der Häuser wie auch auf der Jagd. Ein derartiger Ausflug führte mich vom Dorfbrunnen aus in östlicher Richtung anderthalb Stunden lang zwischen Hügeln hindurch. Rechts und links wechselten bebaute Felder mit Buschland ab. Hohe Stinkmalven und Feigenbäume überragten das Unterholz, das wir auf gebahnten Fusssteigen durchschritten, bis wir vor einem Sumpf Halt machten. Aus dem Moraste erhoben sich Baumgruppen, die ich als Rhizophoren ansprach. Doch war diese Art nicht so gross, wie die an der Küste wachsenden Mangroven. Zwischen den Luftwurzeln, von denen die Bäume getragen wurden, schimmerte Wasser hindurch, das sich nach Osten zu einem Bache vereinigte. Das Sumpfbecken erschien mir mit seinen mehreren Meter hohen Korallenwandungen wie ein versandeter Fjord. Ein weiteres Vordringen in den Urwald, in dessen Tiefen sich der Bach verlor, war meiner Schwäche wegen unthunlich, und meine zitternde Hand wurde dem Wilde nicht gefährlich.

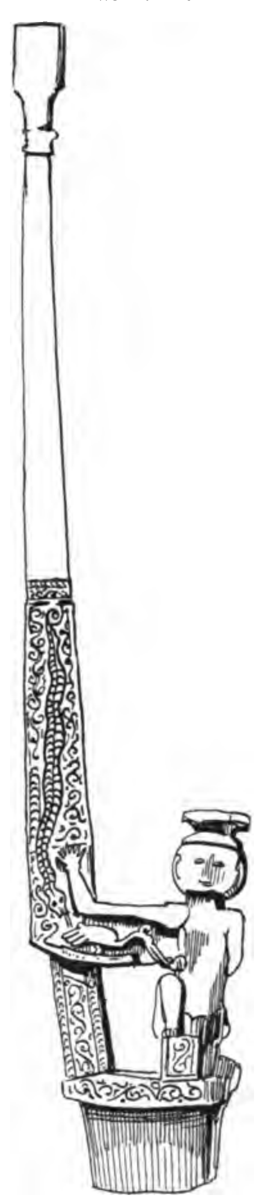
Auch bei dieser Wanderung erfreute mich die Gutartigkeit der Leute. Die auf den Lichtungen verstreuten Mais- und Ubifelder wurden von Weibern und Kindern bearbeitet, und gastfrei holten diese Palmwein zu unserer Erfrischung herbei. An den Waldrändern hatte man regelrechte Dörfer erbaut, die zur Erntezeit die gesammten Feldbesitzer aufnehmen und so durch ihre Lage dem Einbringen der Feldfrucht Vorschub leisten. Höchst erstaunt war ich, einige der verlassenen Hütten mit einem Holzschlosse (kussi-kuss-niffan)

verwahrt zu finden, von der Art, wie ich sie nicht nur in meiner norwegischen Heimath, sondern auch im Elsass, in der Mark Brandenburg und Pommern noch heute im Gebrauch gesehen habe. Der Schieber des Schlosses läuft in einen Menschenkopf aus, der einen Matakau darstellt. Das Schloss selbst, etwa 23 cm. lang und 15 cm. breit, wird an der Aussenseite der Thür befestigt; an seinem unteren Theile befindet sich ein Riegel, der beim Schliessen der Thür 8 cm. weit in die Oeffnung des Thürpfostens hineingeschoben wird. Von oben nach unten greifen je nach der Besonderheit des Schlosses zwei bis vier Holzzähne in die entsprechenden Kerben des Riegels, sodass es unmöglich ist, mit einem andern Schlüssel die Thür zu öffnen. Er ist mit den entsprechenden Zähnen (2—4) versehen und wird in das Loch eingeführt, das sich 6 cm. oberhalb des Riegels befindet. Durch einen Druck nach oben heben sich die Holzstäbchen, so dass der Riegel zurückgezogen werden kann. Das Schloss wird mit Holzbolzen befestigt, und die Anfertignng von Nachschlüsseln ist schwer, da das Schlossinnere verborgen bleibt.

Am 9. Juni kehrte der Posthalter Hogendorp von Fordate mit leeren Händen zurück. Er hatte einen der Mörder der Maulinesen einfangen wollen; aber man hatte ihm die Zähne gewiesen, und der Verbrecher war nicht ausgeliefert worden. Der ungemein zuvorkommende, holländische Beamte veranlasste mich unter seiner Leitung nach dem an der Nordküste gelegenen Dorfe Watidal mit seinem Boote zu fahren. Vom flachen Strande aus stiegen wir auf schön geschnitzten Holztreppen zu dem ummauerten Dorfe empor. Unmittelbar hinter den Häusern lag der mir verheissene Jagdplatz, von zahlreichen, hohen Kokospalmen und Brotfruchtbäumen bestanden, der Horst wilder Tauben, die wie auf Wod-der von der zusammengeströmten Bewohnerschaft aufgespürt und unserer Schiessfertigkeit überantwortet wurden. Eine festliche Bewirthung im Dorfhause unten am Ufer beschloss unsern Besuch und wir priesen uns schliesslich glücklich, dem palmweinfrohen und etwas mehr als begeisterten Völkchen entgangen zu sein, ohne durch unsere geringere Aichung uns ihr Missfallen zugezogen zu haben. Wieder entlang an der zerklüfteten, mit Todtengebeinen besäten Küste kehrten wir nach Süden zurück und setzten nach dem Eiland Lutur über, wo ein vorzüglicher Brunnen uns ein Bad und meinen Leuten später Trinkwasser für die Weiterreise spendete. Zwei niedrige Gräber von makassarischen Händlern, die in Ritabel am Fieber gestorben waren, wiesen auf den Aberglauben hin, der die Bestattung von Fremden nur auf abgelegenen Inseln gestattet. Um sich von ansteckenden Krankheiten zu befreien, wird auch hier eine Opferprau (leor) den Wellen übergeben. Jede Familie, die einen Kranken besitzt, spendet eine Holzfigur als Besatzung und bindet um ihren Hals ein Opfersäckchen.

Meine Sammlung erhielt in den letzten Tagen meines Aufenthaltes einen werthvollen Zuwachs, die Holzbilder des Obila-Lingat und des

Dudila, des angesehensten „Gottes“ der Inselgruppe, einer vier Fuss hohen Herme mit Geschlechtstheilen. Beide Figuren waren verstümmelt worden von den Kaleobaren, die das Nachbardorf Watidal im Jahre 1883 überfallen hatten. Dem Dudila war ohne Scheu vor seiner Würde die



Dudila.

Nase abgehackt worden, und der Obila-Lingat trug Brandspuren. Er stand neben einer Säule, die zwischen prächtigen Ornamenten eine sich nach unten zu bewegende Schlange zeigt, zwischen der und dem Gotte sich ein grosser Vogel befindet. Das Ganze ist aus einem einzigen Stück gearbeitet.

Am 11. Juni konnte ich endlich meine aus 600 Nummern bestehende Sammlung abschliessen. Zum Katalogisiren zog ich verschiedene Eingeborne hinzu, und diese entdeckten, dass mir einige Götzenbilder fehlten. Sie gaben mir nämlich bei jedem einzelnen genau den Namen und die Bedeutung an, und ehe ich ihre Freundwilligkeit recht würdigen konnte, hatten sie dem Weat-Uanat, -Foer, -Nawal, den Ahnenbildern und ihren anderthalb hundert Genossen, noch den Walut-uer, einen Brunnengott, den Wabba, den Schützer des Kokosgartens und den We-Niffa, den Siri-Spender hinzugefügt. Eine kurze, eingehende Berathung war der Vervollständigung meines Bildervorraths vorausgegangen, und dann wurde mir versichert, jetzt wäre alles zur Stelle. Meine Ansicht, jetzt ein vollständiges Bild der Dämonologie zu besitzen, war jedoch irrig. Ich ergänzte es erst in Sjera und gewann dort den Ueberblick über die religiösen Vorstellungen, auf die ich noch zu sprechen komme.

Ich gedachte am 13. Juni in der Morgenfrühe nach Sjera zu segeln, und alles war klar zur Abreise. Die Nacht war aussergewöhnlich finster, und gegen 10 Uhr, als ich mich zur Ruhe begeben wollte, tönten schon wieder die Tanztrommeln — da — plötzlich ein wildes Geschrei, die Musik verstummte, und das Getrampel vieler Füsse näherte sich der Posthalterei. Traue einer dem Frieden in Timor-laut! Was Waffen tragen konnte, stand vor unserer Thüre; wildes Durcheinanderrufen verhinderte zunächst die Verständigung, die von uns mit gespannten Revolvern angebahnt wurde. Was war geschehen? Ein Fischer hatte, vom nächtlichen Fange zurückkehrend, hinter der Insel Bornusa, also etwa 6 englische Meilen von Ritabel entfernt, die Kriegsfahrzeuge der Leute von Maulo liegen sehen. Hätte es nicht aus Südosten gestürmt, so wäre wahrscheinlich der Ueberfall geglückt. Die Maulinesen wollten Vergeltung üben und von ihrem Standpunkte mit Recht: Neun der Ihrigen hatten das Leben in Watidal, Ridol und Ritabel in der Zeit eines halben Jahres eingebüsst, und die aufgeregte, tobende Kriegsmannschaft vor uns wusste, dass es blutige Köpfe setzen würde. Ich liess schleunigst Munition von Bord holen und meine Leute sich bewaffnen. Der Posthalter stopfte seine beiden Vogelflinten voll Schrot, fünfzig Sjeranesen, die von der Trepangfischerei zurückgekehrt waren und Station gemacht hatten, schrieen mit den andern um die Wette, und nun konnte es los gehen. Aber es ging nicht los. Die nächste Morgensonne fand nur zwei meiner Matrosen auf der Strecke; sie hatten in dem Bestreben, ihren Heldenmuth durch Palmweinzechen zu vergrössern, des Guten zu viel gethan. Meine Aufgabe war es nicht, mit wilden Völkerschaften in Händel zu gerathen, sondern ihnen die Waffen in friedlichem Austausch abzunehmen. Das war mir in Ritabel in dem Maasse geglückt, dass wahrscheinlich bei einem Gefecht Pfeilmangel eingetreten wäre. Nimmt doch ausserdem jeder Post-

dampfer so und so viel Pfeile als Reiseerinnerung mit. Als der Mittag herankam, und die gefürchteten Maulinesen bei dem noch immer herrschenden Sturme nicht erschienen, lichtete ich die Anker. Leider ohne Lootsen. Die Sjeranesen hatten für ihre Pilotendienste unerschwingliche Forderungen gestellt, und ich musste versuchen ohne ihre Beihilfe die Nordspitze von Jamdena zu umsegeln. Der Schrecken der Nacht schien übrigens längst überwunden zu sein; denn als der Wind sich in unsere Segel setzte, tanzte man schon wieder fleissig, unbekümmert um die draussen im Hinterhalt lauernde Gefahr. Um den Orang-kaja zu ehren, der sich mir nützlich erwiesen hatte, hisste ich die Flagge und gab — auf seine Bitte — zwei Salutschüsse aus meinem Gewehr ab.

Anfangs lief die Prau gut vor dem Winde, und die Verringerung des Ballastes, die in Folge des Waarenverkaufs eingetreten war, störte die Fahrt nicht. Beim Verlassen der Wallace-Strasse steigerte sich die Brise zum Sturm, und als ich das Fahrzeug nach Westen wenden wollte, um zwischen der auf einem meilenlangen Korallenriff sich brechenden See und der Nordspitze von Jamdena hindurch zu fahren, verwickelte sich das Segel beim Zusammenrollen, der Wind legte es über die Mastspitze, und die Prau drohte zu kentern. Wir holten von der Leeseite Wasser in Strömen über, dicht vor uns krachten die Wellenberge auf dem Riff zusammen, und die ganze Bemannung hockte auf der Luvseite, rief Allah an, — was sie während der ganzen Reise nicht gethan hatte, — und schloss mit dem Leben ab. Jetzt erst merkten wir, wie wenig die Steuer bei dem geringen Tiefgang des Schiffes ihre Schuldigkeit thaten, und schon gab ich die Sache verloren, da bereitete mir der Anakota eine Ueberraschung, für die ihm alle seine Unthaten vergeben seien. Mit einem Messer zwischen den Zähnen erklomm er blitzschnell den schwankenden Mast, einige Schnitte, und Segel, Rahen und Taue stürzten auf das Verdeck. Es war die höchste Zeit! Langsam richtete sich unsere Bunting-Makallo wieder auf, und nun galt es auf Tod und Leben die Pumpenschwengel zu rühren; denn sie hatte allzureichlich Wasser geschluckt, und im Schiffsraum schwamm die ganze Ladung durcheinander. Wir setzten ein kleines Segel und gelangten damit mühsam in den Schutz der Insel Lutur. Der breite Kanal zwischen ihr und Jamdena gewährte uns nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen trotz des hohen Wogenganges einen Unterschlupf.

Vier Mann brachen alsbald in unserm Einbaum auf, um zu jedem Preise einen Lootsen durch den Posthalter beschaffen zu lassen. Ein Brief an ihn sollte mein Anliegen verdeutlichen. Er war in einer eigens zu diesem Zweck erfundenen Sprache im schönsten Holländisch-deutsch-malaiisch abgefasst und erfüllte seinen Zweck. Herr Hogendorp kam am nächsten Morgen an Bord und theilte uns mit, er habe den in Ridol ankernden Orang-kaja von Sjera zu Lootsendiensten für uns bewogen. Ausschlaggebend hierfür war wohl

weniger der Hinweis auf die Unterthanenpflicht, als mein schwarzer Anzug, der dem Häuptling gespendet werden sollte. Er verleiht ihm jetzt beim Besuch von Kriegsschiffen die gewünschte, civilisirte Erscheinung, die freilich durch Ohrringe und Haartracht eine gewisse Milderung erfahren mag. Mit Hülfe dieses Mannes glückte es uns endlich, nach verschiedenen Anläufen das gefährliche Fahrwasser mit Segeln und Warpen in einem halben Tage zu überwinden. Die ganze See wimmelt hier von Klippen, die sich bis zur Insel Bornusa erstrecken; allein bei ruhigem Wetter wird es selbst grösseren Schiffen möglich sein, den Umweg um diese Insel, wenn sie nach Ritabel fahren wollen, durch Benutzung der schmalen, aber tiefen Rinne an der Nordspitze von Jamdena zu vermeiden.

Dichte Wälder schützten uns vor dem Sturme; ich liess die Anker gegen 2 Uhr Nachmittags bei der Insel Mitak fallen und das zerzauste Fahrzeug Toilette machen. Nach einer Stunde erschienen zwei Boote unseres neuen Lootsen und verhalfen uns zu genügendem Tiefgang, indem sie Trepang und Maiskolben in grösseren Mengen einluden. Ich glaubte dem Orang-kaja mich auf diese Weise erkenntlich zeigen zu sollen; denn ohne seine Hülfe hätten wir bei dem wochenlang anhaltenden, stürmischen Wehen schwerlich Sjera erblickt. Unser Boot musste ausserdem von Mitak Steine als Ballast heranholen, und ich schloss mich den Leuten an, um Karabaus zu jagen, die angeblich dort in den Urwald von Jamdena hinüberwechseln. Der Kanal, der beide Inseln trennt, ist nicht breiter, als ein Pfeilschuss und wurde gerade während meiner Pürsche von zwei Booten befahren. Sie eilten uns nach Sjera vorauf und machten Quartier. Das gesuchte Wild fand sich nicht. Weder Loosung noch Fährte verrieth, dass es in den finstern Gründen spärlicher Nahrung nachgegangen war. Wenn ein europäischer Holzschläger hier seine Axt ansetzen wollte, würde er manchen Riesen zu fällen haben; ein Wald von Eisenholz verspricht den Pioniren des Verkehrs dereinst noch unberührte Bestände zu überliefern.

Im Morgengrauen des 15. Juni setzten wir die Reise fort in der Strasse, die sich zwischen Jamdena und der nach Westen vorgelagerten Menge von Inseln und Inselchen entlang zieht und „Riedels Fahrwasser“ genannt wird. Es ist nicht leicht, sich zwischen den Klippen, Sandbänken und Meeresströmungen hindurch zu winden, wenngleich gute Landmarken, wie z. B. der Vulkan Laibobar mit seiner Zuckerhutgestalt, den Weg weisen. Es musste viel gelothet werden, und das Lothblei bohrte sich zuweilen fest in den blauen Thonboden ein, der in einer Tiefe von 10—20 Faden den Meeresgrund bildete. Es war ein Glück, dass wir nicht warpen mussten, sondern mit Kreuzen und Rudern vorwärts kamen. Vier Delphine, die kurz hintereinander an die Schleppangel anbissen, versorgten uns bis zu unserm Reiseziel mit Proviant, und am folgenden Mittag hatten wir es erreicht.

Hier fand ich alte Bekannte vor, zwei Prauen, die dem Venusberge von Luang und seinen Freuden noch rechtzeitig entflohen waren und Trepang einkauften.

Vom Fieber geschüttelt, quartierte ich mich in die Posthalterei ein. Der Beamte war in Geschäften abwesend, und sein Bruder besass nicht genug Ansehen, um mir die Kauflustigen vom Leibe zu halten: bei verschlossener Thüre stiegen sie zu den Fenstern herein und bedrängten mich. Ich wurde die Geister, die ich gerufen hatte, erst wieder los, nachdem ich meine Waaren in die Kisten hatte zurückwandern lassen. Unser Rotangvorrath ging zu Ende. Der unerlässliche Stoff zum Umschnüren und Segelbefestigen musste ergänzt werden, und die Rohrwaldungen eines benachbarten Eilandes sollten ihn uns liefern. Die Gemeinde trat zusammen zur Berathung dieser höchst wichtigen Angelegenheit. Dabei ist die Spende von Palmschnaps und Siri-Pinang die Hauptsache, und man wurde natürlich nicht einig, ob dem Fremdling der begehrte Artikel im Werthe von zwei Mark ausgehändigt werden dürfe. Die Verhandlungen des ersten Abends verliefen ergebnisslos, und erst am nächsten Tage erhielten meine Leute die Erlaubniss Rohr zu schneiden, nicht ohne dass ich schliesslich ein Stück blaues Baumwollenzeug, das an Ort und Stelle einen Werth von 10 Gulden hatte, abgeben musste.

Das Dorf Sjera hat einen untern Theil, der am Ufer liegt, und einen oberen, der sich auf einer Hochebene etwa 10 Meter über dem Meeresspiegel entlang zieht; ein Fussweg führt im Zickzack hinauf und leitet zu einem braunrothen Opferstein am Dorfeingange. Er ist 5 Fuss lang und 4 Fuss breit, beinahe oval, mit ausgezackten Rändern und ruht auf kleineren Blöcken. An andern Stellen vor den Häusern und in den Nachbardörfern stiess ich auf dreieckige Opferplatten. Der erst erwähnte Stein war mit Siri-Pinang und Fruchthäufchen bedeckt. Neben ihm war ein junger, lebender Hahn bei den Beinen aufgehängt, einem qualvollen Tode geweiht. Mein Angebot, das arme Thier loszukaufen, erfuhr eine hartnäckige Zurückweisung. Dicht neben der Opferstätte wuchs ein Pinangbaum. Ein Matakau in Fischgestalt war zu seinem Schutze bestimmt. Im Innern des Orts standen zwischen den Häuserreihen Bilder von Götzen. Zwei davon wurden mir als Gemeinde-eigenthum bezeichnet und waren unverkäuflich. Die Steine verweisen auf die westlichen Inseln, wo, wie z. B. auf Luang, auf derartigen Unterlagen geopfert wird. Dies erklärt sich aus der Einwanderung, die von Westen her über Babar stattgefunden hat. Auch dort hat Herr Kühn Opferplatten angetroffen, und Leute von Dawalor waren zu meiner Zeit mit einem Götzen Wet-Watu herübergekommen, einem Stein, der Aehnlichkeit mit einem Thier-körper besitzt. Man thut gut, bei der Uebertragung religiöser Gebräuche sich zu vergegenwärtigen, wie sehr solche dort von der Windrichtung abhängig ist. Von Luang kann man bequem mit dem Westmonsun in zwei

Tagen nach Sjera gelangen. Das Bild des Inkelu, eines Götzen, der das Haus vor Brand und Dieben bewahrt und den saumseligen Schuldner zur Zahlung anspornt, ist von Luang eingeführt. Eine Luangesische Einwanderin Inkela hat dem Idol den Namen gegeben.

Bei dem Dorfe Temin, dem Oberdorf von Sjera, befindet sich ein tiefer Brunnen, ein cyklopisches Werk, wohl 30 Fuss in den Korallenboden hineingearbeitet. Der kreisrunde Schlund von 10 Fuss Durchmesser soll der Sitz böser Geister sein und wird ängstlich gemieden. Wahrscheinlich ist er in früheren Zeiten von makassarischen Kaufleuten angelegt, die der Fieberplage durch gutes Trinkwasser entgehen wollten. Von meinen Erlebnissen ist nicht viel zu berichten. Ich lebte in einem beständigen Kampf mit der Zudringlichkeit der Eingeborenen, die mich Tag und Nacht beunruhigten. Wollte ich ihnen und ihren Kaufanerbietungen entgehen, so musste ich hinaus in die Einöde und Jagdstreifzüge unternehmen, was bei dem stürmischen Wetter kein Vergnügen war. Zudem ermangelte die flache Landschaft jeglichen Reizes. Dürftige Felder mit schlechtem Sandboden, weite Flächen mit Dornengestrüpp und niedrigem Buschwerk, unterbrochen von kleinen Gehölzen, ermüdeten das Auge. Das, was mir werthvoll erschien, konnte mir nicht abgegeben werden: gewisse Muschelarmbänder und eine grosse Trommel, bei Kriegen und Festen in Gebrauch, waren unveräusserlich. Sonst war so ziemlich alles käuflich und selbst nächtlicher Weile bethätigte sich der Handelssinn, indem wie in einem Taubenschlag ein rastloses Kommen und Gehen stattfand. Ich konnte eben so wenig schlafen wie der Posthalter, Herr Westplat, der am 20. Juni von Olilet, einem Dorfe an der Ostküste Jamdenas, zurückkehrte. Er hatte dort schlaflose Nächte durchgemacht und gerieth nun hier in den Trubel hinein. Die auf der Spitze eines 400 Fuss hohen Hügels belegene Ortschaft war durch ihre Lage dem Walten des Windes preisgegeben, und die Häuser schwankten Tag und Nacht hin und her: für Wiegenkinder recht erfreulich, für einen müden Mann nervenzerüttend.

Die Eintönigkeit dieser Tage wurde wenigstens durch eine Abwechselung unterbrochen. Ich bemühte mich eben den aus Staub, Insecten und Tinte bestehenden Brei zu Schriftzügen in meinem Tagebuche auseinander zu ziehen, angegafft und bewundert von meinen unermüdlichen Verfolgern, da gab es jählings ein Krachen in einer offenen Steingutkiste, und die Scherben flogen uns um die Ohren. Eine Kokosnuss hatte das Hausdach durchschlagen und den Inhalt der Kiste in einen Trümmerhaufen verwandelt. Alles stürzte vor die Thüre. Hoch oben in einer der Palmen, deren Kronen sich über das Haus neigten, hatte ein Mann Nüsse gepflückt und aus Versehen eine als Wurfgeschoss hinabgesandt. Er musste fast eben so schnell, wie die edle Südfrucht den Boden erreicht haben und wurde als harmloser Zuschauer zwischen den Umstehenden aufgespürt. Nach dem ungeschriebenen Rechte

von Sjera hätte ich wie nach den Zwölf-Tafel-Gesetzen des alten Roms den Uebelthäter als Sklaven beanspruchen dürfen; denn der angerichtete Schaden war so bedeutend, dass er von meinem unfreiwilligen Schuldner schwerlich aus eigenen Mitteln gedeckt werden konnte.

Nun hatte ich genug und schloss endgiltig Kisten und Kasten. Zwei davon übergab ich dem Posthalter zur Weiterbeförderung; sie enthielten über 900 Gegenstände, die ein ziemlich reichhaltiges Bild des interessanten Volkes der Nord- und Westküste von Timor-laut gaben, und doch mag es unvollständig sein; denn die von mir besuchten Gegenden haben sicherlich manches von ihrer Ursprünglichkeit eingebüsst in Folge des Dampferverkehrs. An der Ostküste hingegen sollen nach Aussagen der Leute von Olilet, die den Posthalter begleitet hatten und meine Erwerbungen musterten, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs mannigfacher und sorgfältiger gearbeitet sein, was auch Herr Westplat bezeugte. In den dreissiger Jahren des Jahrhunderts war Owen Stanley mit einem englischen Kriegsschiffe dort gewesen; seitdem hat kein Forscher mehr das Gebiet betreten.

Ich habe oben schon den Tanz- und Kriegsschmuck beschrieben und will nun den ethnographischen Stoff näher behandeln. Bei der Streitbarkeit des Volkes haben die Feuerstein- und Percussionsgewehre sich rasch verbreitet, doch nicht in dem Maasse, dass sie die alten Waffen verdrängt haben. Keine Insel hat einen ähnlichen Reichthum an Pfeilformen. Pfeil und Bogen sind grösser als auf allen andern Inseln und sauberer gearbeitet. Ich habe zwölf verschiedene Arten von Kriegspfeilen erworben, mit Eisen-, Holz- und Knochenspitzen. Letztere beide Arten sind in den Pfeilschaft lose hineingesteckt und hinter dem Blatt mit Widerhaken versehen. Auch sind ganz glatte Spitzen im Gebrauch. Die Eisenspitzen haben gleichfalls zuweilen Widerhaken. Besonders breite Eisenblätter sind durchlocht, um den Flug zu erleichtern. Zuweilen wird auch der hornige mit kleinen scharfen Zähnen dicht besetzte Stachel vom Schwanze des Stachelrochen als Pfeilspitze benutzt. Die sechs bis sieben Fuss langen Bogen sind zur Erhöhung ihrer Schnellkraft mit Garn umwickelt und schwarz gefärbt. Die acht Fuss langen Stichlanzen haben Blätter von Bambus, Eisen, Messing und Kupfer, und der mehrere Zoll von der Spitze angebrachte, weit abstehende Dorn hat den Zweck, das zu tiefe Eindringen in den Körper zu verhindern, damit der Kämpfer durch das Festhaften der Waffe nicht wehrlos wird. Der aus Celebes eingeführte Klewang hängt an der linken Seite, an einem Leder- oder Tuchgurt, der mit Kaurimuscheln verziert ist. Der Griff von Ebenholz und die hölzerne Scheide sind ornamentirt, und die Verzierungen treten durch die Einreibung von Kalkstaub hervor. Die Schilde scheinen seit Forbes' Anwesenheit auf Larat und Sjera verschwunden zu sein. Er erwähnt mit Menschenhaar besetzte

Schilde als allgemein üblich: mir kam nur ein einziges Stück zu Gesicht, fast mannshoch und fussbreit, aus Holz (millia).

Die Trutzwaffe ist verdrängt vom Panzer (oba), einem gebogenen Stück Büffelleder, das auf der Brust vermittelst Oesen und einem hindurch gesteckten Stabe geschlossen wird und auf den Hüften ruht. Ausbuchtungen sind unter den Achselhöhlungen vorhanden, und ein Schirm von zwei Fuss Höhe deckt Schulterblätter, Nacken und Hinterhaupt. Das ganze ist aus einem Stück Haut geschnitten und reicht vorne bis über die Brustwarzen. Auf der Rückenseite befinden sich zwei Oesen, die einen gebogenen, weit abstehenden Stab festhalten. Er endet in einem Hahnenkopf und ist mit Federn besteckt. Bei Waldgefechten dürfte der Zierath seinem Träger ziemlich hinderlich sein. Um das Durchscheuern zu verhüten legt man unter der harten Rüstung eine ärmellose Jacke von Baumbast an. Der Schamgurt ist buntgewirkt und läuft in Franzen von Coixfrüchten aus. Wer ein Gewehr führt, trägt an einem Gehänge aus Leinwand oder Leder die zierlich mit Perlen und Muscheln besticke Munitionstasche, eine Art Köfferchen mit mehreren Abtheilungen, nebst einem geflochtenen Rohrbehälter mit Stoff zum Gewehrreinigen. Bei Streifzügen im Kriege und Frieden fehlt nie der Medizinsack. Dem Character des Volkes gemäss geht niemand ungerüstet über Land, auch wenn es sich nur um Besuche handelt. Bei diesen ruht der kindskopfgrosse Beutel vorne auf der Brust; im Kriege erhält er seinen Platz unterhalb des Panzers über dem Gesäss. Die Kriegsmedizin besteht aus einem oder mehreren zusammengebundenen, hölzernen Ahnenbildchen (walut), kleinen Steinbeilen (dudung-nifan = Blitz-zahn), Wurzeln, Opferresten, Versteinerungen und Halswirbeln (nit-botan.). Letztere rühren von Vorfahren her und sind mit rothen Zeugstreifen umwickelt. Ich habe ausser den kleinen Beilen, auch grössere Steinäxte, im Ganzen 45 Stück, aufgekauft, Ueberbleibsel aus einer Zeit, von der das heutige Geschlecht nichts mehr ahnt. Wie der Name dudung-nifa = Blitz-zahn zeigt, herrscht auch hier die Vorstellung, dass die Steine vom Himmel herabgefallen seien. In Anbetracht der Mühseligkeit ihrer Herstellung müssen sie allerdings dem faulen Timor-lautesen, der den Kampf ums Dasein unter den mildesten Bedingungen führt, wie ein Wunder des Himmels erscheinen. Die Energie der alten Steinzeitmänner ist in Lust zum Fabuliren umgesetzt, und sie ergeht sich mit dem Schnitzmesser in dem gefügigeren Holz.

Wirksamer als die Kriegsmedizin dürften die gleichfalls mit Hülfe des Messers hergestellten Fussangeln (ba-a) sein. Eine grössere Anzahl haarscharfer, messerähnlicher Bambussplittter von verschiedener Grösse werden in ein Brett von weichem Holz festgekeilt, sodass eine Art schräger Egge entsteht. Die kürzeren Splitter befinden sich auf der Seite, von woher der Angriff erwartet wird. Um sich vor nächtlichen Ueberfällen zu schützen,

wird die ganze Umgebung des Ortes mit den gefährlichen Schutzmitteln gespickt und vor dem Späherauge durch losen Sand, Blätter und Lianen verborgen. Wehe dem Unglücklichen, der darauf tritt. Er stürzt und spiesst sich im Falle auf. Blos die Fusswege zum Brunnen und nach den Feldern werden tagsüber von den Fussangeln befreit, und sie ohne Führer zu vermeiden, ist ebenso schwierig, wie den Selbstschüssen für Wild zu entgehen. Sie finden sich überall in Feld und Wald und unterscheiden sich nicht von den schon beschriebenen, die ich zuerst in Key sah; selbst den Mäusen stellt man mit dem Selbstschuss nach. Er hat die Gestalt einer Armbrust. Nur kann der mit Widerhaken versehene Bolzen nicht der offenen Rinne entfliegen, weil sie in eine geschlossene Kammer endigt. Der Köder wird vor den Pfeil gelegt und ist durch einen Draht mit dem Abzug verbunden. Zerrt die Maus daran, so wird sie von dem losschnellenden Bolzen durchbohrt. Die geschlossene Kammer, in der das Thier festgespiesst wird, ermöglicht die Aufstellung der Falle auch in bewohnten Räumen.




Kinderspielzeug (tanzende Puppen).

Dieser Fangvorrichtung sieht die Armbrust der Kinder zum Verwechseln ähnlich. Die Bolzenrinne besteht aus einem geschlossenen Bambusrohr, das seitlich für die Sehne aufgeschlitzt ist. Die kleinen Schützen üben sich fleissig in gewissen Monaten im Schiessen, bis, wie bei unsern Kindern, ein anderes Spiel an die Reihe kommt, z. B. mit Bootmodellen, die zuweilen so gross sind, dass sie einen Jungen tragen können. Wie bei uns zu Haus wird viel mit Puppen gespielt. Ein tanzender Mann (tabar) und eine tanzende Frau (sumar), ein Krieger (rot-trihi) und zwei andere Puppen (sagar-gossu-gol) wurden dem braunen Völkchen von mir entfremdet. Beliebt ist auch das Auffangen eines glatten Knochens (awinga), der, zwischen die grosse, mit einem Messingring geschmückte und die zweite Zehe gesteckt und emporgeschleudert, mit den Händen gehascht wird. Die Väter zeigen grosse Liebe zu ihren Sprösslingen, richten ihnen das Spielzeug her und greifen wohl auch leitend und ordnend in die kindlichen Vergnügungen ein und lehren die Knaben ihre Geschosse auf jagdbare Thiere richten. Die Jagdpfeile haben Knochen- und

breite Bambusspitzen; die für Vogeljagd sind vier- und fünfspitzig. Der fliegende Hund, der unserm Hasen an Geschmack nahe kommt, wird mit einem besondern Pfeile erlegt. Ein hölzerner Widerhaken soll die Verblutung beschleunigen. In Larat ist dies Wild in Folge eifriger Nachstellungen ziemlich selten geworden. Die Bogen für Jagd und Fischfang sind aus Bambus und leichter als die Kriegswaffe. Die Fischpfeile haben entweder eine glatte, lange Eisenspitze mit Widerhaken oder mehrere glatte Holzspitzen. In der Regel wird die Fischerei vom Boote aus betrieben, zuweilen mit dem vielspitzigen Wurfspeer. Oft wird mit der Schleppangel während des Kreuzens gefischt, seltener mit der Reuse, und die betäubenden Wurzeln gelangen auch hier im seichten Wasser zur Anwendung. Von dem ersten, in der Reuse gefangenen Fische (obrian) wird Schwanz nnd Flosse im Hause aufbewahrt. Von geringer Bedeutung ist die Ausbeute an Perlmutter, reicher die an Trepang. Die Holothurie aus den Bänken von Larat ist wegen ihres Sandgehaltes nicht so geschätzt wie die von Sjera. Hierbei offenbart sich die Fertigkeit der Leute im Tauchen. Wenn die Seegurke auch blos 2—4 Faden tief gedeiht, so erfordert ihr Aufreihen auf dem Meeresboden immerhin eine bedeutende Lungenkraft. Der Fischer taucht auf den Trepanggrund hinab und fädelt dort auf seine zugespitzte Rotangleine soviel der hilflosen, schwerbeweglichen Geschöpfe auf, als er vermag. Ein Querholz am andern Ende der Schnur verhindert das Herabgleiten der Beute. Ein anderes Verfahren ist das Harpuniren vom Boote aus und bei niedrigem Wasser das Herausfischen mit Hamen. Die Inselbewohner selbst verzichten auf das Genussmittel. Es wird über Makassar nach China ausgeführt. Dagegen gilt mit Recht die Schildkröte als Leckerbissen. Sie steht hoch im Preise, wozu das schöne, gelb und braun gefleckte Schildpat ebenso beiträgt, wie der Brauch, das schmackhafte Fleisch als Festspeise aufzutischen. Wochenlang werden die armen Gefangenen von den gefühllosen Eingeborenen aufbewahrt, indem in die durch den Harpunenstoss erzeugte Wunde ein Querholz gesteckt und das Thier, so in einer Bucht verankert wird. Zwei Arten, die Suppenschildkröte (Chelone viridis) und die Karettschildkröte (Chelone imbricata Schw.), werden hauptsächlich gejagt. Wer zu diesem Fang auszieht, bereitet sich darauf besonders vor. Unter jedem Hause hängen die Schädel früher erlegter Schildkröten, bis sie herabfallen. An den der zuletzt getödteten tritt der Fischer vor der Abfahrt heran, steckt ihm Siri-Pinang zwischen die Kiefer und fordert den Geist des Thieres auf, die Verwandten im Meere herbeizuführen. Ist er dem Ansinnen nachgekommen und ein harpunirtes Reptil ins Boot gezogen worden, so beeilt sich der glückliche Fänger, aus seiner geweihten Kalkdose dem Thiere Kalkstaub in die Augen zu blasen, damit es seinen Peiniger nicht erkennen kann, und um es zu versöhnen, spuckt er ihm alsdann frischen Siri-Pinangsaft in das Maul. Hierin gibt sich ein reger, naiver Naturglaube

zu erkennen, und eben so naiv ist das Singen der Fischer, das ich in Sjera hörte, womit sie die Fische aufforderten, ihren gefangenen Genossen zu folgen. Mit der Anrufung der Geister der Schildkröten ist es übrigens nicht gethan; der Gott Nitu-Wiwit wird gleichfalls um Beistand angefleht, und kein Fischer wird zur See gehen, ohne einen vierkantigen, geflochtenen Medizinsack (luw-nitu) mitzunehmen, der ausser der schon erwähnten Kalkdose: versteinerte Muscheln, Siri-Pinang und Ahnenbilder enthält. — Zur hohen Jagd des Meeres gehört die Seekuh (kili-boban). Dieselbe Harpune wie beim Schildkrötenfang wird auf die trägen Sirenen geschleudert, wenn sie, im flachen Wasser sich sonnend, von den flinken Kähnen von der See abgeschnitten werden. Ich habe schon an anderer Stelle beschrieben, dass sich die Harpunenspitze nach einem Treffer von der Wurfstange löst, und dass diese an einer Leine hinter dem Wilde herschwimmt. Die Genickwirbel und die Zähne des Dugong sind für Armbänder sehr beliebt. Der breite Wirbelkörper wird stets zu einem Menschengesicht ausgearbeitet.

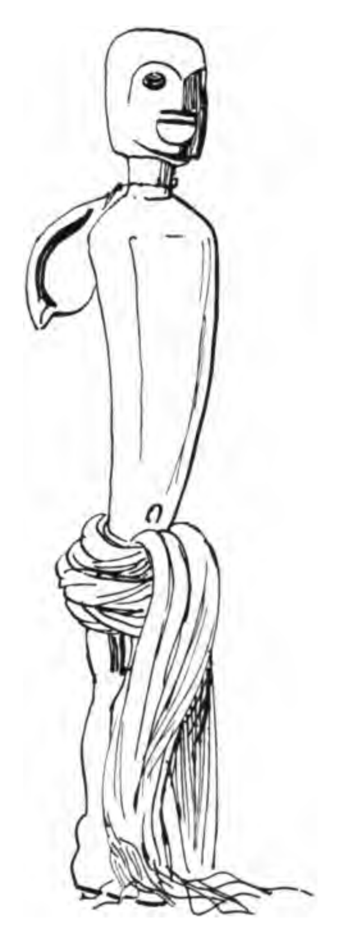
Zum Schlusse wende ich mich den religiösen Vorstellungen zu, soweit ich sie in Larat und Sjera kennen lernte.

Bei der Beschreibung des Hausinnern that ich schon der Ahnenbildnisse Erwähnung. Sie heissen Walut oder seltener Kokoa und stellen Vorväter dar, die den Insassen noch bekannt sind. Die Verehrung der Walut und ihre Verwendung bei allen wichtigen Anlässen ist dieselbe wie überall im Archipel. Auf den andern Inseln kann man im allgemeinen einen bestimmten Typus für die Ahnenbilder feststellen. Das ist für die Timor-laut-Gruppe nicht möglich. Die Grösse der aus Holz oder Sandstein hergestellten Figuren schwankt zwischen einem Fuss und zwei Zoll. Roh gearbeitet bestehen sie theils in einem Stäbchen mit einem Menschenkopf, theils sind die Körper bis auf die Füsse dargestellt, stehend oder hockend. Einzelne halten zwischen den auf der Brust zusammengelegten Händen Becher. Die Personennamen der Ahnen verschwieg man mir. Schon auf Key haben wir die Verwandtschaft zwischen den Vorvätern und den Matakaus feststellen können. Letztere führen die Bezeichnung Wet, die in Sjera mit verschwindenden Ausnahmen vor den Namen eines jeden Matakaus oder anderen Bildnisses gesetzt wird. Ich erwähnte oben den Wet-Inkelu (auch Jangelu). Obwohl Matakau trägt der Götze noch den Familiennamen einer von Luang eingewanderten Frau, ist also ein Beleg dafür, dass die Grenze zwischen Matakau und Ahnenbildniss nicht scharf gezogen ist. Nach Riedel wird Wet-Inkelu als Windgottheit in Olilet verehrt, was gleichfalls auf die Einwanderung über See zu deuten scheint. Das Bildniss wurde mir von meinen Erklärern als das des zauberkräftigsten aller Wets bezeichnet. Der Zusammenhang zwischen Matakau und Ahnen erhellt ferner aus ihrem Aussehen; Bilder von Karabau, Maus, Schlange, Krokodil werden ebenso durch

Wet als Matakau gekennzeichnet, wie die drei bis vier Fuss hohen Pfähle mit Menschengesichtern und die eben so grossen, vollständig ausgebildeten Männerkörper. Die Kunstfertigkeit scheint bei der Herstellung dieser Figuren noch mehr ausser Acht gelassen zu werden, als wie bei den kleinen Ahnenbildern, und von einem bestimmten Typus für irgend einen Gott ist kaum die Rede. Die Hermen desselben Götzen haben oft ein ganz verschiedenes Aussehen, und nur der Eingeborene vermag sich, unterstützt durch die Kenntniss des Aufstellungsortes und des Verfertigers, in diesem Göttergewimmel zurechtzufinden. Das erste beste Stück weichen Holzes wird zu einem Idol in kürzester Frist umgestaltet, und, wenn es unter dem Einflusse der Witterung zu verfallen beginnt, entsteht ein anderes an seiner Statt, ohne dass der Bildner sich sonderlich den Kopf über die Aehnlichkeit des neuen Stücks mit dem alten zerbricht.

In Larat findet sich die Bezeichnung Wet nicht durchgängig. Blos mundartlich verschieden davon ist We oder Weat. Daneben werden die Matakaus ausser mit ihrem jeweiligen Sondernamen mit den Vorbezeichnungen Ob, Obila, Nit, Nitu und Ngengan versehen. Zur Erläuterung des letzteren Wortes bemerke ich, das ngen kultivirtes Feld bedeutet, ngengan seinen Schützer, eine Bezeichnung die auch selbständig gebraucht wird und zwar für kleine menschliche Figuren. Analog wie der Zusatz Wet zu Inkelu wird Ngengan mit i-an (Fisch), wreki (Eidechse), neffo (Schlange) verbunden, sodass z. B. Ngengan-I-an bedeutet: Feldhüter Fisch. Man theilt diese Dämonen am einfachsten ein in solche, die Schutz gegen Böses gewähren, und in solche die Gutes bewirken sollen. Zu ersterer Art gehören diejenigen, die den Begriff der Abwehr, der mit einem Matakau verbunden wird, am deutlichsten zum Ausdruck bringen; in erster Linie die als Feldhüter aufgestellten Idole. Das Hauptnahrungsmittel Mais wird behütet von dem Weat-Uanat, einem in einen plump geschnitzten Menschenkopf auslaufenden Pfahl; zu gleichem Zweck dienen die oben erwähnten Ngengan. In den 16 von mir erworbenen Steinfiguren von hohem Alter kann ich eben so wie in 18 Holzpüppchen von einem halben Fuss Grösse nur ausrangirte Ahnenbilder erkennen. Letztere wurden mir als Obila-Wanat (Ob-Wanat) Schützer der Reisfelder bezeichnet. Die Holzbilder eines Fisches, einer Schlange und einer Eidechse (N'gengan-I-an; N'g.-Neffo, N'g.-Wreki), echte Matakaus, finden sich gleichfalls auf den Maisfeldern. Nur ein Obila-Wanat war aus Stein etwa einen Fuss hoch. Die Pisangbäume unterstehen dem Schutze des Weat-Isoa. Dem We-Niffa einer hölzernen Schlange, dem Wet-Karba (Büffel) und Wet-Leiali (Maus) wird die Bewachung der Siri- und Pinangbäume anvertraut. Erstere Baumart wird auch besonders von den Wet-Inan (roh gearbeitete Hermen, die auf dem Kopf die Nachbildung einer langgestielten Knospe oder zusammengebundene Reiser tragen) geschützt, während die Kokosbäume im Wet-Nor

(hermenartigen Figuren, die durchweg zugespitzte Köpfe haben und roth und schwarz gestreift sind), und die Brodfrüchte im Wet-Ulur (einer hölzernen Schlange) ihren Hüter haben. Die gleiche Rolle war einigen echten Ahnenbildern zuertheilt — d. h. solchen, deren Name dem lebenden Geschlechte nicht entschwunden ist — Walut-tang-wär, kleinen Holzfiguren, die in den Bäumen aufgehängt werden. Die Fruchtbäume im allgemeinen schirmen der



Obila-Wanat.

Wet-Otan (ein roth punktirter Holzfisch von Fusslänge mit Rückenflossen aus Palmblatt), der Wet-Awea, ein Krokodil, das einen Mann im Rachen hält und der Wet-Lako eine Schleichkatze (Viverre), deren geschabter Unterkiefer den Schlangenbiss heilen soll; die Feldfrüchte, ohne nähere Bestimmung für eine besondere Art, schützt der Wet-Gnedi (ein Klumpen Palmfasern in einen umwickelten Zopf auslaufend), der den Dieben einen geschwollenen Leib verschafft, der Wet-Watu, der schon angeführte, aus

Dawalor eingewanderte, eigenthümlich geformte Stein, der einem Thierkörper ähnlich sieht, und der aus einem Pfahl mit Menschengesicht bestehende Wet-Wuli, der am Halse zwei Muscheln trägt, um anzudeuten, dass dem Diebe eine Halskrankheit droht. Die verlassenen Feldhäuser hütet der Nit-Naugan und die Kaufmannsgüter der Wet-Wina, eine bemalte Muschel.

Der Obila-Loat (Holzherme mit einer Ovulamuschel um den Hals) pflegt am Ufer in der Nähe der Reusen aufgestellt zu werden, um den Fang zu begünstigen, und aus demselben Grunde werden die hölzernen Figürchen, Nitu-Wiwit, wie schon angegeben, in dem Opfersack mit aufs Meer genommen. Auf längeren Seereisen begleitet der Ob-Ra (ra = Prau), das Schiff oder der Wet-Wiling, ein hölzerner Hahn, mit dem Steuerruder verbunden, ein Schutzgeist, dem wir bereits auf Key begegnet sind.



Ahnenbild als Mastspitze.

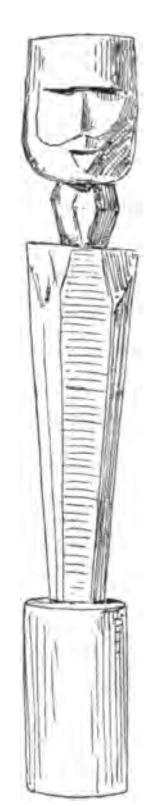
Bei derartigen Fahrten darf auch der Jain-Obal nicht fehlen, ein hölzerner Hund, der als Wächter und Pfadfinder auf dem Vordertheil des Fahrzeuges aufgestellt wird. Wer nicht fleissig dem Wet-Woea (einem hölzernen Krokodil) opfert, geht beim Baden oder bei Seefahrten durch dies Thier zu Grunde; denn der Geist der Vorväter wohnt in ihm. Der Nit-Snara, eine auf einer Holzsäule sitzende Puppe sorgt für das richtige Zielen des Selbstschusses für Wildschweine. Snara ist ein Maass für Feldfrüchte und gibt hier zugleich das richtige Maass für das Zielen an.

Als Schirmer des beweglichen Eigenthums verehrt man den Mattau-Telu (den Dreiäugigen), einen Pfahl, dessen Gesicht drei Augen aus glänzenden Muschelscherben beleben, den Wet-Suruk von derselben Bildung, mit einem

Klewang um den Hals und den Weh-Jaffo, der das Haus des Diebes einäschert und das Haus, neben dem er steht, vor Feuersgefahr behütet. Der Wallut-Uer. eine Herme mit daran gehängtem Kürbis giebt dem Brunnen Wasser, und der Nit-Verlore, eine steinerne, sitzende Mannsfigur mit vorgestreckter, linker Hand, wird beim Metallguss neben den Schmelztiegel (üran) von Sandstein aufgestellt.



Weh-Jaffo (von Sjera).



We-Jaffu (von Timor-laut).
Höhe 59,5 cm.

Vergl. F. W. K. Müller: Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 30. April 1892.

Im Hause aufgestellt fand ich den Wet-Nawal (Herme), der über die Aufrechterhaltung alter Sitten und Gebräuche wacht und den lässig Opfernden mit Siechthum heimsucht, und den Nitu-Tawi, der die Köpfe der Vorväter schützen soll. Er wird in ganzer Figur, bald mit untergeschlagenen Beinen sitzend oder stehend, mit stark nach vorn gekrümmten Knieen dargestellt und hält einen Becher auf der Brust. Nach meinen Erfahrungen ist der Nitu-Tawi ziemlich unzuverlässig.

Auch in das Seelenleben greifen einige Dämonen ein. Der Weat-Foer verhängt und heilt den Wahnsinn; er besteht aus einer Gruppe von drei

Hermen, deren mittelste, grösste einen Fuss hoch ist. Der Trang-Rooka (eine vier Fuss hohe Herme mit einer Ruthe um den Leib) hat die Pflicht, die Familienmitglieder vor der Wuth eines Trunkenen zu retten und diesen durch eine Tracht Prügel zu ernüchtern — das Vorhandensein dieser wohlthätigen Gottheit ist immerhin für die Sitten eines Trinkervolkes bezeichnend, ebenso wie für seinen gewaltthätigen Sinn die Anrufung des Obila-Jahar, des Rachegottes. Wer bestohlen, beraubt, betrogen worden ist, schnitzt sich aus Holz die Herme des Obila-Jahar, opfert ihm und verschafft sich unter seinem Schutze die entsprechende Genugthuung, indem er der ersten besten Person Schweine, Hühner, Feldfrüchte, kurz alles, wessen er habhaft werden kann, wegnimmt. Dem so Geschädigten erwächst nun seinerseits die Pflicht, den schuldigen Urheber dieses Faustrechts aufzuspüren und kann oder will er es nicht, so müssen seine Verwandten oder die Gemeinde für den Schaden aufkommen. Zwistigkeiten dieser Art führen oft zu Kriegen. Die Sitte ist unzweifelhaft von Herrn Kühn auch in West-Neu-Guinea beobachtet worden. Neben den im Hause aufbewahrten Waluts werden auch vor dem Hause zuweilen Ahnenbilder aufgepflanzt. So stand vor der Behausung des Orang-kaja von Temin der Wet-Oê, der mir als Ahne bezeichnet wurde. Wir haben schon einen andern Haushüter in dem Obila-Lingat kennen lernen, der auf Sjera Wet-Lingat genannt wird. Nach dem Grade der Verehrung zu urtheilen, ist er der Lieblingsgott der Bevölkerung, der Schützer des Gemeindehauses (lingat), und wie wir bereits bemerkt haben, zugleich eine Art Bacchus.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass hier alle Naturkräfte in den Dienst besonderer Gottheiten gestellt erscheinen; denn mit der von mir gegebenen Liste ist ihre Zahl wie Riedel erweist, noch keineswegs erschöpft. Der Polytheismus läuft auch hier in den Cultus eines Hauptgottes aus, des Dudila, dem wir als Dudil schon in Wod-der begegneten. Dudila oder Duadila ist nach Riedel zusammengesetzt aus duad Herr und ila gross. Damit stimmen die mir von den Eingeborenen gemachten Angaben überein; wonach Dudila ihr grösster Gott ist, dem alle übrigen unterthan sind. Er ist aber keineswegs localer Beziehungen entkleidet; denn jedes Dorf verehrt seinen ihm eigenthümlichen Dudila. So hiess der in Sjera „Dudila-Sjera-blawat“, d. h. „Grosser Herr über das ganze Sjera“. Damit ist ausgedrückt, dass die fünf Ortschaften der Insel seinem Schutze anbefohlen sind. Er vertritt also die Stelle des Dorfheiligen und wird im Kriege von den Siegern nicht glimpflicher behandelt, als andere Ahnenbilder. Der Dudila aus Watidal ist mit Klewanghieben verstümmelt worden, als das Dorf im Anfang der achtziger Jahre von den Kaleobaren gestürmt wurde, wie ich schon erzählte. Würde der Dudila als eine im Weltall thronende, die Erde beherrschende Gottheit angesehen werden, so würde man sich schwerlich an ihm vergreifen.

Ich verweise blos auf den Sonnencultus in Kissar und auf die dort zu Tage tretende Scheu vor dem Opolere und den Purkafahnen. Obwohl das Dorf Lekioto von seinen Bewohnern verlassen war, fiel es doch keinem der benachbarten, feindlich gesinnten Oiratesen ein, die Häuser zu zerstören. Sie waren durch die in ihnen aufbewahrten Heiligthümer geweiht.

Der Dudila ist nichts weiter als ein Urahn, der wie auf den meisten Inseln vom Himmel herabgestiegen ist und als Stammvater eines bestimmten Geschlechtes in jedem Dorfe angesehen wird.

Zum Schlusse habe ich noch einige Worte über das hölzerne Modell einer halbmondförmigen Goldscheibe (massa-boô) zu sagen. Sie wird bei religiösen Festen auf der Brust getragen und erinnert an den in Relief geschnitzten Halsschmuck der Purkafiguren von Letti. Massa heisst Gold, und Boô ist der Name einer nach Riedel von Norden eingewanderten Stammmutter. Immerhin will ich die auffallende Aehnlichkeit dieser Halszierathe, die auch auf den Oster-Inseln in fast derselben Form vorkommen, nicht unerwähnt lassen.

Am 21. Juni Abends schloss ich meine Thätigkeit auf Sjera ab und suchte am folgenden Morgen nach Dammar zu segeln.



Timor.

(Die Insel liegt zwischen 123° 17′ und 127° 20′ ö. L. Gr. und zwischen 98° 22′ und 100° 21′ südl. Br.)

Sobald wir das schützende Jamdena verlassen und die freie Banda-See erreicht hatten, begrüsste uns ungestümer Wogenschlag, das Ergebniss der nach Osten gerichteten und mit dem starken Ostmonsun ankämpfenden Strömung. Bei klarem Wetter hatten wir flotte Fahrt, und die Prau sauste wie besessen über die weissen Kämme der grünen Wellenberge dahin. Wir verloren, obwohl wir nur ein kleines Mattensegel gesetzt hatten, binnen wenigen Stunden das Land aus den Augen, und die Mannschaften begann wahre Orgien der Seekrankheit zu feiern.

Der Anakota und der Koch verschwanden irgendwo im Dunkel zwischen den Waarenballen, und die Verpflegung hörte von Stund an auf. Der Sturm und die Brandung hätten ohnehin das Anzünden von Feuer vereitelt, und ich habe erst achtundvierzig Stunden später einen Schluck warmen Kaffee zu mir nehmen können und bis dahin von Schiffszwieback gelebt. Jeder Bissen musste erst sorgfältig durch Klopfen von kleinen, schwarzen Käfern befreit werden, die sich zu hunderten und aber hunderten in dem harten Gebäck einkasernirt und ihm einen fatalen Beigeschmack gegeben hatten. Sonst liess sich die Sache nicht übel an, und ich war mit dem schnellen Fortgang der Reise wohl zufrieden, zumal der Steuermann und der Bungawa seefest auf ihren Posten ausharrten. Mit Anbruch der Dunkelheit konnte ich mein Glas auf Dawalor richten, und rasch entschwanden uns die Lichter am Ufer. Nach Mitternacht erkannte ich in einer hohen Felspyramide die Insel Dai, und nun geriethen wir in eine Periode unangenehmer Ueberraschungen hinein. Ein wüthender Regenschauer überfiel uns. Bei dem Versuche, eine

südlichere Richtung einzuschlagen, zerbrach die Rahe, und das Segel zerriss. Bis es mir gelungen war, meine Leute, mehr todt als lebendig, auf das Deck zu zerren und ein ganz kleines Segel aufzuhissen, trieb die Prau vor dem Winde. Nach einigen Stunden war auch dieser elende Lappen gänzlich zerfetzt, und nun war ich wieder gezwungen, die Mannschaft zum Segelflicken anzuhalten.

Die armen Kerle! Die von Neptunsopfern fortwährend unterbrochene Arbeit schritt unsäglich langsam vorwärts, und inzwischen entwickelte die Prau eine bisher nicht an ihr beobachtete Eigenthümlichkeit. Sie war augenscheinlich einem derartigen Seegang nicht gewachsen, und der abwechselnde Widerstand, den bald das eine oder das andere seitliche Steuerruder dem Wasser entgegensetzte, lockerte allmählich die Seitenwandungen. Da sie nicht mit Querbalken versehen waren, offenbarten sie eine bedrohliche Neigung auseinanderzufallen. Jetzt musste schnell Rath geschafft werden, und da bemerkte ich wieder einmal, welch herrlichen Stoff die Natur in den Tropen fertig zum Gebrauch in dem Rotang liefert. Ein langes Rotangseil wurde unter den Kiel geführt, und seine beiden Enden auf der Mitte des Schiffsdecks zusammengeknotet. So konnten wir, durch die fast unzerreissbaren Bande geschützt, etwas beruhigter dreinschauen. Freilich spielte uns die See noch arg genug mit. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde hinweggespült, Bücher und Tintenfass verschwanden in der Tiefe, vier Hühner wurden trotz eines darüber gebreiteten Segeltuches im Käfig ertränkt, und unaufhörlich drang eine Sturzsee nach der anderen durch die Steuerluken in den Schiffsraum. Das rüttelte selbst den willenlosesten Seekranken auf und trieb ihn an die Pumpe.

Am 23. Juni gegen 5 Uhr Nachmittags gelang es uns endlich, das geflickte Segel zu hissen, und kurz darauf bekamen wir die Insel Dammar in Sicht. Sie tauchte indess bald wieder in der von Regen und Nebel dampfenden Atmosphäre unter, die Nacht brach herein, und wir durften wegen des unsicheren, mit Klippen gespickten Fahrwassers die Landung nicht wagen. Vorsichtig in südlicher Richtung kreuzend, suchten wir uns, in der Nähe der Insel zu halten; als sie aber in der Morgensonne klar aus den Nebelschleiern heraustrat, zeigte sichs, dass wir zu weit nach Westen getrieben waren. Ich musste Dammar im Stich lassen und eilte bei mässigem Winde, der erst Nachmittags zum Sturm anwuchs, nach Südwesten. Das grosse Segel bewährte sich; gegen 3 Uhr begrüssten wir die bläulichen Umrisse von Moa und Letti, näherten uns dieser Insel bis auf eine Entfernung von drei englischen Meilen in smulem Wasser und hatten endlich am nächsten Morgen gegen 6 Uhr die Ostspitze von Timor erreicht. Wie ein losgesprengter Block liegt das Eiland Nussa-Bessi vor dem Cap in den Fluthen, und weithin leuchtete der weisse Gischt der Brandung im Frühroth. Ich glaubte mich in eine andere Welt versetzt.

Anstatt des saftigen Grüns der Gelände und der dichten Wälder, die den östlichen Inseln ein freundliches Aussehen verleihen, ragten dunkle, baumlose Felsmassen zum Himmel empor, dem Monsun preisgegeben, verwittert, eine öde und doch in ihrer Verlassenheit majestätische Bergwildniss. Kein Mensch, kein Haus war durch das Glas zu erkennen, und selbst die Adler schienen diesen Spielplatz der Winde zu meiden. Hätte nicht das tiefe, gesättigte Blau des Aethers an die Tropen erinnert, so konnte man meinen, an der norwegischen Küste von Helgeland zu segeln, wo der Troll sein Unwesen treibt und die Basaltblöcke schadenfroh in das Meer hinabrollen lässt. Ich bekam Sehnsucht nach meiner kühlen Heimath, um so mehr, als gerade ein grosser, englischer Dampfer von Australien nach Norden vorüber fuhr. Es mochte gegen 8 Uhr sein, wo die Reisenden beim Breakfast im Speiseraum sich gütlich thun, während wir auf unserm jammervollen Fahrzeuge zum ersten Male seit 72 Stunden uns mit einer ordentlichen, wenn auch frugalen Mahlzeit stärkten und dann dem wohlverdienten, langentbehrten Schlafe hingaben. Langsam segelten wir an der Nordküste Timors entlang. Ich wollte das grosse Dorf Laga, das unmittelbar am Strande liegt, aufsuchen. Hin und wieder gewahrte ich kleine Häusergruppen am Ufer und hoch oben in den Bergen. Sie konnten der gesuchte Ort nicht sein, und eine von Osten kommende Prau, bei der ich anfragen liess, vermochte uns über seine Lage auch nichts mitzutheilen. Allmählig wurde die Landschaft grün, die Berge trugen Wälder, mehrere Flüsse stürzten in die Timor-See, und Mangrovebüsche und Weinpalmen umsäumten die Ufer.

Ich liess gegen 2 Uhr Nachmittags endlich die Anker in einer geschützten Bucht fallen und setzte erst am nächsten Morgen die Fahrt fort. Der Charakter des Berglandes veränderte sich wenig: in den Lichtungen zwischen den ausgebreiteten Waldungen traten häufiger Siedlungen hervor, und schliesslich betrat ich am 26. Juni in dem Dorfe Laga portugiesisches Gebiet. Ein verlassenes Fort liegt dicht am Ufer. Die Portugiesen haben es aufgegeben, dort Truppen zu unterhalten, und so zerfallen die Baracken innerhalb der Mauern, und niemand denkt an ihre Erhaltung. Der Radjah von Laga war ein zuvorkommender Mann. Er beruhigte mich über die Steuerfreiheit meiner Sammlungen und Habseligkeiten und wies mir das Dorfhaus als Herberge an. Es stand zu ebener Erde und wurde durch einen Gang von einem Giebel zum anderen in zwei Hälften getheilt. Rechts und links davon befanden sich Stuben, zwei oder drei, die ihr Licht durch vergitterte Luken empfingen nnd Bambuspritschen enthielten. Die Küche befand sich in einem besonderen Häuschen, und sogar ein Badehaus, d. h. ein gedeckter Verschlag, war auf dem durch eine niedrige Steinmauer begrenzten Hofe vorhanden, darin man sich vor neugierigen Blicken gesichert, ent-

kleiden und Wasser über den Kopf giessen konnte. Am ersten Tage hatte ich vor der Neugier noch Ruhe und konnte mich in dem neuen Heim einigermaassen behaglich einrichten und Umschau im Dorfe halten. Die Häuser unterscheiden sich von denen in Makassar und Saleier nur in unwesentlichen Stücken und stehen auf Pfählen. Ich stieg mit dem Capitänlaut bergauf durch die üppigen Reisfelder, die mit Stein- und Thonmauern umgeben sind und, mit Bewässerungsanlagen versehen, sich in Staffeln bis an die Abhänge hinziehen, und gewann allmählich einen Ueberblick über das Bergland.

Den ganzen Horizont nach Süden zu umrahmen mächtige Bergzüge, und besonders nach Südwesten zu verliert sich das Auge in den durcheinanderlaufenden Linien der Kuppen und zackigen Felspartieen. Wälder sind spärlich in die Landschaft gesät; um so mehr ergrünt sie von Matten, und zwischen ihnen leuchten weisse Kalksteinfelsen hindurch. Es war ein schönes, freundliches Bild, ein wohlthuender Gegensatz zu der verwitterten Oede des Ostcaps. In der Nähe von Laga steckt ein 6000 Fuss hoher Berg sein Haupt in die Wolken und erscheint um so grösser, als kleinere Berge und Hügel seinen Fuss umlagern. Zahlreiche Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden belebten die Gegend, und ein Rudel der munteren Timorpferde galoppirte bergauf und bergab. Die Weidegründe könnten das Zehnfache an Nutzthieren ernähren. Wir steigen höher und nähern uns einer Häusergruppe, die den Gipfel eines steil aufstrebenden Berges bedeckt, werfen einen Blick auf Laga zurück und entdecken an einem Abhange westlich davon noch ein zweites grösseres Dorf. Zahlreiche Flüsse, Bäche und Wasseradern erblinken im Sonnenschein, und zwischen ihnen dehnen sich grünende Reisfelder in sauberen Gevierten aus. Ich kann meine Prau sich unten auf den Wellen schaukeln sehen, und in der vom Ostmonsun gepeitschten Timor-Strasse am fernen Horizont, blauen Wettar und Pulo-Kambing. Nach kurzer Rast kletterte ich auf dem von stachlichten Cacteen umsäumten Fusspfad weiter. In erstaunlicher Fülle wucherten sie zwischen dem Gestein und Gestrüpp und dürfen wohl als Characterpflanze dieser Insel gelten. Bei den ersten Dörfern angelangt, gewahrte ich eine grössere Ansammlung von Menschen, die sich an der Halde gelagert hatten. Sie feierten ein Todtenfest.

Einzelne Männer zerschnitten in der Erde gedämpftes Schweine- und Ziegenfleisch und vertheilten es auf Bananenblättern an die Festgenossen. Dasselbe thaten zwei Weiber mit Reis und Mais. Es ging sehr still dabei zu, und wir setzten, ohne lange zu verweilen, unsern Aufstieg fort. Der Gipfel war von einem aufgeschichteten Steinwürfel von 20 Fuss im Geviert gekrönt und dieser mit Sand bedeckt. Eine Steintreppe führte hinauf, und ich genoss von diesem Luginsland noch einmal das farbenprächtige Landschaftsbild. Unweit davon stand das Oma-Luli, als solches gekennzeichnet

durch drei Fuss hohe Holzfiguren, die auf einer das auf Holzpfählen errichtete Haus umlaufenden Gallerie aufgestellt waren. Das Dach von Palmblätter erhob sich steil und glich dem der Batak-Häuser auf Sumatra. Soviel ich erkennen konnte, hatten einige der Figuren Hunde- oder Affengesichter. Von einer näheren Besichtigung musste ich Abstand nehmen; man hatte mich genug vor einem selbstständigen Vorgehen und vor einem Betreten der Cultusstätten gewarnt: Menschenleben haben auf Timor geringen Werth. Verhandlungen, die ich einige Tage darauf unter Beistand des Radjahs einleitete, um diese Idole zu erwerben, verliefen ergebnisslos. Ich habe später andere erhalten, aber auch nur dadurch, dass ich erklärte, nicht eher weiter-



Ai-Ai.

handeln zu wollen, als bis man mir Ahnenbilder und dergleichen gebracht hätte. Das wirkte. Ich will an dieser Stelle gleich das Wenige, was ich über religiöse Gebräuche erkunden konnte, einflechten. Man brachte mir im Ganzen vier Götzenbilder. Das erste, eine etwa fusshohe, plumpe Figur, stellte einen Mann dar, der die Hände auf die Hüften stützt; der Unterleib ist durch einen Schamgurt von Zeug verhüllt, Finger und Zehen sind roh ausgearbeitet. Das Bildwerk sollte an einer Landspitze aufgestellt gewesen sein zur Beschwichtigung von Unwetter. Ich hatte schon zu demselben Zwecke ein vier Fuss grosses in der Nähe unseres ersten Ankerplatzes am Seeufer stehen sehen. Fast ebenso gross ist der Ai-Ai, ein Hauschützer, dem bei Heirathen und Sterbefesten geopfert worden sein soll, eine vollständige Männerfigur mit Kinn und einem Schnurrbart aus Menschenhaaren. Er ist etwas zierlicher gearbeitet, und Löcher in den Füssen verrathen, dass er früher angenagelt war. Der Mattema hat fast dasselbe Aussehen; er steht auf einem Postamente und soll den Feldern, die er bewacht, Fruchtbarkeit verleihen.

Von etwas anderem Typus ist der $1^1/_2$ Fuss grosse Atte, ein viereckiger Holzklotz mit ausgeschnitztem Kopf und in Relief angedeuteten Armen. Beine fehlen; in der Brust ist ein Kasten, zur Aufnahme des Opfers, das in diesem Falle Regen bewirken soll. Bei sämmtlichen Figuren bestehen die Augen aus eingelegten Muschelschaalen. Wir haben es wahrscheinlich mit Ahnenbildern zu thun. Sie wurden mir geheimnissvoll überbracht und den Namen, mit denen ich sie nach den Angaben der Eingeborenen bezeichnet habe, ist kein Werth beizulegen. Ai-Ai bedeutet soviel als Holz d. h. den Herstellungs-Stoff der Figur; Mattema ist nichts anderes als Mattakau, die selten genug vorkommen mögen. Ich habe keinen auf meinen ausgedehnten wochenlangen Wanderungen .zu Fuss und zu Pferde gesehen. Atta heisst Sklave. Der Ahnen- und Mattakau-Cultus ist von Kissar eingeführt, und lebhafter Verkehr und Wechselheirathen zwischen Kissaresen und den Laga-Leuten erklären diese Uebertragung, wobei ich darauf hinweisen will, dass auf Wettar und Kissar der Sklavenstand atta genannt wird.

Zu meinem Leidwesen musste ich wegen der späten Nachmittagsstunde das Bergdorf bald verlassen. Die Häuser sind, wie schon gesagt, um den Gipfel herumgruppirt und haben keine Thüren. Die Längsseite eines solchen Pfahlhauses hat keine Wand sondern ist durch das steile darüber hängende Dach geschützt. Wenn man sich darunter stellte, konnte man in den Wohnraum hineinsehen. An den Giebelseiten erhoben sich zwei Meter hohe Gestelle von Bambus, und darüber zuweilen noch ein zweites und drittes, sorgfältig mit Matten umhängt. Diese Art von Oberzimmern dient als Schlafraum, und die Frauen ziehen sich gelegentlich in ihn zu häuslichen Arbeiten zurück. Anders gestaltet war das Haus des Radjahs. Es hatte Zimmer und unterschied sich nicht von den gewöhnlichen malaiischen. Wir klommen den Berg nach dieser Besichtigung wieder hinab, durchschritten ein Thal und besuchten das gegenüberliegende Dorf, das nicht weniger mühsam zu erreichen war. Fast von allen den kleinen Bergkuppen, die ich von hier aus musterte, stieg Rauch auf: ein Zeichen, dass überall die Höhen für die Besiedelung gewählt sind. Wenige Ortschaften nur habe ich später in den Thälern an den Flüssen gefunden. Die beständige Kriegsgefahr ist für dieses Horsten in den ziemlich unzugänglichen Felsennestern ausschlaggebend, und, da das Wasser hinaufgeschleppt werden muss, haben die Frauen kein leichtes Loos. Ich gedachte mir Fleisch zur Abendmahlzeit zu kaufen, würde es aber bei der ablehnenden schroffen Haltung der Dörfler schwerlich erhalten haben, wenn nicht einer der zahllosen, kläffenden Hunde unter einem Hause hervorgefahren wäre und mich in die rechte Hand gebissen hätte. Dem Besitzer schien nicht wohl bei dem Handel zu sein, als ich ziemlich unwirsch seinen schwarzen Hauswächter verfolgte, er kam uns nachgelaufen und überreichte mir als Schmerzensgeld ein tüchtiges Stück Schweinefleisch. Ich musste



Frau aus Laga (Timor) mit Spinngeräten.

innerlich lachen über diese Fügung und den Gerechtigkeitssinn des wild dreinschauenden Burschen anerkennen. Um ihn nicht zu beleidigen, zog ich um zwei Pfund schwerer weiter. Der Heimweg gestaltete sich bei hereinbrechender Dunkelheit recht unangenehm; denn jeder Fehltritt wurde mir von den Stacheln der Cacteen bemerklich gemacht, und ich war froh, endlich mich auf meinem Lager ausstrecken zu dürfen. Die Ruhe währte nicht allzulange. Mit dem ersten Hahnenschrei umlärmten mich schon Käufer, zudringliches, kreischendes Volk, das schwer mit seinem werthlosen Kram abzuweisen war und den Raum in einen Trödelmarkt umwandelte. Namentlich thaten sich die Weiber, an den intimen Verkehr mit fremden Händlern gewöhnt, hervor und suchten auf mich im Schmucke ihres bunten, javanischen Sarongs Eindruck zu machen. Begehrenswerth sind ihre das Hinterhaupt oberhalb des tiefsitzenden Haarknotens umspannenden Kämme aus Horn oder Schildpatt (sure). Keine Europäerin brauchte sich dieses Schmuckes zu schämen.

Das Feld des Kammes zeigt in durchbrochener Arbeit Ranken- und Blumenornamente von hervorragender Schönheit. Die Ohrringe von Messing sind schmal und haben die Form einer zusammengebogenen Sichel, wie auf Adonare. Die von beiden Geschlechtern getragenen Fingerringe sind aus Horn oder Messing, erst in dem reicheren Dilly muss das holländische Silbergeld den Stoff dazu hergeben. Dagegen sind dort die prächtigen Kämme nicht mehr üblich, sondern werden durch Hornnadeln ersetzt, die, obwohl denen auf Kissar und Letti völlig gleich, in dem diesen Inseln näheren Laga unbekannt sind. Die Weiber schmücken den Hals mit Perlenschnüren. Bei diesen Perlen stehen wir noch heute vor einem ungelösten Räthsel. Herr Dr. Tischler (aus Königsberg i. Pr.), der der Wissenschaft leider zu früh entrissene Forscher, erkannte in ihnen Glasflüsse von unbestimmbar hohem Alter. Sie sind scheibenförmig und in der Mitte durchlocht, und man könnte meinen, sie seien aus gebranntem Thon hergestellt. Sie kommen in drei Grössen vor; von den rothen giebt es zwei Arten, die eine ist so gross wie eine Linse, die andere etwa wie die kleineren bei uns zu Stickereien verwandten Perlen. Die gelben Scheiben haben ungefähr den Durchmesser einer Hirschgeweihsprosse. Sie kommen in Laga ziemlich häufig vor und gelten nicht sonderlich viel. Die Eigenthümer erzählen, ihre Vorväter hätten die Perlen aus der Erde gegraben. Damit ist natürlich keine Erklärung über das Ursprungsland gegeben, und auch Tischler vermochte mir darüber keine Aufschlüsse zu ertheilen. Hätte mich meine Reise zuerst nach Timor geführt, so würde ich eine unbezahlbare Tauschwaare in diesen Perlen erhalten haben; denn mehr oder weniger fand ich sie auf allen östlicheren Inseln vor, wo sie als unverkäuflicher Schatz hochgehalten wurden. Als Preis einer einzigen, winzigen Perle wurde mir ein Sklave bezeichnet, und deshalb musste ich überall auf ihre Erwerbung verzichten.

Die Träger dieser Gegenstände erinnern auffällig an die chokoladenfarbenen Floresen mit ihrem schlanken Wuchs und mehr oder weniger welligen Haar, das von den Männern kegelförmig, bald auf dem Scheitel, bald über einem Ohr, bald wie ein Horn über der Stirn zusammengewunden wird. In den Wulst wird von oben ein mit Federn und Hirschhaaren besteckter Pfeil hineingestossen, der eigentliche Kriegsschmuck der Männer, die daneben den Frauenkamm oder einen einfacheren aus Bambus gebrauchen. Ausserdem wird auf den sehnigen Oberarm ein Muschel- oder Hornring gestreift. Die Bockshaarstreifen an den Knieen und die federgeschmückten Kopfringe bei Festlichkeiten deuten auf den Verkehr mit Kissar. Aber während der Kissarese sich mit Schamgurt oder Sarong begnügt, werden hier neben dem Salendang öfter Hosen, von gestickten Gurten gehalten, und Jacken getragen. Unerlässlich ist für jeden ein Ranzen aus Pferdehaut mit nach aussen gekehrten Haaren oder ein offener Beutel für Siri-Pinang, dessen vier zusammengenommene Enden an Schnüren über der Schulter getragen werden. Ebenso häufig muss die Flechtkunst, die auf Ost-Timor in hoher Blüthe steht, herhalten, um das Transportmittel des beliebten Reizmittels herzustellen. Sind Figuren von Pferden, Hunden und Menschen mit roth- oder schwarzgefärbten Lontarablättern in die naturfarbene Schachtelwand hineingeflochten, so ist der Besitzer ein Mann aus königlichem Geblüt, der sich auch auf dem Salendang mit denselben hineingewebten Figuren schmücken darf. Etwas westlicher von Laga, in Manitutu, ist allein den fürstlichen Frauen der Gebrauch des Lontarafächers gestattet.

Es liegt etwas Trotziges, Herausforderndes in dem Wesen der Leute; nie fiel es ihnen ein, bei Begegnungen vor mir auszuweichen, und ich musste zuschauen, wie ich auf schmalem Wege ungekränkt vorbeiziehen konnte.

Am letzten Tage des Juni schloss ich meine reiche Sammlung ab, die gleichwohl wenig charakteristische Stücke bot; denn die Eigenart des Volkes ist durch fremde Einflüsse ziemlich verwischt. Die beiden folgenden Tage fanden mich auf der Fahrt nach Dilly. Eine starke, östliche Strömung, die trotz des Ostmonsuns uns beschwerlich wurde, ermöglichte mir erst am 2. Juli Nachmittags 3 Uhr ausserhalb des Riffs vor den schönen Höhen der Residenz des Gouverneurs das Schiff festzulegen.

Der gütigen Vermittelung dieses humanen, zuvorkommenden Beamten verdankte ich, sobald ich das Empfehlungsschreiben des Auswärtigen Amtes vorgelegt hatte, dass ich allen Zollplackereien überhoben wurde. Wie stach dies Benehmen gegen die kühle, fast unfreundliche Zurückhaltung der höheren, holländischen Behörden ab.

Der Dampfer „Landsberg," der hier lag, brachte mich durch einen Haufen Briefe wieder mit der Culturwelt in Verbindung und zugleich die schmerzlich ersehnten Gelder. Ich wurde Gast des Gouverneurs.

Seine Villa liegt auf einem Hügel oberhalb der aus einigen hundert Häusern bestehenden Stadt, dreiviertel Stunden von ihr entfernt, dem verrufenen, ungesunden Sumpfneste, aus dem die beiden weiss angestrichenen Regierungsgebäude mit ihrer Säulenfront hervorstehen. Das eine davon ist der alte jetzt nur zu Sitzungen und zur Abwickelung von Dienstgeschäften benutzte Wohnsitz der früheren Gouverneure. Das Fieber hat die Beamtenschaft in die höheren Regionen hinaufgetrieben. Ein Casino versammelte in



Häuser der Eingeborenen (Dilly).

seinem Billard-, Lese- und Kneipzimmer allabendlich die Europäer zur Geselligkeit. Hier hörte ich auch die Trauerkunde von Kaiser Friedrichs Tode.

Die Stadt ist tief gelegen auf Sumpfboden, und wird von zwei Flüsschen, dem Cebo und Ahoi, durchströmt. Die Strassen sind von regem Leben erfüllt, wozu der Handel mit den Bergbewohnern viel beiträgt. Die langen Züge von Pferden, die auf Packsätteln die Kaffeeernte des Innern herbeischaffen, sind oft zwei Wochen unterwegs gewesen und grasen dann auf den von Entwässerungsgräben durchschnittenen Wiesen vor dem Ort.

Zahlreiche Chinesen und einige Araber und Hindu vermitteln den Handel nach dem Westen. Nur wenige europäische Kleinhändler und ein holländischer Dampfschiffsagent wagen es, um des Erwerbs willen dem mörderischen Klima zu trotzen.

Hier schlug auch endlich die Trennungsstunde für das Marterfahrzeug, die Bunting-Makallo. Die letzten Stürme hatten ihr weidlich zugesetzt, und die Ratten trugen sich bereits mit Auswanderungsplänen. Jetzt kam mir der



Kaffeeplantage.

Kaffeehandel zu Statten. Ich hatte in Umlauf gebracht, dass ich das Schiff verkaufen wollte, und da stellte sich denn eines Tages ein in drei weisse Jacken gewickelter Sohn des himmlischen Reiches, Señor Leon Seng, ein, der die Verpflichtung einging, meine Mannschaft nach Makassar zu schaffen — was mir etwa 300 Gulden Kosten verursacht hätte — und 300 Gulden baar zn erlegen. Ein tiefgefühltes Hurrah in meinem Tagebuch bringt mein Wohlbehagen über das gelungene Abkommen zum Ausdruck. Ich sah einen Monat darauf, ohne Reue, dass man der Prau das Deck abgenommen und

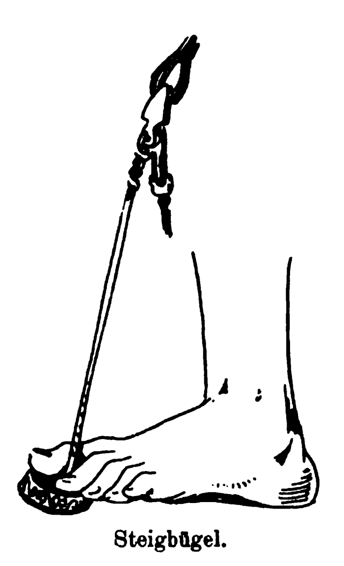
ihren Bauch mit Säcken köstlichen Dilly-Kaffees gefüllt hatte. Er muss in Makassar zur Aufbesserung der schlechteren Celebes-Waare herhalten.

So war ich endgiltig dem schauervollen Bivouacleben an Bord entronnen und konnte von dem Fenster meines Zimmers auf das blaue Meer hinabsehen, ohne mich um schwimmendes Gut zu sorgen. Es war auch die höchste Zeit gewesen. Meine Kräfte versiegten in den fortwährenden Malaria-Anfällen und Pflege that mir noth. Ich fand sie reichlich. Gutes Essen in guter Gesellschaft und sorgfältig behandelte Weine kräftigten meinen Körper, und ich labte mich an den würzigen Mandarinen und edlen Weintrauben, die portugiesischen Reben entstammend, einst vielleicht der Kelter entgegenreifen und dem Weinbau eine Zukunft eröffnen. Für ein Bad sorgte der hinter der Villa in einer tiefen Kluft herabstürzende Ahoi. Nicht weit davon hatten sich die katholischen Geistlichen mit ihrer Knabenschule angesiedelt. Die für Mädchen wurde in der Stadt von Nonnen geleitet.

Ich trat mit der Geistlichkeit nicht in Berührung, weil der Gouverneur in auskömmlichster Weise meine Bestrebungen unterstützte und alsbald zehn Pferde, einen Dolmetscher, die nöthigen zehn Träger und einen Corporal mit vier afrikanischen Soldaten aus Mozambique mir umsonst zur Verfügung stellte. Er berieth mich in der Auswahl der Tauschwaaren und vermittelte meine Bekanntschaft mit seiner Majestät, dem „König“ Emanuel von Laklu, einem früheren, portugiesischen Unteroffizier, der die Wittwe des verstorbenen Herrschers über Laklu, Matinaru und Hera geheirathet hatte. Dem mehr auf Zechen als Regieren erpichten Emanuel wurde eingeschärft mir alle guten Dienste einer befreundeten Macht zu gewähren, und am 6. Juli früh ernüchterte ich den strumpflosen König, der unten in der Stadt dem Weine mehr als reichlich zugesprochen hatte und ordnete meine Cavalcade.

Es hatte eine geraume Zeit in Anspruch genommen, bis ich aufbrechen konnte. Die Pferde, von der Grösse eines Doppelponys, waren feurig und ungeberdig und hatten nicht Grasbäuche, wie man eigentlich bei dem ausschliesslichen Weidegang, bei dem sie sich ihre Nahrung selbst suchen müssen, annehmen sollte; Schimmel, Isabellen, Braune wieherten munter, bäumten sich — Rappen scheinen nicht vorzukommen —, und das Auflegen der Packsäckel (ei-soro) erfreute sie augenscheinlich wenig. Einen derartigen Sattel zu tragen, mag unbequem genug sein; denn trotz einer über den Rücken des Pferdes gelegten Blättermatte drückt er das Thier. Er besteht aus zwei schmalen, flachen Bambusstäben von Fusslänge, die wie Miniaturgiebel kreuzweis durcheinandergesteckt und durch eine geflochtene Leine festgehalten werden, die unter dem Bauch zusammengehalten wird. An die oberen Enden der sich kreuzenden Stäbe wird rechts und links die in Kaffeesäcke verpackte Last angehängt, wobei man auf die gleichmässige Vertheilung achten muss. Auf jedes Pferd konnten nicht mehr als 50 Pfund gelegt werden; denn die

zu diesem Frohndienst vom Gouverneur bestimmten Leute wollten begreiflicherweise ihre Thiere schonen. Einige trugen die Last auch auf einem mitunter zum Reiten verwendbaren Sattel (kuda-kuschin), der aus zwei zusammengenähten Kissen besteht, die zu beiden Seiten herabhängen. Die Packpferde hatten Halfter und eine lange, zusammengerollte Leine, mit der sie Nachts festgebunden wurden. Ich hatte schon andere Geduldproben bestanden, als die Aufstellung des Zuges, die zwei Stunden dauerte, und als ich mich schliesslich auf den für mich bestimmten Braunen schwingen wollte, stiess ich auf einen entschlossenen Widerstand. Meine weisse Gesichtsfarbe kam dem Pferde so verdächtig vor, dass es kerzengrade in die Höhe stieg und weder mit Peitsche noch mit Zureden beruhigt werden konnten. Ich begnügte mich also mit dem Schimmel Emanuels, dem ein europäischer Sattel aufgelegt wurde, und



Steigbügel.

der einen ebenmässigen, hübschen Galopp — die einzige dort neben Schritt bekannte Gangart — anschlug, ohne das es nöthig gewesen wäre, den Zügel und mit ihm das Gebiss (frau-mummu) anzuziehen.

Es ist ein grausames, unwiderstehliches Bändigungsmittel und wird aus Messing mittelst Wachsausschmelzungsverfahrens gegossen. Zwei ineinandergreifende, ovale Ringe liegen auf der Zunge des Pferdes, und von ihnen gehen nach rechts und links zwei Stangen aus, die in sternförmige Knebel endigend, die Zunge einzwängen und sie bei jedem seitlichen Anziehen des Zügels im Maule herumdrehen. Der Zügel selber ist durch die an der Verlängerung der Stangen festgegossenen, ausgezackten, durchlöcherten zwei Scheiben gezogen, und an der Aussenseite dieser Scheiben sind rechts und links zwei ovale Ringe von einem Fuss Durchmesser als Verzierung verbunden, zwischen denen sich der Pferdekopf befindet. Die Wildheit der Rosse mag zur Erfindung

dieses Marterwerkzeuges geführt haben, das von meinen beiden berittenen Begleitern, Emanuel und dem Dolmetscher schonungslos neben der Reitpeitsche (kuda-oûa) gebraucht wurde. Beide sassen auf dem aus einem dicken Baumbast-Netzwerk bestehenden Sattel, unter den die Schnur mit den Steigbügeln über den Pferderücken gelegt war. Die des Dolmetschers bestanden aus dem oberen Theile einer Kokosschale, durch die die Schnur gezogen war. Sie wurden zwischen die grosse und die zweite Zehe festgeklemmt, und die übrigen Zehen fanden gerade noch auf ihnen einen Stützpunkt. Die andere, von Emanuel benutzte Bügelart war eine Miniatur-Nachbildung des europäischen Steigbügels, aus Horn geschnitzt, und bot nur zum Hindurchstecken der grosssen Zehe Raum. Rechts und links hingen an den Sätteln als Satteltaschen Netze



Steigbügel.

(kadai) mit Lebensmitteln oder Bambusgefässe mit Wasser (saboan), Wein, Tabak (lugas) und anderen Reisebedürfnissen. Zuweilen begnügt sich der Reiter mit Bügeln und bindet sie in diesem Falle mit einer besonderen Schnur fest, von der, wie von dem gewöhnlichen Sattel, ein Schwanzriemen ausläuft.

Wir galoppirten munter unserer Gefolgschaft, die sich nach uns noch in die Länge zog, voraus, und überstiegen den steilen 2150' hohen Bergzug, der östlich von Dilly ein Cap ins Meer hinausschickt, und gelangten gegen 9 Uhr auf dem in Schlangenwindungen herniederführenden Wege in ein mit Weinpalmen bestandenes Küstengelände. Nach einem einstündigen Ritt im wohlthuenden Schatten von Jujuben- und Gummibäumen passirten wir ohne Aufenthalt das Dorf Hera und fanden später am Ufer grosse Mangrovewälder, das Fischrevier einer grauen Hundsaffenart (macacus cynomologus). Eine Affenfamilie kreuzte dabei unseren Weg. Die Alte mit den Jungen entsprang schnatternd in das Dickicht, der Affenvater dagegen behandelte uns auffallend

kühl, und gemessenen Schrittes folgte er den Seinen nach. Dann trafen wir auf weite, silberglänzende Strecken. Das rasch bei Ebbe verdunstende Seewasser hatte auf dem flachen, sandigen Strande eine natürliche Salzpfanne gebildet. Zahlreiche Muscheln waren aufgestellt, um das Salz aufzunehmen, und einige Laubhütten verriethen, dass die Gewinnung dieses unentbehrlichen Stoffes zu Zeiten die Leute aus dem Binnenlande hierherlockte. Manchmal stieg ich vom Pferde, um mit Tamarindenfrüchten meinen Durst zu löschen, und die auf den steinigen Hügeln zu dichten Gruppen vereinigten Bäume spendeten in Hülle und Fülle das süsslich-säuerliche Erfrischungsmittel, das ich aus Erfahrung als die Verdauung befördernd kannte.

Derartige Pausen waren nöthig zur Sammlung unserer Karawane, die recht gemächlich hinter uns her trottete und mit den uns entgegen kommenden Marktleuten Unterhaltungen anknüpfte. Pferde mit Kaffee beladen und ihre Herren, Hirten mit Ziegen und Rinderheerden, einzelne Wanderer mit geflochtenen Reisesäcken eilten an uns Reitern vorüber nach Dilly — finster blickendes Volk, das mich mit drohenden Augen maass, wie stach es ab gegen die freundlichen, lebenslustigen und doch so kriegsbereiten Laratesen! Wohl keinem der uns begegnenden fehlte die Lanze, und an der Form ihres Blattes kann man die Heimath des Trägers erkennen, namentlich wenn man zugleich auf die Farbe ihres Sarongs achtet, die in jeder Landschaft mehr oder weniger wechselt. Die Lanzen haben einen eisernen Schuh, der zuweilen die Grösse von zwei Fuss erreicht. Die Leute von Matinaru haben Bambuslanzen mit lanzettförmigem Blatt, die der von Barique zeichnen sich durch solide Holzschäfte aus, und man muss schon einen Kenner zur Seite haben, um bei der Verschiedenartigkeit der Blattform — ich fand später fünf Arten — den Ursprungsort feststellen zu können. Viele Leute waren auch mit Pfeil und Bogen bewehrt, einigen hing der kreisrunde Schild (la-lili) von Büffelleder über den Rücken. Ich habe niemals einen vergifteten Pfeil zu Gesicht bekommen oder davon reden hören und begreife nicht, wem Forbes seine Wissenschaft über vergiftete Pfeilspitzen verdankt.

Der Gouverneur wusste Bescheid um die Eigenschaften seiner Unterthanen, als er uns die Soldaten als Schutzwache mitgab. Wir werden sehen, wie sie ihrem Auftrag genügten.

Gegen Mittag hatten wir wohlbehalten Matinaru erreicht und damit das Reich des Königs Emanuel. Er hatte in dem kleinen Dorfe einen Verkaufsladen eingerichtet und speculirte darauf, den Kaffeehandel, der sich vorläufig nach Dilly hinunterzog, in den eine Viertelstunde von Matinaru gelegenen Hafen abzulenken. Seine Tochter hielt Haus, und da der Herr Papa reichlich Wein mitgebracht hatte, ward der Weitermarsch vereitelt. Unser Zug zerstreute sich in den Häusern, nachdem Gepäck und Sattelzeug in einer Karawanserei unter Obhut eines Schildpostens geborgen war und nach homerischer Art

musste ein Schwein sein Leben zur Ehre des Gastes lassen. Emanuel setzte das Zechen vom vorigen Tag in portugiesischem Rothwein fort und leerte ein Glas nach dem anderen in glücklichster Laune: war ihm doch der alte Matrosentraum, in fernen Landen König zu werden, in Erfüllung gegangen, und drei Dörfer seinem Scepter unterthänig. Mit ihm um die Wette becherte Santos, der Dolmetscher, und bemühte sich, sein Eidam zu werden. Das Schwatzen und Lachen des Sprachenkundigen, der sich, nachdem er den zukünftigen Schwiegervater unter den Tisch getrunken hatte, um die Gunst der hübschen Tochter bemühte, nahm kein Ende und durchhallte den weiten Raum, in dem ich auf einer Eckpritsche vergeblich versuchte, mich durch Schlafen gegen einen Fieberanfall zu kräftigen.

Es war eine qualvolle Nacht.

Am nächsten Morgen durchspürte ich den Ort. Obwohl er noch nicht lange erbaut und von Christen bewohnt war, besass er ein Oma-luli, das sich nicht von den anderen auf Pfählen erbauten Häusern unterschied. Nur an dem einen Thürpfosten des einzigen Eingangs waren drei verrostete Lanzen mit Maisstengeln festgebunden, und über ihnen hing ein alter Klewang, daneben ein morscher Sirikorb. Die von Emanuel herbeigerufene Frau des Priesters zitterte an allen Gliedern, als sie mich in das Heiligthum führen sollte. Nach ihrer Angst zu urtheilen, schien mir eine seltene Ueberraschung bevorzustehen. Und in der That war ich überrascht; denn nur drei Sirikörbe schwebten von der Decke des ganz leeren Raumes an Schnüren hernieder, und aus dem Winkel erhob sich gackernd eine Henne, die auf einem Korbe gesessen hatte. Ob die zwei von dem Huhn gelegten Eier ein Opfer darstellen sollten, war auf keine Weise herauszubringen. Die Priesterfrau weinte und klagte, und ungeheucheltes Entsetzen hatte sie scheinbar gelähmt. Sie war ausser Stande, das Wurzelwerk, rothe Tuchfetzen und ein Kalkdöschen, die ich den Körben entnommen hatte, wieder einzupacken. Der Opferstein, der sich angeblich in jedem Oma-luli befindet, fehlte; vielleicht war diese, den Opfern geweihte Stätte noch nicht vollständig eingerichtet. Sie wird von den Eingeborenen nur in Gegenwart des Priesters besucht, und so umstanden sie jetzt bei meinem Heraustreten das Haus und warfen mir feindliche Blicke zu, unter ihnen das Hasenherz Emanuel, der nicht gewagt hatte, sich mir anzuschliessen. Seine von mir angerufene Autorität versagte nach dieser Scene völlig; ein Götzenbild, das in der Nähe des Oma-luli oder in ihm gestanden haben sollte, blieb spurlos verschwunden, und ein verräuchertes Opferbambusrohr mit Deckel war der einzige Cultusgegenstand, den ich erwarb. Der Schreck über meinen Einbruch in das Allerheiligste war dem Könige in die Beine gefahren, wenigstens behauptete er geschwollene Füsse zu haben und mich nicht weiter begleiten zu können, und nach zweistündigem Drängen und Schelten setzte sich meine Karawane um 6 Uhr Vormittags in Bewegung.

Wir schlugen die Richtung nach Südosten ein, folgten einem fast ausgetrockneten Bach und kletterten in dem vom Regen ausgewaschenen Saumpfade einen hohen Berg hinauf. Stellenweise war der Weg zwischen den Felsen so eng, dass ich mein Pferd am Zügel nachziehen musste, und die Gepäckstücke abgestreift wurden. Gegen 12 Uhr war der Gipfel erreicht, und ich genoss die herrliche Fernsicht über Berg und Thal und Meer. Im Süden glitzerte der Mitwaki, ein reissender Gebirgsfluss, an dem wir nach halbstündigem Herabklettern ostwärts bis nach Laklo entlang ritten. In weiten Abständen sah ich von der Thalsohle aus ein Packpferd nach dem andern über den Berg geklettert kommen, und hierbei konnten die Thiere alle Tugenden einer Gebirgsrasse entfalten. Vorsichtig tastet der Huf zwischen dem Geröll, bis er einen festen Halt gewonnen hat, und wenn das kluge Geschöpf auch ins Gleiten geräth, verliert es doch nicht das Gleichgewicht. Mein Dolmetscher traf eine Stunde nach mir in Laklo ein, am Abend die Treiber mit den Pferden, die fünf Soldaten erst am nächsten Nachmittag. Es müssten eben nicht Afrikaner gewesen sein, die mit der ihnen angeborenen Sorglosigkeit die Expedition für einen köstlichen Ferienausflug ansahen und rechts und links vom Wege nach Herzenslust in den Palmen marodirten, den Palmwein herunterstahlen, sich aus einem Rausch in den anderen hineinzechten, und, sobald die Beine versagten, da bivouacirten, wo das Gras weich und der Busch dicht war. Das freie Leben in den Bergen war auch gar zu verführerisch; die glänzende Laufbahn Emanuels legte es den Leuten nahe, als fahrende Ritter um Königstöchter zu werben, und ein portugiesischer Deserteur, den der Dolmetscher unter wegs aufgriff, schien der Fata Morgana eines timoresischen Königsthrones nachgelaufen zu sein. Der Jüngling nahm sich verständiger Weise unsere Ermahnungen zu Herzen und kehrte nach den Reistöpfen Dilly's zurück.

Die „Garda“, ein Haus, in dem ich sonst hätte absteigen können, war mit unfreiwilligen Bewohnern besetzt; die Königin, die Frau Emanuels, hatte wegen Unbotmässigkeit eine Anzahl Staatsbürger von Laklo in den Stock legen lassen, und zwei Posten schilderten, ihres Wächteramtes bewusst, mit Steinschlossflinten bewaffnet, vor der geschlossenen Pforte. Beide waren im Besitz von je zwei Pulverhörnern, von denen das kleinere das Pulver für die Pfanne enthielt. Ich meinte zuerst, sie würden an schwarzen Filigranketten getragen, bis ich sie näher ansah: es waren feine Rotangringe, hunderte, sorgfältig aneinandergereiht. Der eine Posten war ausserdem mit einem Patronengürtel versehen, während sich sein Genosse mit dem um den Hals gehängten Kugelbeutel (dari-pillur-hotti) begnügte. Diese Gürtel haben wir schon auf anderen Inseln kennen gelernt. Die timoresichen sind besonders schön mit Zinnknöpfen, die verschiedene Muster bilden, verziert. Zuweilen führt der Flintenträger die Stein- oder Muschelkugeln in einer Hornröhre, die mit einer

Längsspalte versehen, auseinandergebogen werden kann, sodass die Kugel herausfällt. Ich stieg in der Karawanserei ab. Die Königin würdigte mich wegen Krankheit nicht der Ehre eines Empfanges, und ich sammelte ohne ihren Beistand gegen 400 Gegenstände. Ich hebe nur hervor, dass die Flechterei und Töpferei eine gewisse Ausdehnung erreicht hat und den Markt in Dilly beschickt.

Ein chinesischer Händler berichtete mir über steinerne Götzenbilder, die in einer Berghöhle sich befänden, wahrscheinlich dort hingeschafft zum Schutze vor den portugiesischen Missionären. Vertriebene Götter in den verborgenen Schlupfwinkeln des Gebirges, heimlich noch verehrt von wenigen Getreuen, die dem Christengotte trotzen, das ist ein Stückchen Romantik, das sich jeder nach Belieben ausmalen kann. Ueberall hört man davon munkeln, wie von einem versenkten Schatze, aber Niemand wagt das Geheimniss zu offenbaren; er fürchtet die Rache jener, die dem Glauben ihrer Ahnen noch heute in geheimnissvollem Cultus anhängen, und weder der Chinese in Laklo noch ein Portugiese in Manitutu, der gleichfalls Kunde von den Steingötzen der Einöde hatte, kamen ihrem Versprechen nach, sie mir auszuliefern oder mich wenigstens hinzugeleiten.

Nach drei arbeitsvollen Tagen schickte ich die Erwerbungen nach Dilly zurück. Allerdings nicht mit meinen bisherigen Begleitern; denn sie hatten sich heimlich mit ihren Pferden davongemacht. Ich verfolgte mit neuen Leuten und Pferden — augenscheinlich dem Abschaum von Laklo — zunächst den Lauf des Mitwaki eine Strecke nordostwärts bis zur Einmündung eines von Süden herbeiströmenden Nebenflusses. An seinem rechten Ufer, zuweilen auch in seinem wasserarmen Bette, ging die Reise nach Süden weiter. Links zog sich eine Hochebene entlang, und rechter Hand traten wild zerrissene, schroffe Berge bis ans Flussufer. Oft genug mussten wir einem Cactusdickicht ausweichen, das sich als undurchdringliche Barrikade uns entgegenstellte, und endlich bei Anbruch der Dunkelheit gelangten wir auf sanft aufsteigendem Wege an eine Gruppe verlassener Häuser. Ihre Wände bestanden aus schwarzen und weissen Bambusmatten, die wie die Felder eines Schachbrettes aneinander gefügt waren. Die früheren Bewohner hatten sich irgendwo anders ein neues Heim gesucht, müde des Kampfes mit der Dieberei der Durchzügler des Hinterlandes, die auf dem Zuge zum Markte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, alles Vieh, dessen sie habhaft werden können, mitzutreiben. Dieser diebische Charakter der Timoresen machte die äusserste Vorsicht nothwendig und zwang mich jedesmal das Bivouac kriegsmässig zu beziehen. Des Nachtthaues wegen schlief ich in einem der sauberen, von jedem Hausrath entblössten Gebäude und nahm das Gepäck unter meine Obhut. Die Mannschaft quartirte sich in den übrigen ein, und auf dem grossen Platze davor wurden die Pferde innerhalb vier grosser, hellflackernder Lager-

feuer an Pflöcken festgebunden. Jedes Feuer wurde von einer Wache unterhalten, und diese hütete sich wohl einzuschlafen, da sie ihre lieben Landsleute als wahre Virtuosen im nächtlichen Pferdediebstahl kannte. Schon vor Sonnenaufgang erwachte ich fröstelnd in der frischen Bergluft, doch war es nicht möglich den Abmarsch anzutreten. Die schon früher erwähnte Furcht der Eingebornen vor dem Dunkel der Nacht und ihrem Geisterspuk, die auf Timor besonders gross ist, legte meiner Ungeduld Zügel an, und erst als die Sonne roth durch den Nebelrauch schien, setzten wir uns in Bewegung. Nach einer halben Stunde hatte das Tagesgestirn auch die letzte Spur von Dunst verscheucht, und wir durchzogen die Kasuarinen-Gebüsche, die mit ihrem dunkelgrünen Nadelschmuck den Fluss beschatteten. Allmählig stiegen wir in ein Tafelland hinauf, der schmale Pfad erweiterte sich zu einer Trift, und Wälder von Cajaputbäumen (Melaleuca leucadendron L.) nahmen uns auf. Im Vorbetreiten pflückte ich Blätter von den herniederhängenden Zweigen und zerrieb sie zwischen den Fingern. Der angenehme Duft des ätherischen Oeles erquickte mich in der Hitze und erinnerte mich an die verfehlte Speculation meines Gastfreundes Langen, der in Kopang auf holländisch Timor eine Fabrik von Cajaputöl errichtet hatte. Aber die makassarischen Händler verschmähten sein Erzeugniss und zogen das gehaltvollere von Buru vor.

Mir erschien die Stille der Wälder befremdlich, kein Vogel belebte sie, nur eine Taube gurrte uns verwundert nach, als wir den Wald verliessen. Wir gewannen jetzt wieder einen weiteren Umblick, als wir über einen Berg hinüberritten. Auf ihm lag ein Dorf, das erste des Königreichs Barique, unten im Thal schäumte ein nach Norden eilender Fluss, und auf einem Hügel am jenseitigen Ufer bemerkte ich Tokiet, eine Gruppe von 8 Häusern, unsern nächsten Rastort. Die Rast sollte etwas länger währen, als ich geplant hatte. Zufällig trat ich nach unserer Ankunft in Tokiet noch einmal aus der Thüre des Dorfhauses, in dem unser frugales Mittagsmahl bereitet wurde, da sah ich, wie die aus Laklo mitgenommenen Pferdetreiber auf nakten Pferden schon ausser Rufweite den Berg hinaufgaloppirten, den wir vor einer halben Stunde hinabgestiegen waren. Zu zweit hatten sie sich auf ein Pferd geworfen und überliessen mir die Sorge für meine Weiterreise. Sie wurden für den schnöden Streich, der nur bei der Nachlässigkeit der bewachenden Soldaten möglich war, später „königlich" belohnt. König Emanuel sperrte die Flüchtlinge in die Garda ein und liess die Rädelsführer in landesüblicher Weise auspeitschen. Mir thaten die armen Kerle eigentlich leid; denn Frohndienste für eine wissenschaftliche Expedition waren ihnen unverständlich. Um so verständiger erwies sich der alte Dato von Tokiet, der als Dorfschulze, Priester und Statthalter des Königs von Barique sich bemühte, mir Ersatz zu schaffen. Hätte ich Pferde auf der Weide vorgefunden, so

wäre ich mit ihnen weitergezogen; doch schien alles Volk damit unterwegs zu sein und musste erst herbeigeholt werden. Gegen Abend suchte der Dato mich durch das Geschenk eines Schweines zu besänftigen, und bald darauf begannen seine Rufer ihre Arbeit. Von allen umliegenden Bergspitzen ertönten ihre Rufe und die langgezogenen Töne der Signalhörner (didi) und hallten stundenweit die ganze Nacht hindurch über Berg und Thal. Wer den Lockruf vernimmt, kann sich ihm nicht entziehen, schon seiner persönlichen Sicherheit wegen; denn er kann eine Warnung vor Kriegsgefahr und Ueberfällen bedeuten und dann thut jeder gut, sich im Heimathsdorf einzustellen. Am Morgen des 12. Juli war die Mannschaft angetreten, und um diesen Erfolg nicht zu verscherzen, verzichtete ich, gewitzigt durch den Aufruhr in Matinaru, auf den Besuch des Oma-Luli. Es war das am sorgfältigsten gebaute von allen, denen ich begegnet bin. Der etwas geschweifte Firstbalken war mit Tauen umwickelt, eine Gallerie lief um das Haus, und am Ost-Giebel prangten sechs weissgebleichte Karabau-Schädel mit mächtigen Hörnern.

Ich brach gegen 9 Uhr mit dem Zug auf und gelangte nach einem zweistündigen Marsche in südlicher Richtung auf den Berg Ranak. Er ist etwa 500 Fuss hoch und bildet die Wasserscheide zwischen der Nord- und der Südküste. Der Weg führt steil zwischen Steingetrümmer empor. Schon während des Aufstiegs hatte ich alte Bekannte aus der europäischen Flora zu erkennen geglaubt, Heidelbeersträucher; auf dem Gipfel angelangt, fand ich die Vermuthung bestätigt. Ich bin zu wenig Fachmann in der Botanik, um die einzelnen Arten angeben zu können; aber ich gewann den Eindruck, dass oben viele Pflanzen wuchsen, die ich in Europa gesehen hatte. Besonders heimelte mich die zartblaue Glockenblume an. Die zweite Hälfte des ausdorrenden Ostmonsuns ist dem Gedeihen der Flora nicht günstig, und ich sah ziemlich wenig Blüthen; ihre Besucher, blaue und braune Schmetterlinge, umsäumten den dem Winde entgegengesetzten Rand des Felsgrates, auf dem wir jetzt nach der Ersteigung der Höhe des Berges in westlicher Richtung entlang zogen; sie suchten Schutz vor dem rauhen Luftzug, der unausgesetzt von Südosten heranstrich. Schroff fielen die Felswände nach Norden ab und entsandten zahlreiche Quellen in die Tiefe. Die Aussicht, auf die ich gerechnet hatte, war verhüllt durch einen feinen Dunstschleier, durch den ich zwar noch die Insel Wettar und das Meer, das weibliche und das männliche, d. h. das kleinere, nördliche, die Timor-Strasse, und das grössere, südliche, die Arafura-See, wie die Eingeborenen sie nennen, erblicken konnte; aber nirgends traten die Umrisse der Berge scharf hervor, und die Küstenlinie wurde nur mühsam festgestellt durch einen feinen, weissen Streifen, die Brandung. Zu dieser Dunstentwicklung mag das Abbrennen des dürren Grases, das gerade zu dieser Zeit stattfindet, beitragen. Man sieht häufig

aus den Thälern dichte Rauchwolken aufsteigen und von der Luftströmung zertheilt werden. Aber dieser Umstand allein scheint mir nicht genügend, um die allgemeine Undurchsichtigkeit der Atmosphäre zu erklären, und ich möchte glauben, dass der von den Sandwüsten Australiens herstreichende Wind die Luft mit feinen Staubtheilchen erfüllt. Nach einstündlichem Marsche auf dem Felsgrate, auf dem sich der Saumpfad wie eine tiefe Rinne hinzog — ein Beweis sehr hohen Alters — verbreiterte sich der Weg, eine Hochebene that sich auf, und wir wendeten uns wieder nach Süden.

Der Ranak sendet nach dieser Richtung viele Ausläufer bis an die Uferlandschaft, und auf einem solchen, in unregelmässigen Staffeln abfallenden Bergzug stiegen wir bis gegen 4 Uhr Nachmittags hinab. Der Abhang war von Quellwasser durchfeuchtet und mit üppigen Bambusgehölzen bedeckt. Ehe wir uns direkt nach Osten wendeten, ruhten wir uns in der Nähe einiger leerstehender Häuser aus und musterten noch einmal die Scenerie. Oestlich vor uns standen drei mächtige, kegelförmige Berge: Loileki [5000′], Eitana [4500′] und Naimodo [4000′] mit grasbewachsenen Spitzen, und hinter ihnen thürmten sich noch Dutzende von Kuppen übereinander, die sich im Nebelrauch verloren. Wahrscheinlich bildet diese Bergwildniss ein Verkehrshinderniss und zwingt die Leute der Südostküste, den Umweg über den Ranak zu nehmen. Gegenüber von unserem Ruheplatz, von ihm durch einen tiefen, bachdurchströmten Abgrund getrennt, lag ein Weiler auf einer grünen Matte, anscheinend gegen plötzlichen, unerbetenen Besuch von der Karawanenstrasse aus gesichert, und wenn ich nordwärts zurückblickte, gewahrte ich dieselbe vorsichtige Platzwahl für Häuser rechts und links auf den Bergzügen, die dem von uns zum Abstieg benutzten parallel liefen. Wie Schwalbennester klebten die Gehöfte über dem Abgrunde. Dieses Misstrauen in die Ehrlichkeit der Stammesgenossen hat die Signalpfeifen-Sprache zu einer hohen Entwickelung gebracht, und auf weite Entfernung hin verständigt man sich mittelst dieser Instrumente, die in der zerklüfteten Gegend in der That ein unerlässliches Verkehrsmittel bilden. Niemand geht ohne Signalpfeife aus, selbst die Hunde werden auf den Pfiff besonderer kleiner Pfeifen dressirt. Man setzt das Mundstück senkrecht an die Lippen und gestaltet den Pfeifenlaut durch abwechselndes Schliessen und Oeffnen der unteren Rohröffnung mit dem Finger. Die Pfeifen waren aus Holz, Knochen, in seltenen Fällen (die für die Jagd) aus länglichen Muscheln (owi-asso) gearbeitet und mit prächtigen, verschlungenen Ornamenten am oberen und unteren Ende versehen. Die Soldaten, nach denen ich während der Ruhepause ausgelugt hatte, erschienen nicht, und der Abend brach schon herein, als ich in Lakluta, einer Gruppe von etwa fünf Häusern eintraf; sie waren längs des Baches Mota-Lukō verstreut, der sich bei dem Dorf Luka an der Ostküste ins Meer ergiesst. Nach dem, was mir über die

Bewohner von Lakluta vom Corporal erzählt wurde, mussten sie hochansehnliche Leute sein; da war ein Major, ein Capitain, ein Coronel. Sie waren arm wie Kirchenmäuse, stahlen wie Raben, und hatten ihren König so lange geärgert, bis er nach dem Nachbarkönigreich Barique gezogen war und dort als depossedirter Fürst sich dem nützlicheren Geschäft des Kaffeebaues hingab. Als ich am nächsten Morgen auf der Veranda des von den Portugiesen recht solide gebauten, früheren Regierungshauses meinen Kaffee trank, meldeten sich die Herren Soldaten, und zugleich erklärte ihr schwarzer Anführer, der bisher gekocht hatte, sich für krank und legte sein Amt als Koch in meine Hände zurück. Die Krankheit bestand im Aerger darüber, dass er nicht wie wir reiten durfte. Wir mussten uns glücklich schätzen, das Gepäck auf Pferde verladen zu können und konnten den faulen, schwarzen Schlingel mit seinen Wünschen nicht berücksichtigen. Zu sammeln war übrigens wenig genug in Lakluta: die Eingebornen lieferten uns nur mit verschmitzter Unterwürfigkeit in kleinen Säckchen Reis, Mais, Bohnenarten, Kaffee, Nüsse und einige Landschnecken ab. Ob man mein Begehren nach Sammlungsgegenständen missverstanden hatte, oder ob die Darbringung dieser Gaben ein Ausfluss jener Eigenschaften war, die den König zur Abdankung bewogen hatten, wer kann's ergründen! Ehe ich dahinter kam, dass hier nichts zu holen war, und keine Leute aus der Umgegend kamen, vergingen drei Tage; den letzten Tag regnete es stark, was mich nicht abhielt, mit der Flinte im Arm die scheinbar ausgestorbene Landschaft zu durchpürschen. Ich kam nicht zu Schuss auf Hirsche, fand aber die Tafel mit diesem Wildpret bestellt und verliess am 16. Juli früh den Ort unter dem schlimmen Eindruck der Nachricht, dass an der Südküste zwischen Luka und Viveque, und im Innern zwischen Bibiçuçu und Manu Krieg ausgebrochen sei. Da letztere Landschaften auf dem in Aussicht genommenen Rückwege lagen, war wenig für die Durchführung des Planes zu hoffen.

Ein starker Tagesmarsch sollte uns nach Barique führen. Wir zogen zunächst eine Strecke südlich, ergänzten die uns nicht vollständig gelieferte Pferdezahl durch Requisition in einer Koppel und durch zwei Thiere, die uns von tributpflichtigen Eingeborenen an unsere Strasse herangebracht wurden, und wandten uns dann westlich in die Berge, indem wir den Lauf des Mota-Lukō verliessen. Die Ortskenntniss der Eingeborenen ist unbeschreiblich gering und bald hatten wir uns beim Auf- und Absteigen in dem hügligen, mit Gras bewachsenen Gelände verirrt. Verschiedene Male zogen wir aus Versehen den Wildpfaden der Karabaus und Hirsche nach und mussten schliesslich einen Führer aus einem Gehöfte einfangen lassen. Der Marsch verlangsamte sich naturgemäss, da wir bei schnellem Vordringen die trägen, verdrossenen Pferdetreiber verloren haben würden. Wir setzten über den tiefen, reissenden Gebirgsbach Mota-Samoro und gewannen beim Heraustreten aus den Bergen

einen Ueberblick über die flache, sanft ansteigende Küstenlandschaft, die in einer durchschnittlichen Breite von 10 bis 15 Kilometern sich an der ganzen Südküste entlang zu ziehen scheint. Der Fuss der Berge war mit dichten Bambus-, Cajaput- und Tamarinden-Wäldern besetzt. Endlich erreichten wir einen breiten, von Gras entblössten und mit Wassergräben eingefassten Weg, der uns gegen 8 Uhr Abends den Einzug in Barique und sein dürftiges Dorfhaus ermöglichte.

Der Nimbus von Unnahbarkeit, den sich der König durch seine Weigerung, uns gleich nach unserer Ankunft noch zu empfangen, gegeben hatte, verflüchtete sich, als der alte Bursche mir frühmorgens die gewünschte Audienz gewährte. Der „Rio" hatte unzweifelhaft Ähnlichkeit mit einem wettergebräunten Schiffskapitän, und seine Erzählungen, die er fliessend in portugiesischer Sprache vortrug, waren frei von jeder Voreingenommenheit und von einem Hauche von Jovialität durchweht. Zunächst machte er uns mit seiner Residenz — so darf ich sie ihm zu Gefallen wohl nennen — bekannt. Wir waren durch einen breiten, überdachten Thorweg in den Hof eingetreten. Ein Bambuszaun umschloss ausser dem Wohnhaus zwei Vorrathshäuser und einen offenen Schuppen, der mit Sätteln und Geschirren vollgepfropft war. Vor ihm schilderte, ebenso wie im Thorweg, ein Posten und schlug jede halbe Stunde auf einen Gong, eine lebendige Uhr, bei deren Thätigkeit ich mich des Verdachtes nicht erwehren konnte, dass sie nur dem fremden Besuche zu Ehren anbefohlen sei.

Das Wohnhaus, zu dem wir auf einer Holztreppe hinaufstiegen, stand auf einer zwei Fuss hohen, festgestampften Erdaufschüttung. Sie bildete zugleich den Fussboden des reinlichen Empfangszimmers, in dem wir uns auf Stühlen niederliessen. Ein einfacher Holztisch und ein Rohrsopha, beides europäische Arbeit, vervollständigten die Einrichtung, und Haufen amtlicher Papiere, Tintenfass, Federhalter, zwei Bücher und sogar einige alte Zeitungen gaben dem Gemach sein Gepräge. Wären nicht die braunpolirten Palmrippen-Wände, die fremdländischen Thürvorhänge gewesen, so hätte man sich beim ersten Anblick in ein Deutsches Amtsbureau versetzt wähnen können. Erst als sich der Rio hinter dem Tisch erhob, stimmte sein Aeusseres nicht mehr ganz mit dem eines Bureaukraten; denn an Hemd und Jacke schloss sich der Sarong an.

Bei einer Bewirthung mit Tabak und Kaffee, Eigengewächs, von einem auffällig chinesisch aussehenden Schwestersohn des Gastgebers kredenzt, entwickelte sich ein eingehendes Gespräch über Land und Leute, und die schriftliche Anweisung des liebenswürdigen Gouverneurs löste dem erfahrenen Könige die Zunge. Nach seinen Angaben sind Waffen und Hausgeräth in den Königreichen Timors, etwa einem halben Hundert an der Zahl, nicht wesentlich verschieden, und ich fand dies in dem ganzen Verlaufe meiner dreiwöchigen Reise bestätigt. Auch er wusste mir von Steingötzen, in ent-

legene Höhlen geführt, zu berichten. Bei Kriegen, Hochzeiten, Sterbefällen wird ihnen verstohlenerweise geopfert, und die Begräbnissschmäuse verschlingen in monatelangen Schwelgereien ganze Heerden von Rindern, Schweinen, Ziegen und Schafen, um so mehr, je höher der Rang des Verstorbenen war. Der eigentlichen Bestattung geht während dieser Zeit eine vorläufige Beisetzung im Trauerhause oder an bestimmten Orten voraus. Die Aehnlichkeit dieses Brauches mit dem floresischen ist unverkennbar. Die portugiesischen Priester mögen das Ihrige zur Ausrottung des alten Glaubens beitragen, und der Rio bot ihnen dazu wohl die Hand, indem er während meiner Anwesenheit Leute von fern und nah zum Steineherbeischaffen für einen Kirchenbau anhielt. Nicht mehr wird dem Bildniss der Vorväter oder den von ihnen verehrten Götzen geopfert, sondern alten, langen Dolchen, Klewangs und verrosteten Gewehren, die von verschollenen Geschlechtern einst im Kampfe geführt wurden. Oft versenkt sich der Timorese auch an einem heiligen, absonderlich geformten Steine oder vor einem Baume still opfernd in Andacht und gedenkt dabei des Maojak, jenes von Timor auch nach Ilwaki auf Wettar verpflanzten Gottes. Als Heiligthümer werden ferner goldene und silberne Kopfreifen mit Hörnern und Brustschmuck aus demselben Metall betrachtet. Diese kamen mir nicht zu Gesicht, und ich habe schon früher bemerkt, dass jene von Forbes jedem Köpfeschneller beigelegten, kreisrunden Platten keineswegs eine landesübliche Auszeichnung, gewissermaassen eine Tapferkeitsmedaille, darstellen.

Eigenthümlich ist die Schwurfeierlichkeit. Man füllt einen Becher mit Genever oder Palmwein, Erde und Schiesspulver und wirft eine Flintenkugel hinein. Der Schwörende macht seine Aussage und bekräftigt die Schwurformel durch Austrinken der Mischung. Der Meineidige soll an einem vergifteten Trunk sterben, von der Erde verschlungen oder erschossen werden. Meine Befürchtung, dass der Ausbruch des Krieges in den westlichen Landschaften Bibiçuçu und Manu, meinen Plan, über Alas, Samoro, Bibiçuçu und Torskai nach Dilly zurückzukehren, vereiteln würde, bewahrheitete sich leider, und ich konnte von dem Rio blos Träger für den bereits zurückgelegten Weg erhalten. Da ich auf die Leute angewiesen war, musste ich mich der harten Nothwendigkeit fügen, umsomehr, als die Zeit meines Verweilens mit der Ankunft des Dampfers am 23. Juli abgelaufen war.

Die Unterhaltung mit dem willfährigen Rathgeber drohte zuweilen unterbrochen zu werden. Meine Erscheinung hatte die Neugierde der Damen des Hauses gereizt, und hinter den verschiedenen Thüren des Zimmers, die von zwei nebeneinander hängenden Salendangs gebildet wurden, zischelte es fortwährend, und oft genug starrten mich aus den Falten heraus ein paar verwunderte, schwarze Augen an.

Nachdem der Posten im Schuppen zum sechsten Male durch kräftige Gongtöne seinen Unwillen über die Länge meines Besuches kundgegeben

hatte, empfahl ich mich und stieg zu meinem in der Nähe des Bachufers gelegenen Quartier hinab. Der Bach ergiesst sich in den Mota-Samoro, und an ihm zieht sich das aus etwa 10 Häusern bestehende Hauptdorf hin. Die umliegenden Anhöhen scheinen mit zahlreichen Einzelgehöften besetzt zu sein, die jetzt ihre Bewohner entsandt hatten. Sie umstanden das Dorfhaus in grosser Menge. Bevor ich es erreicht hatte, schaute ich nach einem Gehenkten aus, der am Abend zuvor im Mondlicht gespenstisch über einem Baumwipfel an einer langen Stange hin- und hergeschwankt war. Die Figur entpuppte sich als die eines Menschen und war aus verfilztem Sagobastzusammengewickelt, ein Wahrzeichen strafender Gerechtigkeit. Wer nämlich einen Dieb gefasst, und dabei, wie es Rechtens ist, getödtet hat, darf ein derartiges Symbol auf einer langen Stange hoch über einen Baumwipfel aufhissen. Die Figur war an einem drei Fuss im Durchmesser grossen Reifen, in das ein Andreaskreuz gespannt war, aufgehängt, und dies deutete an, dass ein Pferdedieb hier sein Vergehen gebüsst hatte; der Kopf des gestohlenen Thieres, der nach Forbes daneben angebracht wird, war nicht zu entdecken und später, wo mir diese Zierden auf dem Rückmarsch noch mehrfach auffielen, habe ich gleichfalls niemals an einer solchen für Pferdediebstahl ein Pferdehaupt wahrgenommen. Es wäre auch unsinnig, wollte der rechtmässige Eigenthümer sein wiedergewonnenes Thier tödten. Die Voraussagung des Königs ging bei meinem Sammelgeschäft in Erfüllung, ich fand trotz der lebhaften Zufuhr aller möglichen Sachen wenig Neues darunter. Meinen Hauptaugenmerk richtete ich auf die Erwerbung von Lanzen und tauschte für drei Fässchen Pulver neun Wurflanzen und zwar fünf verschiedene Arten mit verschiedenem Namen ein.

Am 18. Juli setzte ich mich mit der Karawane in Bewegung, nach dem Aufhören des Regens, von dem an der Nordküste keine Spur niedergefallen war, wie man mir sagte, und zog dem Laufe des Mota-Samoro entgegen. Ueber zwei Hochebenen hinweg, zeitweise aufgehalten durch Einzäunungen der Weidepläne, erstiegen wir schliesslich ein Tafelland, über das wir, mit Vermeidung des Umweges über Lakluta, nach dem Platze gelangen wollten, auf dem wir einige Stunden vor jenem Ort gerastet hatten.

Vor einigen Schutzhütten musste angehalten werden, um die Nachzügler zu erwarten. Hier lagerten viele Marktbesucher, deren Ziel Dilly war, und wohl oder übel war ich gezwungen, in ihrer Gesellschaft bei der Abhängigkeit von unseren Proviantträgern zu übernachten. Das Reiten in dem über mannshohen Grase, das Durchwaten der Bäche hatte mich gänzlich durchnässt, und ich bemühte mich, den schädlichen Folgen durch ein tüchtiges Lagerfeuer vorzubeugen und Kleider und Strümpfe zu trocknen. Beim Holzmachen und Zerkleinern des Bambus spürte ich plötzlich ein Krabbeln auf dem Spann und konnte noch zeitig genug einen giftigen

Skorpion, der schon den Schwanzstachel zum Stich erhoben hatte, herunterschleudern. Sein Gift soll auf Timor nicht immer tödtlich wirken, aber doch sehr gefährlich sein. Ich tödtete ihn durch einen Schlag mit einem Scheit. Herr Kühn hatte auf Kissar mehrere Skorpione gefangen und sie, um die Erzählung von ihrem Selbstmord auf die Richtigkeit zu prüfen, unter ein Glas gethan. Sie kreisten eine Zeit lang in ihrem Gefängniss umher und versetzten sich, sobald sie sich der Unmöglichkeit des Entrinnens vergewissert hatten, selbst den Todesstoss.

In der Nacht überfiel mich das leidige Fieber und trieb mich in der Frühe von dannen. Nach dreistündigem, scharfen Ritte hatte ich mit dem von Barique mitgenommenen Führer und dem Dolmetscher den Rastort am Fusse des Ranak erreicht. Der Führer machte seine weiteren Dienste von einem Frühstück abhängig und verschlang einen von mir erlegten Vogel halb roh. Aber frostgeschüttelt mochte ich nicht länger zögern und überliess in Anbetracht des mir von hier ab wohlbekannten Weges, den beiden das Nachkommen. Unterwegs fielen mir an der Strasse krumme Hölzer, mit Palmblättern behängt, auf. Sie waren an zwei Stellen an Stangen aufgestellt und wurden von mir zuerst für Matakaus, die den Eingeborenen zwar bekannt, aber wenig üblich sind, gehalten. In der That enhielten jedoch diese Hölzer eine Botschaft des Herrschers über jenen Bezirk an seine Unterthanen, die den des Weges Einherziehenden aufgab, sich zu seinem Heerbann zu verfügen. Ich überschritt eilig den Ranak. Die Luft war noch dunstiger als vor neun Tagen, und die Aussicht in Folge dessen noch mehr verhüllt. Um 4 Uhr Nachmittags durfte ich mich auf einer elenden Pritsche in Tokiet ganz meinem Fieber widmen und unterbrach diese angenehme Beschäftigung erst im Laufe des Spätnachmittags, als die Karawane sich allmählich einfand. Diesmal hatten die Herren Soldaten eine ganz neue Ausflucht für ihre sträfliche Nachlässigkeit. Sie brachten Räubergeschichten von weggelaufenen Trägern, mit Beschlag belegten Marktleuten und von diesen requirirten Ersatzmannschaften vor. Der Gouverneur wird den schwarzen Lügnern wohl das Einmaleins der Disciplin auffrischen; mit diesem Gedanken lullte ich mich in Schlaf.

Durch die Bereitwilligkeit des alten Dato mit frischen Pferden und Trägern versehen, konnte ich nach dem Frühstück wieder in die Berge hinauspilgern, und ein isabellfarbiges Pferd, das ich hier bestieg, jagte mit mir flink über Stock und Stein. Am Mitwaki wandte ich mich flussabwärts, um in Matinaru vorzusprechen, einem grossen Ort, der an der Mündung des Flusses liegt. Hiermit entging ich zugleich der Nothwendigkeit, den Pferdewechsel in Laklo bei Freund Emanuel vorzunehmen. Die Fahnenflucht seiner Schutzbefohlenen war mir noch zu frisch im Gedächtniss, als dass ich mich noch einmal der Möglichkeit hätte preisgeben sollen, auf offener Land-

strasse von ihnen verlassen zu werden. Ein sorgfältig gebauter, wegen der Ueberschwemmungen des Wildwassers hoch über dem tiefen, allmählich sich verbreiternden Flusse angelegter Weg senkte sich aus der Gebirgslandschaft hernieder. Die hohen Berge traten zurück, das Thal erweiterte sich, und weite Flächen künstlich bewässerter Reisfelder erstreckten sich an beiden Ufern bis ans Meer. Dichte Wolken von Reisvögeln wurden von Feldhütern aufgescheucht. Einige von diesen schwangen das getrocknete, grosse Blatt einer Fächerpalme, das an einer Querleiste eine Anzahl rasselnder Holzpflöcke trug. Ausser dieser Vogelklapper war eine andere sinnreiche Einrichtung zum Schutze der Ernte in Gebrauch. Auf einer Art überdachter Kanzel stand ein Mann und brachte durch Ziehen an einer Schnur ein über das ganze Feld gezogenes, natürlich ungemein weitmaschiges Netzwerk in Bewegung. Jeder Ruck an der Leine liess das ganze Rispenmeer aufwallen und trieb die gefrässigen, buntgefiederten Räuber von dannen auf einen Nachbaracker, wo sich die Scene wiederholte. Zum ersten Male auf Timor sah ich eine Gegend von Vögeln belebt, und zahlreiche Tauben, Kraniche und Schnepfen gingen hier ihrer Nahrung nach. Letztere, die in dem feuchten Boden den Würmern nachstellten, waren weniger scheu, und auch ein brauner Adler bequemte sich erst zum Auffliegen von einer Mauer, als ich ihm ganz nahe auf den Leib gerückt war. Ein Naturspiel fesselte meine Aufmerksamkeit: dem hohlen Stamme eines Gummibaumes war der kerzengrade Schaft einer Palme entsprossen, und beide Stämme schienen ihre ungewöhnliche Vereinigung gut zu ertragen; es mag selten genug dem Besitzer eines Gummibaumes begegnen, dass er davon Kokosnüsse erntet In Manitutu nahm mich ein portugiesischer Händler, ein ehemaliger Corporal, freundwillig auf. Die Lage des Ortes, des zweitgrössten auf portugiesischem Gebiet, kennzeichnet so recht die geringe Neigung der Timoresen für Seefahrt. Auf der Rhede dürfte ein Sturm jedem Schiff gefährlich werden, und doch schneidet kaum eine englische Meile von Manitutu östlich eine mehrere Meilen lange, tiefe und wohlgeschützte, aber unbenutzte Bucht in das Land hinein. Sie ist wohl der beste Ankerplatz auf der ganzen Insel. Manitutu besitzt ein mit Kanonen bewehrtes Fort mit Regierungsgebäuden, eine steinerne Kirche, ein Nonnenkloster, chinesische Handelsniederlassungen und wohlgepflegte Strassen. Alles deutet darauf ihn, dass das etwa 1000 Seelen umfassende Dorf eine grosse Zukunft hat, sobald fremdes Capital an die Aufschliessung des Hinterlandes geht, und an der Lanisana-Bucht ein Stapelplatz aufgethan wird. Der ganze Binnenlandverkehr des Ostens würde zweifellos Manitutu alsdann dem eine starke Tagereise entfernten, ungesunden Dilly vorziehen. Mein Aufenthalt währte einen Tag, und die Sammlungen erfuhren keine besonders charakterische Bereicherungen.

Nachdem einem widerwilligen Rio die Gestellung von Träger abgenöthigt war, feierte ich in Laklo das Widersehen mit Emanuel und wurde seiner Frau vorgestellt, einer älteren, hageren Dame, die mich jetzt nach besten Kräften bewirthete. Von andauerndem Fieber ermattet, liess ich mich gern zu eintägigem Verweilen überreden und zog erst am 23. Juli meiner vorangeschickten Karawane nach. Ich war nicht der einzige Fieberkranke, wie ich in Dilly erfuhr. Während meiner Abwesenheit hatten sich mehrere meiner alten Makassaren in dem Sumpfloch unter dem Einflusse der Malaria bis zur Unkenntlichkeit verändert, und selbst Herrn Leon Seng, den glücklichen Eigenthümer der Bunting-Makallo, erkannte ich kaum wieder. Der Verbrauch von Chinin ist in Dilly recht bedeutend, und wer es erschwingen kann, nimmt vorsorglich an jedem Morgen, mag er nun Fieber haben oder nicht, einige Pillen des jetzt auch auf Java kultivirten Heilstoffes. Die Freundlichkeit des Gouverneurs stellte mir einen abgesonderten Raum im Zollhause zum Verpacken und Ordnen der Sachen zur Verfügung, und tagelang war ich hier mit dieser Arbeit und mit dem Beschreiben der Sammlungen beschäftigt und daher wohl mit dem Ausbleiben des Dampfers zufrieden. Als der Gouverneur erfuhr, wie pflichtvergessen sich die Soldaten als Begleitmannschaft aufgeführt hatten, brach ein Strafgericht über die Uebelthäter herein und sie wanderten in Arrest. Allerdings bezweifle ich, dass sie sich's zu Herzen genommen haben; das Arresthaus, an dem ich täglich vorüberging, schien einen Gesangverein zu beherbergen, und afrikanische Lieder aus rauhen Kriegerkehlen erheiterten die Insassen, die wahrscheinlich der Heldenthaten des letzten Streifzuges in ihrer Weise gedachten.

Der Gouverneur ersuchte mich eines Tages, dem Scheibenschiessen der Truppen beizuwohnen. Oberhalb der Stadt hatte sich die militärische Macht auf dem Schiessplatz eingefunden, und alles betheiligte sich an der Uebung. Es wurde viel geknallt, aber auf 100 Meter nur von dem Gouverneur und mir getroffen. Schlechte Aussichten für einen Kriegsfall! Die Schwarzen vom unteren Sambesi sollen nach Aussage der Offiziere ein untauglicher Menschenschlag sein, und ob eine so disciplinlose Horde gegen die kriegsgewohnten Eingeborenen etwas ausrichten könnte, ist doch wohl ziemlich fraglich. Der Amtsvorgänger des Gouverneurs war unweit des Schiessplatzes von dem durch zwei entlassene, timoresische Schreiber aufgestachelten Volk ermordet worden, und Niemand hatte gewagt, die Thäter zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hatten sich in Sicherheit gebracht, und an ein Eindringen in die unwegsame Wildniss ist nicht zu denken, selbst wenn man die Afrikaner vom oberen Sambesi zur Hand hätte, die sich in früheren Jahren auf Timor bewährt haben sollen. Was von den Negern entlassen und nicht wieder nach der Heimath zurückgeschafft wird, trägt auch nicht dazu bei, freundliche Gefühle für die portugiesischen Schutzherren zu erwecken. Es ist ein nichts-

nutziges, faules Gesindel, das es in Dieberei mit jedem Timoresen aufnehmen kann und besonders in den Marktverkehr ein begreifliches Misstrauen von Seiten der Verkäufer hineingetragen hat. Die Leute, die ich auf dem Sonntagsmarkt zum Vorzeigen ihrer Waare bewegen wollte, flüchteten sich meist, da nach ihren Erfahrungen Vorzeigen an einen Fremden ein Nimmerwiedersehen ihres Krames zur Folge hatte.

Endlich am 30. Juli hörte ich, wie zweimal eine Kanone des Forts gelöst wurde: der „Batavier" mit dem Kapitän Endert war eingelaufen, und nach einem wirklich herzlichen Abschied von dem gastlichen Hause dampfte ich zwei Tage darauf nach Balanipa auf Celebes am Golfe von Boni ab. Der Dampfer nahm seinen Lauf zwischen Pulo-Kambing und Alor hindurch, und die Reise bot nichts Auffälliges. Blos in der sternklaren Nacht vom 1. zum 2. August lernte ich ein Seephänomen kennen, das mir völlig neu war.

In der Strasse zwischen den genannten Inseln erschien das Wasser plötzlich milchweiss. Ich hatte mich auf die Kommandobrücke zum Kapitän begeben, der, obwohl er einige Male diese merkwürdige Färbung unter diesem Himmelsstrich beobachtet und ihre Gefahrlosigkeit erprobt hatte, doch fleissig peilte, um sich über das Fahrwasser zu vergewissern. Nach einer Stunde gewahrten wir einen unheimlichen, schwarzen Streifen vor uns, und ich hätte ihn der Seekarte ungeachtet für Land gehalten. Es war aber das tiefdunkle Meer, das sich scharf von dem milchigen Wasser abhob. Die Scheidung zwischen beiden Gebieten war eine haarscharfe. Eine Erklärung für die seltene Erscheinung kann ich nicht geben. Als ich im Februar den Meeresarm kreuzte, war nichts davon zu bemerken. Die Flaschen, die ich mit dem hellen und dem dunklen Wasser anfüllte, sind mir leider abhanden gekommen. Dass etwa vom Monsun aufgewühlter Meeresboden die See gefärbt hat, halte ich bei der weiten Entfernung von der Küste und bei einer Tiefe von 200 Faden für ausgeschlossen. An Bord befanden sich viele makassarische Seefahrer, bei denen ich mich erkundigte; sie sagten, dass in den Monaten Juli und August das Aier-puti (weisses Meer) eine häufige Erscheinung ist, und die Perlfischer, die nach Australien segeln, nennen den Monat August den Aier-puti-Monat.

Das Schiff machte eine langsame Fahrt, und schon glaubte ich einem anderen Dampfer, nach einer Rauchsäule zu urtheilen, zu begegnen, als ich beim Näherkommen den 1600′ hohen Zuckerhutgipfel des Vulkans der Insel Komba gewahrte, der in Höhe von 800′ dichte Dampfwolken ausstiess. Am 4. August warfen wir vor Balanipa Anker. Es mündet hier ein ziemlich tiefer, von einer Barre bei niedrigem Wasserstand gesperrter Fluss, den wir im Boote hinauffuhren, um den Geschäftsfreund, der die Kaffeelieferung für den „Batavier" vermittelt, von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Wir befanden uns hier in einem richtigen Kaffeelande und nahmen eine volle

Ladung ein. Der Golf von Boni enthält viele, auf der Karte nicht angegebene Inseln und bildet eine Handelsstrasse für den Verkehr nach dem Osten von Celebes und dem für Europäer unnahbaren Buton. Nur die Badjuresen, die hier sesshaft sind, scheinen einen Freibrief für den Verkehr mit den kriegerischen Butonesen zu haben; ihre Schiffe kreuzten hin und her zwischen den malerischen Inseln. Häuser in Palmenhainen, braune Mattensegel in langen Reihen hintereinander, zahlreiche Fischer am Ufer, im Hintergrunde ein grünes Bergland, alles das ergänzte sich zu einem schönen Tropenbilde. Ich ahnte nicht, wie nahe ich dem Schauplatz war, auf dem die Reisebegleiter meines Freundes Kühn jählings zu Grunde gehen sollten. Er hatte seinem Auftrage gemäss die Molukken besucht und war im Dezember nach Celebes zurückgekehrt, also fünf Monate später als ich. Der von ihm auf Key geheuerte Amer wurde mit einigen seiner Leute, darunter Useng, den guten Jungen, nach Ceram zurückgeschickt auf den Schmetterlingsfang. Auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsort legten sie an einer kleinen Insel in der Buton-Strasse an, um Holz und Wasser einzunehmen. Useng hatte sich seitab im Busch verloren, da hörte er ein fürchterliches Geschrei und Waffenklirren. Nichts Gutes ahnend, schlich er sich herbei und sah Amer mit seinen Genossen im Gefecht gegen eine Uebermacht von Butonesen. Weder der tapfere Schiffsführer, noch seine beiden beherzten Vettern vermochten sich durchzuschlagen, und sobald Useng den schlimmen Ausgang überschaute, entschlüpfte er, von Entsetzen gejagt, in das schützende Dunkel des Urwaldes, durchschwamm den Meeresarm und irrte sechs Wochen lang, gehetzt wie ein wildes Thier, auf Schleichwegen landeinwärts, bis er in Makassar den Untergang seiner Gefährten melden konnte. Das war das Ende Amers des Ternataners.

Am 7. August wieder in Makassar angelangt, begab ich mich sofort in ärztliche Behandlung. Mir wurde bedeutet, schleunigst das nordische Klima aufzusuchen, und eine Nierenblutung, die mich im rothen Meere auf der Heimreise überfiel, bestätigte die Richtigkeit der Diagnose. Ueber Ampinang auf Lombok, Baleling auf Bali und Surabaja gelangte ich nach Singapore und betrat am 11. September 1888 in Hamburg den deutschen Boden.





